Das geflügelte Rad.

Das geflügelte Rad.

Roman

von

Hermann Heinrich.

Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1892.

Auf der Brücke, welche in Berlin über den Rangirbahnhof der Anhalter Bahn führt und das Tempelhofer Feld mit dem Terrain der Kaserne des Eisenbahn-Bataillons verbindet, stand ein Mann von hoher und kräftiger Gestalt. Das hohe Brettergeländer der Brücke, das jedem Menschen von gewöhnlicher Größe den Ausblick auf den darunterliegenden Bahnhof verwehrt, war für ihn kein Hinderniß. Fast bis zur halben Brust überragte er das Geländer und schaute suchenden Auges in die Tiefe. Von unten ertönte das Aechzen und Stöhnen der rangirenden Züge. Die durchfahrenden Locomotiven trieben den schwarzen Dampf durch alle Ritzen und Fugen der Brücke und hüllten den Zuschauer zeitweise in dichte Wolken ein. Es war an einem Sonntage gegen Abend. Die Sonne war bereits zwischen der Eisenbahn-Kaserne und dem ferner liegenden Schöneberg hinabgesunken und nach der Hitze des Julitages machte sich die angenehme Kühle des nahenden Abends geltend. Das

Tempelhofer Feld war belebt von Menschen. Junge Leute trieben im Tricotanzuge in den Farben ihres Clubs muntere Spiele; Kinder und Erwachsene sahen dem anregenden Treiben zu und mischten ihre lauten Zurufe in das fröhliche Jauchzen der Spieler. Ueber die Brücke eilten Soldaten von der nahen Kaserne in ihren glänzenden Sonntagsuniformen einzeln oder in größeren Trupps den Vergnügungslocalen zu, deren Tanzmusik lockend aus der Ferne herüberklang.

Gustav Rollmann stammte aus Pommern. Von seinen armen Eltern hatte er nichts geerbt als die riesige Gestalt und eine unermüdliche Arbeitslust, ein Kapital, das hinreichte, ihn zu ernähren. Nach dreijährigem Dienst bei den Gardekürassieren war es ihm geglückt, eine Anstellung als Schmied — er hatte das Handwerk gelernt — in der Central-Werkstätte der Anhalter Bahn zu erhalten. Dann hatte er sich mit einem Mädchen verheirathet, das ebenso arm, gesund und fleißig, als er selbst war, und in Arbeit und Zufriedenheit waren ihm die Jahre dahingegangen. In der Werkstätte wurden ihm die schwersten Arbeiten zuertheilt. Er galt als der Stärkste, und es war ihm eine Ehrenpflicht, die auf seine Kraft gesetzten Erwartungen bei jeder Gelegenheit zu erfüllen. Zu Hause war er ein ebenso zärtlicher als glücklicher Gatte und Vater, und wenn er an dem Tische saß, den seine

Trude ihm gedeckt hatte, wenn er mit Karlchen, seinem einzigen Kinde, spielte oder mit Weib und Kind des Sonntags durch den Grunewald streifte, dann regte sich kein Wunsch weiter in seiner Brust. Der Gedanke, daß es außer seinem Glücke noch ein schöneres, höheres Glück in der Welt geben könnte, war ihm fremd. Mitten in der Hauptstadt des Deutschen Reiches, wo Glanz und Reichthum der Welt so leicht die Augen der Menschen blenden und wilde Begierden in ihrer Brust entfachen, hatte er für das Jagen nach Gütern und Ehren kein Verständniß. Er war glücklich, denn er war zufrieden.

Und dennoch war sein Glück noch einer Erweiterung fähig. Eines Sonntags erschien in seiner Wohnung ein junger Soldat vom Eisenbahnregiment. Mittelgroß und breitschultrig stand er in der sauberen kleidsamen Uniform vor Gustav und reichte ihm wie einem alten Bekannten freundlich die Hand. Einen Augenblick sah Gustav forschend in das gutmüthig lächelnde Gesicht des jungen Mannes; dann rief er erfreut: „Landsmann! Schütze-Robert! Willkommen in Berlin!" Robert war des Nachbars Sohn aus Gustav's Heimath. Als dieser vor etwa zehn Jahren die Heimath verlassen hatte, war Robert noch ein Knabe gewesen, und jetzt stand er als ein kräftiger schmucker Soldat vor dem freudig erstaunten Lands-

mann. Die freundliche Aufnahme that Robert wohl. Er kam auf Gustav's Einladung wieder und wieder, und bald war der junge Eisenbahner durch ein inniges Freundschaftsband mit der Familie Gustav's verknüpft. Als seine Militärzeit um war, fühlte er keine Sehnsucht nach den Tagelöhnerdiensten der Heimath. Er erhielt durch Gustav's Vermittelung eine Anstellung als Arbeiter auf dem Anhalter Bahnhofe und ging zu seinem Freunde in Kost und Schlafstelle. Er gehörte nun zur Familie, und Gustav fühlte eine leere Stelle in seinem Herzen, wenn der um sechs Jahre jüngere Freund nicht da war und wenn er sich mit ihm nicht in der plattdeutschen heimathlichen Mundart unterhalten konnte.

Und Robert war es, den seine Augen suchten, als er heute über das hohe Geländer der Brücke hinabsah. Während Trudchen mit Karl dem Ballspiel der bunten und schnellfüßigen Tricotmänner in der Ferne zusah, war Gustav zur Brücke gegangen, um den jungen Freund zu sehen und ihm womöglich einen Gruß hinabzuwinken.

Lange sah er in das Getriebe der hin- und herfahrenden Wagen, ohne Robert entdecken zu können. Er ging auf der Brücke ein Weilchen auf und ab, machte dann einen Umweg über das Tempelhofer Feld, wo er sich überzeugte, daß Frau und Kind noch auf demselben Platze standen, und kehrte zur Brücke

zurück. An dem niedrigen Geländer, das sich von der Brücke nach der Seite hinzieht, nahm er Aufstellung, und nun auf einmal sah er Robert auf dem nächsten Schienenstrange. In blauer Blouse und mit geschwärztem Gesicht stand Robert da. Er war mit der Kuppelung der Wagen beschäftigt. Zwischen den Puffern eines Wagens stehend, hielt er die Kuppelung in der Hand, um sie dem anfahrenden Wagen anzuhängen. Mit Aufmerksamkeit sahen seine Augen in die Ferne. Da rasselte der Wagen, von einer Maschine gestoßen, heran. Enger und enger wurde der Raum zwischen den vier Puffern. Aber noch ehe sich dieselben berührten, hatte Robert mit sicherer Hand die Oese der Kuppelung in den Haken des anfahrenden Wagens gehängt und somit die Verbindung hergestellt. Krachend prallten die Puffer zusammen, um ebenso schnell wieder auseinanderzufahren. Ein Aechzen und Krachen ging durch die ganze Wagenreihe, die nach dem heftigen Stoße sich eine Weile hin- und herbewegte. Aber schon hatte Robert seinen Platz verlassen. Bei dem heftigen Zusammenstoße der beiden Wagen hatte er sich schnell gebückt und, mit der Behendigkeit einer Katze unter den Puffern durchkriechend, sicheren Boden gewonnen. Jetzt richtete er sich auf. Zufällig begegneten seine Augen dem Blicke des Freundes auf der Höhe des Dammes. Flüchtig winkte er einen Gruß

hinauf, denn verweilen durfte er nicht. Schnell eilte er weiter, um die Kuppelung noch so oft zu vollziehen, als neue Wagen dem Zuge angefügt werden sollten.

Gustav hatte den Vorgang mit größter Spannung und mit Herzklopfen beobachtet. Schon oft hatte er der Arbeit der Kuppler flüchtig zugesehen, ohne etwas Besonderes dabei zu denken. Jetzt aber, als er den Freund zwischen den Puffern und den sich hin und her schiebenden Wagen sah, fiel ihm auf einmal ein, daß diese Arbeit eigentlich höchst gefährlich sei. Ein unvorhergesehener Zufall, ein Versehen des Kupplers, ein im Wege liegendes Steinchen konnte den Arbeiter zu Fall bringen, und dann — dann gingen die Räder der Wagen zermalmend über ihn hinweg. Ein Schauer überlief Gustav bei dem Gedanken, daß man seinen Freund vielleicht einmal verstümmelt, todt zu ihm ins Haus bringen könnte. Und da fiel ihm ein, daß Unglücksfälle dieser Art schon wiederholt vorgekommen waren. Man hatte darüber nicht viel gesprochen und weiter kein Aufhebens davon gemacht. Es hatte jeder mit sich und seiner Arbeit zu thun, und welche Theilnahme sollte man auch mit dem Schicksal eines wildfremden Menschen haben. „Wer war es?" — „Der und der." — „Der arme Kerl!" Das war der Nekrolog, der dem Verunglückten hin und wieder gehalten wurde. Er wurde nach Hause gebracht und

von den Seinigen begraben, und in der nächsten Stunde schon war sein Platz von einem neuen Arbeiter besetzt.

Andere Gedanken waren es, die Gustav jetzt bewegten. Er fühlte, daß es ihm sehr nahe gehen würde, wenn Robert ihm auf solche entsetzliche Weise entrissen werden sollte. Er war beunruhigt von der beständigen Lebensgefahr, in welcher der Freund schwebte, und er nahm sich vor, für eine andere Beschäftigung Sorge zu tragen. Noch sah er mit bangem Herzen dem Rangiren der Züge zu. Hin und wieder erschien Roberts breite, kräftige Gestalt zwischen den Schienensträngen, um schnell wieder inmitten der Wagenreihen zu verschwinden. Endlich verlor ihn Gustav ganz aus den Augen. Gustav wandte sich ab. Das Rumoren der Züge war ihm plötzlich eine unglückverheißende Musik geworden, die sein Herz mit banger Ahnung erfüllte. Ein vorübersausender Personenzug hüllte ihn auf einige Augenblicke in schwarzen Dampf. Schnell wandte er sich dem Felde zu. Aufathmend sah er den blauen Himmel über sich, hörte er das freudige Rufen der Spieler, sah er das bunte Bild der sonntäglich gekleideten Spaziergänger. Die alle wußten nichts von der Lebensgefahr ihrer armen schmutzigen Mitmenschen da unten auf den Schienen.

Die Sonne war inzwischen untergegangen. Es

dunkelte, und die Menschen, welche bis jetzt das weite Feld belebt hatten, gingen nach Hause. Trudchen kam mit Karl ihrem Manne entgegen. Mit freudigem Jauchzen streckte der Kleine seine Arme zum Vater empor, der ihn aufhob, ihn küssend an sich drückte und nach Hause trug. Karlchen plauderte lebhaft und erzählte dem Vater von den bunten Männern auf dem Felde, wie sie die Bälle mit den Füßen emporgeschlagen und mit den Händen aufgefangen hätten. Einem kleinen Jungen sei ein Ball an die Brust geflogen und er sei sehr erschrocken gewesen und habe laut geschrieen. Der Vater, der sonst so gern mit dem munteren Knaben scherzte, schwieg heute. In sich gekehrt, ging er an der Seite Trudchens über das Feld, der Brücke zu. Hier erhob der Kleine ein erneutes Jauchzen. Die Lichter auf dem Bahnhofe waren angezündet und beleuchteten in der Nähe und der Ferne mit weißem und rothem Schein das Bahnhofsterrain. Ganz weit hinten erhob sich stolz und majestätisch mit mächtigem Bogen die Einfahrtshalle des Anhalter Bahnhofes, deren hohe Bogenfenster durch das bläuliche, elektrische Licht hell erleuchtet waren. Das Ganze glich einer großartigen Illumination und erfreute durch seinen reichen Glanz nicht allein die Augen des Kindes, sondern auch das Herz des Erwachsenen. „Die Lichter, die Lichter!“ rief Karlchen. „Großartig!“ sagte Trudchen wiederholt.

„Nicht wahr, Gustav?“ „Ja, großartig!“ wiederholte Gustav mechanisch, indem er theilnahmlos in das Lichtermeer hinausstarrte. Seine Gedanken waren mit anderen Dingen beschäftigt. Sie gingen weiter, an der Kaserne vorbei, aus deren Fenstern rauchende Soldaten schauten und die Töne einer Harmonika herausklangen, längs der Mauer des Matthäikirchhofes den Berg hinab und durch die nur zum Theil bebauten neuen Straßen in die breite und prächtige Bülowstraße hinein. Ein großes Haus mit reich verzierter Front nahm sie auf. Sie gingen über den Hof, stiegen vier Treppen im Hintergebäude empor und traten in ihr einfaches, aber freundliches Stübchen. Die Fenster desselben gingen auf den Bahnhof hinaus. Trudchen zündete die Lampe an und bereitete das Abendbrod.

„Aber Gustav, was ist Dir heute?“ fragte Trudchen den schweigsam dasitzenden und mechanisch essenden Mann. „Du sprichst kaum ein Wort, und wenn ich frage, thust Du, als wärst Du aus dem Himmel gefallen.“

„Ich wundere mich über etwas,“ entgegnete Gustav.

Trudchen sah ihren Mann fragend an. „Das muß wohl auch ein Wunderthier sein.“

„Darüber, Kinding, daß es noch Niemandem eingefallen ist, etwas zu erfinden, womit man die

Kuppelung der Bahnwagen von der Seite aus besorgen kann."

„Wozu denn das?"

„Weil es so gefahrlos wäre."

„Nun, darüber laß Dir keine grauen Haare wachsen," sagte Trudchen. „Dir wird's auch nicht einfallen. Das ist auch gar nicht Deine Sache. Darüber mögen sich die den Kopf zerbrechen, die's etwas angeht."

Gustav nickte zustimmend, aber sein Verhalten bewies, daß er den Gedanken nicht loswerden konnte.

Nach einiger Zeit klopfte es an, und ein junges Mädchen mit blühendem Gesicht und weißer Latzschürze trat ein. „Tante, Tante Anna!" rief Karlchen, indem er seine Hände mit kindlicher Begehrlichkeit nach dem von weißem Papier umhüllten Gegenstande ausstreckte, den Anna in der Hand hielt. Die Begrüßung des jungen Mädchens von Seiten der Ehegatten war freudig und warm.

„Ist Robert noch nicht da?" fragte sie.

„Noch nicht," entgegnete Gustav, „aber er kann jeden Augenblick kommen."

„Tante Anna, was hast Du mir denn mitgebracht?" rief Karlchen mahnend.

„Etwas sehr Schönes, mein Junge. Da sieh!" Sie schlug das Papier auseinander und nahm ein

Stück Torte heraus. „Eigentlich hat es mir die Gnädige für meinen Schatz mitgegeben, aber ich weiß ja, daß es ihm nicht schmeckt, wenn Ihr nicht essen helft." Sie schnitt ein Stück ab und gab es dem Knaben, der es zunächst wohlgefällig in den Händen herumdrehte, um die geeignetste Angriffsstelle zu entdecken, und dann herzhaft hineinbiß. Das übrige legte Anna zur Seite.

Sie setzte sich an den Tisch und sah die beiden Ehegatten mit glücklichem Gesicht an. „Heute habe ich eine sehr gute Neuigkeit. Könnt Ihr rathen?"

„Hat Deine Gnädige endlich dem Eisenbahn-Ingenieur ihr Jawort gegeben?"

„Sie denkt gar nicht daran," rief Anna. „Und wenn sie es ihm auch gäbe, ich würde es nie geben, trotz seiner großen Trinkgelder. Die Gnädige giebt etwas auf mein Urtheil, und ich habe es schon deutlich merken lassen, daß der Ingenieur mein Mann nicht wäre. Nein, der kriegt sie nicht."

„Na, was giebts denn sonst Neues?" fragte Trudchen ungeduldig.

„Ja, was giebt es? Ihr sollt Euch wundern!" Anna machte ein möglichst ernstes und würdevolles Gesicht und sagte langsam und mit Betonung:

„Frau Oberstlieutenant von Breitenbach hat mir heute gesagt, daß sie mich zu meiner Hochzeit ganz

und gar ausstatten wolle, ganz — und — gar — aus- — statten! Na?"

Gustav und seine Frau sahen Anna ungläubig an.

„Mach' keine Flausen," sagte Trudchen.

„Werde ich Flausen machen in solchen Dingen!" entgegnete Anna ärgerlich. „Sie will mir die ganze Ausstattung schenken, ungelogen!"

Gustav schlug mit der geballten Faust auf den Tisch. „Donnerwetter, das ist nobel!"

„Da gratulire ich, Anna!" sagte Trudchen. „Wahrhaftig, das passirt nicht oft. Etwas Ordentliches konnte man von Deiner Gnädigen ja erwarten, aber daß sie sich dazu versteigen würde —! Und dabei hat sie doch anfänglich von der Heirath gar nichts wissen wollen."

„Ach, das war nicht so schlimm gemeint, wie es aussah," sagte Anna schnell. „Die Hauptsache war, sie wollte sich nicht von mir trennen, denn wenn man zehn Jahre miteinander gelebt hat, mein Gott, dann wird einem natürlich der Abschied schwer. Als ich Robert zum ersten Male sah, unten, als er über den Hof zu Euch ging, dachte ich ja selbst nicht daran, mich mit ihm einzulassen, obgleich er mir gefiel. Gerade weil Alles dem bunten Tuch nachläuft, wollte ich von den Soldaten nichts wissen. Ich hatte es mir ganz fest vorgenommen, mich von keinem Soldaten kapern

zu lassen. Aber wie schwach ist doch der Mensch! Er kam wieder und wieder, und nicht lange dauerte es, so waren wir einig. Er ließ sich ja auch nicht abweisen, und das Eine wird mir Jeder zum Ruhme nachsagen müssen, daß ich mich ihm nicht etwa an den Hals geworfen habe. Sage selbst, Trudchen, ob das nicht Jeder sagen muß!"

„Aber Anna! Wer Dich kennt! Das ist ja selbstverständlich. Er hat ja gleichsam Sturm auf Dich gemacht!"

„Ja Sturm! das ist das richtige Wort. Als wir also einig waren, ging ich zu meiner Gnädigen. Gnädige Frau, sagte ich, ich bitte um meinen Abschied. Sie bekam einen Todesschreck und fragte: Warum, Anna? — Weil ich mich verlobt habe, gnädige Frau, und weil Sie hundertmal erkärt haben, daß Sie ein Mädchen mit einem Schatz nicht gebrauchen können. Ihr wißt, welches Feuer ich damit anzündete. Sie machte mir hundert Vorstellungen. Es ist ja wahr, daß Robert kein Brod hatte und auch ein paar Jahre jünger ist als ich. Ich leugne es gar nicht, ich bin siebenundzwanzig Jahre und Robert vierundzwanzig. Darin hatte sie ja Recht. Aber daß ich doch eine ganz andere Frau sein kann, als manches achtzehn- und zwanzigjährige Milchgesicht, das soll mir Niemand abstreiten. Ich nehm's mit Jeder auf!"

Sie legte die vollen Arme übereinander und schaute herausfordernd um sich. Das frische Gesicht mit dem dunklen Haar, die volle Büste, über die sich der weiße Latz wölbte, und die kräftigen Arme bestätigten hinreichend ihre Behauptung.

„Das kannst Du auch!" sagte Trudchen, und Gustav erklärte seine Zustimmung durch energisches Kopfnicken.

„Nun also! Ich blies den Widerspruch meiner Gnädigen in den Wind. Für einen so kräftigen Mann wie Robert würde sich schon eine Stelle finden lassen, und zuletzt bin ich ja auch nicht so ganz arm. Wer zehn Jahre bei einer Herrschaft gedient und nichts verschwendet hat, der kann schon einen Nothgroschen zurückgelegt haben. So blieb Alles beim Alten. Robert mußte sich vorstellen und fand Gnade vor der Gnädigen, und jetzt geht ihre Großmuth sogar schon so weit, daß sie mich ausstatten will. Gott, was wird Robert dazu sagen!"

Während sich die drei über den unerwarteten Glücksfall unterhielten, hatte Karlchen seinen Kuchen verzehrt und dann sein Köpfchen müde an die Brust der Mutter gelehnt, die ihn mit ihren Armen umfing. So war er eingeschlafen. Trudchen entkleidete ihn und legte ihn ins Bett. Unwillkürlich wurden die Stimmen der Plaudernden leiser, bis die festen

Athemzüge des Kleinen verriethen, daß er mit dem heutigen Tage abgeschlossen hatte und nicht willens sei, sich stören zu lassen.

Schnelle, elastische Schritte ertönten auf der Treppe, erst schwach und fern, dann lauter und näher. „Er ist es!" sagten die Drei einstimmig, und Gustav rief: „Ohne anzuklopfen herein!"

Robert trat ein. „Guten Abend, Kinnings," sagte er, tief Athem holend, denn das schnelle Treppensteigen hatte ihn angestrengt. „Guten Abend, Anna! Ich wußte doch, daß Du hier sein würdest."

„Darum auch die große Eile", entgegnete Anna. „Aber Mensch, wie siehst Du aus!" fügte sie hinzu, indem sie schnell aufsprang und seiner Umarmung auswich. „So sind die Männer! In zweierlei Tuch, mit blanken Knöpfen, wie die Engel kommen sie und machen Einen zur Braut, und nachher entpuppen sie sich als die reinen Teufel!"

Die ganze Gesellschaft lachte hell auf. Robert hatte in diesem Augenblick mit den genannten Höllenungeheuern eine nicht zu verkennende Aehnlichkeit. Gesicht und Hände waren schwarz von Schweiß, Oel und Kohlenstaub, und die Blouse ließ die ursprüngliche blaue Farbe kaum noch erkennen. Und dennoch machte er, als er jetzt lachend die perlenweißen Zähne zeigte, und seine blauen Augen fröhlich blitzten, einen liebens-

würdigen Eindruck. Er bestand darauf, von seiner Braut einen Kuß zum Willkommen zu erhalten, und ging mit ausgestreckten Armen auf sie zu. Diese aber retirirte, indem sie die Holzstühle der Wohnung zwischen sich und Robert rückte und ihre weiße Latzschürze schützend mit den Händen zu bedecken suchte, aus einem Winkel in den andern, und als sie nicht mehr ausweichen konnte, nahm sie schnell den kleinen Spiegel von der Wand und hielt ihn Robert vors Gesicht. Er erschrak vor sich selbst. „Das hätte ich doch nicht gedacht!“ rief er. „Du hast Recht, der reine Teufel!“ Schnell eilte er in die Kammer, und das lebhafte Plätschern des Wassers zeugte von seiner Bemühung, sich eine menschenwürdige Gestalt zu geben.

Nach kurzer Zeit trat Robert, rein gewaschen und vollständig umgekleidet, aus der Kammer hervor. Kerzengerade und mit militärischem Anstand stellte er sich vor seine Braut. „Ganzes Bataillon vorwärts beugt!“ kommandirte sie. Er beugte sich zu ihr nieder, sie umfaßte ihn mit beiden Armen und zog ihn an ihre Brust.

„Mutter, lösch' die Lampe aus! Sie geniren sich,“ sagte Gustav, wofür er von seiner Frau einige derbe Schläge auf den Rücken erhielt. „Wir machen uns aus Euch und der ganzen Welt nichts,“ rief Robert,

„nicht wahr, Schatz?“ Damit drückte er ihr einige herzhafte Küsse auf den schwellenden Mund.

„Nun ist's genug,“ sagte Anna abwehrend. „Du wirst Hunger haben, das Abendbrod wartet auf Dich.“

„Ja, Schatz, die Liebe macht hungrig. Ich habe einen Riesenhunger.“ Frau Rollmann brachte schnell das Abendbrod, Brod, Butter, Wurst und eine Flasche Bier, und Robert setzte sich zum Essen. Anna reichte ihm den Kuchen hin. „Das schickt Dir meine Gnädige.“ „Wieder Torte?“ rief Robert freudig. „Bei Euch ißt man wohl Kuchen wie Brod?“

„Und bei uns wird man Brod wie Kuchen essen,“ sagte Anna.

Robert nickte. „Wenn ich's mit Dir essen kann, gewiß. Aber es ist wirklich rührend von Deiner Gnädigen, daß sie so freundlich für mich sorgt. Sage ihr meinen besten Dank. Es soll unser Nachtisch sein.“

Er legte den Kuchen zur Seite und fing an zu essen. Ohne weiterhin ein Wort zu sprechen, nur durch Nicken oder Kopfschütteln seine Zustimmung oder seinen Widerspruch zu der Unterhaltung ausdrückend, gab er sich ganz dem Genusse hin. Schnell, wie bei der Arbeit, war er auch beim Essen. Aus den Bissen, die er in den Mund steckte, hätte Anna zehn gemacht. Bald hatte er aufgeräumt, und gesättigt und mit einem

„Ah!“ des Wohlbehagens lehnte er sich auf den Stuhl zurück.

Anna hatte indessen den Kuchen in vier Theile getheilt. Den größten davon legte sie ihrem Bräutigam vor, während sie die drei übrigen den Freunden und sich selbst zutheilte.

„Aber Anna, Du hast Deinem Bräutigam ja noch gar nicht die große Neuigkeit erzählt,“ mahnte Trudchen.

„Um Gotteswillen nicht jetzt, so lange er ißt!“ entgegnete Anna. „Er verschluckt sich sonst vor Freude. Es ist mir so nicht ganz wohl dabei, wenn ich ihn essen sehe.“

Robert horchte neugierig auf. „Da muß ich mich ja beeilen,“ sagte er. „Oder besser, Du erzählst sofort, und ich esse nachher weiter.“ Er schob den Kuchen zurück.

„O, die Männer!“ rief Anna. „Da wirft man den Frauen immer Neugierde vor, aber man sehe doch das starke Geschlecht!“

„Also nicht! meinetwegen!“ sagte Robert und griff wieder zum Kuchen. „Ich kann warten!“

„Nun, ich bin nicht so verschwiegen. Es ist kein Geheimniß. Du kannst es auch gleich hören.“

„Robert hielt sich die Ohren zu. „Ich bin nicht neugierig!“

Kaum aber hatte Anna die große Neuigkeit ausgesprochen, als Robert in der That vor freudigem Schreck der Bissen im Munde stecken blieb. Einen Augenblick sah er seine Braut an, als traue er seinen Ohren nicht. Dann schloß er sie mit einem lauten Hurrah! plötzlich in die Arme.

Und nun nahm die Unterhaltung einen hohen Schwung. Bei der Berathung, was Alles zu einer vollständigen Einrichtung gehöre, wurden tausend Wünsche laut, und als man sich endlich über die Gegenstände geeinigt hatte, stellte sich heraus, daß dazu eine kleine Wohnung, wie sie Robert allein miethen und bezahlen könne, nicht ausreichen würde. Die Berathung begann also von vorn, und Anna hatte es als einen großen Erfolg zu verzeichnen, daß sie das „gute Sopha“ gerettet hatte.

Schneller einigte man sich über den Tag der Hochzeit. Bei einer so kräftigen Mithilfe der Gnädigen stand der Verbindung des jungen Paares vor dem Winter kaum mehr etwas im Wege. In dem Wunsche, daß die Hochzeit schon Michaelis stattfinden solle, kamen sich Beide entgegen, und so wurde dieser Zeitpunkt festgesetzt. Glücklich umarmte sich das junge Paar beim Abschiede. Robert leuchtete seiner Braut die Treppen hinunter und stand lauschend so lange, bis Anna's Tritt unten im Hause verhallt war.

Als er in die Stube zurückgekehrt war, begann Gustav eine Unterhaltung in plattdeutscher Sprache. „Mein Junge," sagte er, „ich habe mit Dir ein ernstes Wort zu reden. Du mußt so bald als möglich eine andere Beschäftigung ergreifen."

Robert erschrak. „Wer sagt das?"

„Ich sage es und ich werde dafür sorgen, daß Du anderwärts ein Unterkommen erhältst."

„Bin ich der Direction nicht mehr gut genug? Ich habe, dächt' ich, immer meine Schuldigkeit gethan."

„Das hast Du," versicherte der Freund, „und die Direction denkt gar nicht daran, Dich zu entlassen. Aber ich sage es Dir als guter Freund, und Du wirst selbst einsehen, daß es nöthig ist."

„Sage mir nur, warum?"

„Ich habe Dich heute von der Brücke aus zwischen den Wagen gesehen. Mir ist angst und bange dabei geworden. Jedesmal, wenn die Puffer aneinanderflogen, war mir's, als ginge es Dir ans Leben. Das ist eine gefährliche Arbeit!"

„Ist es weiter nichts?"

„Weiter nichts? Ist es nicht genug, wenn das Leben auf dem Spiele steht?"

„Pah!" machte Robert. „Das Leben steht immer auf dem Spiele. Wo wir sind und was wir treiben, überall droht uns der Tod. Aber bange machen gilt

nicht! Der Schiffer auf dem Meere, der Soldat im Felde, die Arbeiter in einer Pulverfabrik, der Dachdecker auf dem Thurme — Alle sehen dem Tode ins Auge. Wenn die alle ihren Platz verlassen wollten, was sollte da aus der Welt werden?"

Gustav schüttelte energisch den Kopf. „Rede mir nichts davon! Kein Platz ist so gefährlich wie der Deinige. Jeder muß an sich denken, und wenn Du Deinen Platz verläßt, hast Du Dich nicht darum zu kümmern, ob die Welt darüber zu Grunde geht oder nicht."

„Aber mein Platz wird wieder besetzt werden, und die Gefahr ist für meinen Nachfolger da wie für mich."

„Das ist nicht Deine Sache!"

„Hoho, ob das nicht meine Sache ist! Ich soll einen Posten verlassen, weil er gefährlich ist? Gustav, bist Du Soldat gewesen?"

„Laß das, Robert! Ich bin so wenig feige als Du, und als Soldat würde ich stets meine Schuldigkeit thun. Aber wenn es Jedem freistände, zu thun, was er will, freiwillig Kriegsdienste nehmen würde ich nicht. Weib und Kind stehen mir näher als Kriegslust und Ruhm. Es wäre einfach gewissenlos, wollte ich mein Leben freiwillig in die Schanze schlagen. Nun, habe ich Recht?"

Robert nickte.

„Nun, siehst Du, alter Junge, in derselben Lage bist Du. Deine jetzige Beschäftigung ist gleichsam ein immerwährender Kriegsdienst. Wagen, Räder und Puffer sind die Feinde, gegen die Du immerwährend auf der Hut sein mußt. So lange Du keine andere Beschäftigung hast, bist Du dazu gezwungen, und Niemand wird Dir einen Vorwurf machen. Aber wenn sich Dir etwas Besseres bietet, wäre es mindestens leichtsinnig von Dir, wenn Du Kuppler bliebst."

„Und was soll ich nun sagen, wenn ich meinen Abschied nehme?"

„Sagen? Gar nichts! Warum Du das thust, danach hat Niemand zu fragen."

„Aber ich müßte mir selbst sagen, daß ich aus Furcht weiche. Ich müßte roth werden dabei und mich mein ganzes Leben lang deshalb schämen. Nein, nein, so schlimm ist es nicht. Warum malst Du mir solche Gespenster an die Wand?"

„Aber Du kannst doch nicht Dein ganzes Leben lang Kuppler bleiben?"

„Nein, das werde ich nicht. Ich werde aufrücken, wenn die Vorgesetzten sehen, daß ich zuverlässig bin."

„Wenn Du vorher nicht —" Gustav vollendete den Satz nicht. Er faßte Robert's Hand und fuhr eindringlich und mit Wärme fort: „Mein lieber

Freund, höre auf mich! Ich will Dir nicht bange machen; es ist nur meine Sorge um Dich. Du bist ein harter, pommerscher Schädel; ich werde Dich nicht lenken und leiten. Aber denke an Deine alten Eltern, denke an Deine Braut und sei vernünftig!"

Robert's Gesicht erleuchtete ein freudiger Glanz. „Gerade das ist es ja, was mich so fest macht. Ich habe bis jetzt wenig vom Leben gehabt. Ich habe mein Glück noch vor mir. Und von meinem Glück hängt das Glück meiner Braut, das Glück meiner Eltern ab. Gustav, kann die Vorsehung so unvernünftig sein, uns Alle zu vernichten? Siehst Du, ich muß glücklich sein, meinetwegen und ihretwegen!"

„Laß die Vorsehung aus dem Spiele!" mahnte der Freund. „Wer sich unnöthig in Gefahr begiebt, soll sich nicht auf die Vorsehung berufen. Die Vorsehung kommt dem lieben Gott zu, dem Menschen aber die Vorsicht!"

Robert stand unruhig auf. „Laß mich in Ruhe damit! Sieh diese Brust, diese Arme, diese Glieder! Eine Eisenbahnschiene könnte ich über dem Kniee zerbrechen wie einen dürren Ast. Und dies Alles sollte nur dazu gemacht sein, um unter den Rädern auf den Schienen zermalmt zu werden? Geh mir mit Deinen Besorgnissen! Jedem ist sein Ziel gesetzt, und meines liegt ganz wo anders, als wo Du es befürchtest."

„Das ist Aberglaube,“ rief Gustav hitzig.

„Nein, das ist kein Aberglaube!“ entgegnete Robert bestimmt. „Schon als Knabe hatte ich am Fahren mein größtes Vergnügen. War es Zufall, daß ich ins Eisenbahn-Regiment kam? War es Zufall, daß ich nach meiner Dienstzeit eine Stelle auf dem Bahnhof erhielt? Nein, das ist kein Zufall, das ist Bestimmung! Auf der Eisenbahn werde ich mein Glück machen; ich bin stolz auf das geflügelte Rad an meiner Mütze, in diesem Zeichen will ich siegen.“

„Wie Du willst. Ich habe meine Schuldigkeit gethan.“

Es entstand eine Pause, während welcher Jeder seinen Gedanken folgte. Plötzlich reichte Robert dem Freunde die Hand.

„Du bist doch nicht böse auf mich?“

„Dickkopf!“ entgegnete Gustav.

Robert lachte. „Das bin ich nun einmal und ich kann es nicht ändern. Aber deshalb werden wir uns doch vertragen. Nicht?“

„Freilich!“

„Na, dann gute Nacht!“ Er ging in die Kammer und legte sich ins Bett. Gustav aber ging noch aufgeregt im Zimmer auf und ab.

Trudchen hatte der Unterhaltung der Männer mit Aufmerksamkeit zugehört, ohne sich ins Gespräch zu

mischen. Nur die Unruhe ihres Wesens und das wiederholt verstohlene Blinken zu ihrem Manne hinüber bewies, daß sie etwas auf dem Herzen hatte. Jetzt sagte sie leise:

„Das hast Du so ungeschickt wie nur irgend möglich angefangen. Konntest Du nicht vorher mit mir darüber sprechen! Ich hätte mich hinter Anna gesteckt, und dann hätten wir ihn schon mit List auf einen anderen Posten gebracht. Nein, Mann, bist Du ein Elephant!“

„Frau, Du hast Recht,“ entgegnete Gustav, indem er Trudchen mit komischer Verlegenheit anschaute. „Na, versucht meinetwegen, ob Ihr Weibsleute mit Eurer List mehr ausrichten könnt!“

Aber sie richteten nichts aus. Anna meinte, daß es gar nicht so schwer halten würde, mit Hilfe der Gnädigen für Robert einen anderen Posten zu finden. Dieser blieb bei der Meinung, daß es seine Bestimmung sei, bei der Eisenbahn sein Glück zu machen. „Ja, wenn mit meinem Abschied die Gefahr überhaupt beseitigt wäre,“ meinte er.

„Ja, wenn die Gefahr überhaupt beseitigt wäre!“ wiederholte Gustav leise für sich. „Wie kommt es nur, daß noch Niemand etwas erfunden hat?“

Mit Robert's entschiedener Weigerung war die Frage endgiltig erledigt. Gustav machte sich selbst Vorwürfe darüber, den Freund erst auf die Gefahr

aufmerksam gemacht zu haben, und er suchte sich einzureden, daß er wirklich zu schwarz sähe. Aber die bange Besorgniß um Robert wurde er nicht los, was dazu beitrug, daß sich sein Verhältniß zu ihm in der Folge nur noch inniger gestaltete.

Die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden mit freudiger Emsigkeit betrieben. Robert miethete eine Wohnung in der Dennewitzstraße. Im Hinterhause gelegen, vier Treppen hoch, bot sie die Aussicht auf den Potsdamer Bahnhof und hatte den Vorzug, hell und freundlich zu sein. Sie bestand aus Stube, Kammer und Küche. Nach und nach füllte sich die Wohnung mit Möbeln und allen jenen Gegenständen, welche nach Ansicht eines Kulturmenschen des neunzehnten Jahrhunderts auch für das Leben eines Arbeiters unerläßlich sind.

Als die Ausstattung vollendet war, lud das junge Paar Gustav und Trudchen zum ersten Male zu sich ein. Anna hatte für eine Tasse Kaffee und Kuchen gesorgt. Die Ausstattung wurde in Augenschein genommen und gebührend bewundert, und besonders stolz war Anna darauf, daß das gute Sopha mit dem darüber hängenden Oeldruckbilde die Aufmerksamkeit der Gäste erregte. „Wenn wir nur erst verheirathet wären!“ sagte Robert. „Ich kann es kaum mehr erwarten.“

Endlich stand der Tag der Hochzeit vor der Thür. Die Gnädige hatte sich erboten, das Fest in ihrem Hause abzuhalten. Aber Robert befürchtete mit Recht, daß seine einfachen Gäste sich bei der vornehmen Dame, so freundlich diese auch immer war, nicht wohl fühlen würden. „Wozu hätten wir eine eingerichtete Wirthschaft, wenn wir nicht in unserm eigenen Heim Hochzeit machen wollten,“ sagte er. „Meine Eltern werden dort so wie so logiren müssen. Wir sind also unter guter Aufsicht. Und wenn die Hochzeitsgäste fort sind, sind wir gleich zu Hause.“

Der Polterabend war da, und das neue Heim des jungen Paares war festlich erleuchtet. Das Brautpaar hatte auf dem guten Sopha Platz genommen. Anna trug ein schwarzes Seidenkleid, ein Geschenk der „Gnädigen“, und Robert strahlte in einem neuen schwarzen Anzug vor Glück und Wonne. Als Gäste waren gegenwärtig die Eltern des Bräutigams, ein paar alte, gebückte Bauersleute in ländlicher Tracht, Gustav mit Trudchen und Karl und einige Bahnbeamte mit ihren Frauen. Die „Gnädige“ war nicht erschienen. Sie wollte in dem Kreise einfacher Leute die Gemüthlichkeit nicht stören und sich selbst nicht den Schmerz bereiten, den Abschied von der „guten, treuen Anna“ zu verlängern. Diese hatte ihr beim Abschied die Hand geküßt; die Gnädige aber, mit einer Thräne

im Auge, hatte sie wortlos umarmt und ihr einen Kuß auf den Mund gegeben. Anna war ihr nicht nur eine treue Dienerin, sie war ihr eine Freundin gewesen. „Das hat man nicht oft!“ rief Gustav aus, als Anna jetzt ihren Gästen den Abschied erzählte, und Alle waren einig in dem Urtheil, daß die „Gnädige“ eine ausgezeichnete Frau sein müsse.

Einige Stunden gingen in ungetrübter Heiterkeit dahin. Man aß und trank; Polterabendscherze und Lieder wurden vorgetragen. Robert war still, aber ein unnennbares Glück strahlte aus seinen Augen. Er mochte seine Braut vor so vielen Augen nicht küssen, aber ein verstohlener Händedruck genügte, ihr seine Freude kund zu thun. Die Eltern des Bräutigams ließen das Brautpaar nicht aus den Augen. Aus dem runzeligen Gesicht der Alten strahlte eine mütterliche Zärtlichkeit, wie sie inniger nicht gedacht werden kann. Der Vater aber sah mit einem Stolz darein, als ob er selbst die unmittelbare Ursache von dem Glücke seines Sohnes wäre. Während oben ein Arbeiter das Lied von Hans Hänseken vortrug, der allen Bauern die Fensterscheiben einschlug und dafür ins Loch kam, drang ein dumpfes Poltern vom Hofe her an das Ohr der Gäste. Die Kinder der Nachbarschaft ließen es sich nicht nehmen, mit alten Töpfen und Tellern den Polterabend zu feiern, wofür ihnen Anna ein

Stück Kuchen hinunterschickte. „Je mehr Scherben, desto mehr Glück“ hieß es, und nachdem die kleinen Polterer den Kuchen empfangen hatten, schien es, als ob sie das Glück des Brautpaares zu einem unendlichen machen wollten. Alles, was die Nachbarschaft an altem Geschirr aufzubringen vermochte, wurde dem Glücke des jungen Paares geweiht.

Robert hatte wiederholt nach der Uhr gesehen. Als der Zeiger auf 11 zeigte, verschwand er in der Kammer und trat bald darauf im Arbeitsanzuge wieder heraus.

„Was hast Du vor?“ fragte Gustav überrascht.

„Ich habe heute Nachtdienst,“ entgegnete Robert. „Um Mitternacht muß ich auf dem Posten sein. Laßt Euch dadurch nicht stören! Morgen sehen wir uns wieder.“

„Aber Robert, konntest Du denn das nicht ändern?“ rief Gustav unwillig. „Man wird Dir doch wohl Zeit geben, Dich zu verheirathen!“

„Das habe ich auch schon gesagt,“ fiel Anna ein. „Aber er setzt seinen dicken Kopf nun einmal durch.“

Robert lächelte. „Ihr sprecht Alle, wie Ihr's versteht. Es ist für einen jungen Anfänger niemals gut, um Vertretung zu bitten. Und wenn mir die Vorgesetzten freiwillig Urlaub geben wollten, ich würde ihn nicht annehmen. So lange ich gesund bin,

will ich auf dem Posten sein und meine Schuldigkeit thun."

„Hei het Recht!" rief der Alte mit Stolz. „Min Sähning, dat hetst von mi!"

Gustav schüttelte unwillig den Kopf, aber sein Widerspruch konnte nichts mehr ändern. Robert verabschiedete sich schnell. „Morgen bleibe ich dafür zu Hause," flüsterte er seiner Braut zu. Als er Gustav die Hand reichte, sagte dieser: „Ich komme ein Stück mit."

Die beiden Freunde betraten die matt erleuchtete Straße. Ein feiner Regen fiel hiernieder, den ihnen der Herbstwind ins Gesicht trieb. Schweigend gingen sie neben einander her. An der nächsten Straßenecke reichte Robert dem Freunde die Hand. „Es hat keinen Zweck. Geh' zurück!"

Einen Augenblick hielt Gustav Robert's Hand in der seinigen. Dann von einem plötzlich aufsteigenden Gefühl übermannt, zog er den Freund an sich und schloß ihn in seine Arme. Es war ihm zu Muthe, als müsse er ihn vor einem drohenden Unheil schützen.

„Na, na, was hast Du?" fragte Robert.

„Min leiw Fründ!" rief Gustav, dann ließ er ihn schnell los, sagte: „Auf Wiedersehen!" und wandte sich. Nach kurzer Zeit blieb er stehen und lauschte. Im unsicheren Scheine der Laterne sah er Robert's

dunkle Gestalt; leichtfüßig schritt derselbe dahin und pfiff eine fröhliche Melodie, die der Wind herübertrug. Gustav machte mit der rechten Hand eine Bewegung, als wolle er alle bösen Ahnungen von sich werfen, und ging zur Polterabend-Gesellschaft zurück. Mit Robert's Hausschlüssel öffnete er die Hausthür und stieg die vier Treppen hinauf.

Die frühere Munterkeit der Gesellschaft hatte einer auffallenden Ruhe Platz gemacht. Man sprach fast nur mit gedämpfter Stimme, und wenn Jemand einen lauten Ton anschlug, so sahen sich die Andern fast verwundert nach ihm um. Trudchen präsentirte den Kaffee, und nachdem man getrunken hatte, brach die ganze Gesellschaft auf.

Vor der Thür seines Hauses angekommen, sagte Gustav zu Trudchen: „Ich kann noch nicht schlafen. Ich muß noch ein Weilchen herumlaufen."

„Mann, bist Du nicht klug?" entgegnete Trudchen, die den schlafenden Knaben auf dem Arme trug. „Bei diesem Wetter?"

„Gerade bei diesem Wetter! Gehe hinauf, ich komme bald nach!"

„Gustav, Du kannst das bischen Schlaf doch auch brauchen."

„Morgen ist Sonntag, da kann ich ausschlafen. Geh' nur!"

„Ich kann ohne Dich nicht einschlafen.“

„Geh!“ Er schob sie förmlich in die geöffnete Thür und schloß von draußen zu.

„Aber bleib nicht zu lange!“ rief Trudchen noch heraus.

Ruhelos lief Gustav in den angrenzenden Straßen umher. Der Regen war stärker, der Wind heftiger geworden. Auf einmal sah er sich vor dem Matthäikirchhof, dessen Eingangsthor von den Lichtern des nahen Bahnhofs matt erleuchtet wurde. Jenseit der Mauer führt der Weg zur Eisenbahncaserne und zur Brücke hinauf. Es trieb ihn, diesen Weg zu gehen. Gustav war sonst nicht furchtsam, heute aber hielt er sich unwillkürlich weit ab von der Mauer, über welche die gezackten Giebel der Erbbegräbnisse gespenstisch emporragten. War es doch, als ob im Herbstwinde Geisterstimmen von dort herüberwehten. Sein Auge hatte sich an die Dunkelheit gewöhnt. Schnellen Schrittes eilte er die Anhöhe hinauf, an der Eisenbahncaserne vorbei, und nun stand er auf der Brücke.

Hier auf der Höhe hatte der Wind sturmähnliche Gewalt. Gustav zog seinen Rockkragen hinauf und drückte den schwarzen Filzhut tief auf die Stirn. Er sah sich um. Schwarze Nacht überall, um ihn, über ihm und unter ihm, denn auch die vielen Lichter des Bahnhofes wurden durch den Regen verfinstert. Um

ihn brauste der Wind, von unten herauf tönte das Aechzen und Stöhnen der rangirenden Züge. Nur matt leuchteten aus der Ferne die Fenster der Einfahrtshalle des Anhalter Bahnhofes.

Gustav blickte hinab. Sein Auge suchte die Finsterniß zu durchdringen. Wie schwarze Ungeheuer stöhnten die Züge vorbei, nur hin und wieder erschien ein Lichtchen, das wie ein Irrlicht hin- und herschwankte und verschwand. Das waren die kleinen Laternen, welche die Arbeiter vor der Brust tragen. Wie Gustav sich aber auch anstrengen mochte, Robert gewahrte er nicht, und da Wind und Regen immer heftiger wurden, so ging er nach Hause. „Bin ich nicht ein Narr?" sagte er bei sich selbst. „Wie ein Irrsinniger laufe ich nach Mitternacht in Wind und Regen umher, weil ich eine böse Ahnung habe wie ein altes Weib. Als ob ich etwas dazu thun könnte. Rollmann, schäme Dich!"

Völlig durchnäßt kam Gustav nach Hause. Er befürchtete von Seiten seiner Frau eine Standrede und war deshalb freudig überrascht, als er Frau und Kind in tiefem Schlafe fand. Er zitterte vor Frost. Schnell kleidete er sich aus, zog ein trockenes Hemd an und legte sich ins Bett. Die behagliche Bettwärme bildete einen angenehmen Gegensatz zu dem eben zurückgelegten Spaziergange, zu dem Winde, der das

Haus umheulte, und dem Regen, der an die Fenster schlug. Bis an den Mund zugedeckt, schlief er ein. Aber es war kein erquickender Schlaf. Aufregende Traumbilder ängstigten seine Seele, und das von unten herauftönende Aechzen der rangirenden Züge, das er auch im Traume hörte, klang ihm wie ein Schmerzgeschrei der im Todeskampfe zuckenden Erde.

Da — was war das? —

Aus weiter, weiter Ferne klang ein Ruf an sein Ohr, angst- und schmerzerfüllt wie der Hülferuf eines zum Tode Verwundeten. Mit unnennbarer Angst horchte er auf.

„Gu—stav, Gu—stav, Gu—stav!"

Er erkannte Roberts Stimme. Alle Kraft strengte er an, die Entfernung, die ihn von dem Freunde trennte, mit den Augen zu durchdringen. Die Augen schmerzten ihm vor Anstrengung. Minutenlang starrte er in die Nacht. Da endlich wich die Finsterniß; sie löste sich in nebelige Dämmerung auf und machte dem eindringenden Lichte Platz. Aber dieses Licht war nicht die Morgenröthe des anbrechenden Tages; es war ein fahles, schwefelgelbes Licht, das gespensterhaft auf der Erde lag.

„Gu—stav, Gu—stav, Gu—stav!"

Gustav's Augen folgten dem Schall der Stimme, und da sah er im fernen Hintergrunde den Freund

im Kampfe mit einem riesigen Ungethüm. Mit den schwarzen Flügeln peitschte es wild die Luft, dicken Dampf stieß es zornig aus seinen Nüstern, und feurig leuchteten seine großen, runden Augen.

Das Ungethüm glich der Vorderansicht einer Locomotive, nur erschien es belebt, dämonisch, wild. „Das geflügelte Rad“, dachte Gustav mit Entsetzen. Robert mühte sich, es mit einer Kette zu fesseln, aber seine schwache Kraft kämpfte vergeblich gegen die Riesenmacht des Unthiers. Schon hatte es ihn zu Boden gerissen, und im nächsten Augenblick mußte es zermalmend über ihn hinweggehen. Gustav sah den angstvoll flehenden Blick Robert's, er wollte ihm zu Hilfe eilen, aber er fühlte sich an den Boden gefesselt; er wollte rufen, aber die Stimme versagte ihm. Da raffte er seine ganze Kraft zusammen, und mit übermenschlicher Anstrengung rief er aus stockender Kehle: „Hilfe! Hilfe! Hilfe!“ — — —

„Gustav!“

Es war Trudchen's Stimme, die an Gustav's Ohr schlug. Er war aufgefahren uud sah sich plötzlich im Bett. Die Stirn war naß von Schweiß.

„Gustav, was ist Dir?“

„Ach, Du bist es, Trudchen! Gott sei Dank! Ich habe einen schweren Traum gehabt.“

„Du riefst um Hilfe.“

„Ja. Wie spät mag es sein?“

Er stand auf, zündete ein Licht an und sah nach der Uhr. Es war zwischen drei und vier.

„Wenn die Nacht erst vorbei wäre.“

„Schlaf, Gustav, schlaf!“

Er ging einige Male im Zimmer auf und ab. Wind und Regen hatten noch immer ihr tolles Spiel. „Was ist das?“ dachte er, über seinen Traum nachdenkend. „Was hat das zu bedeuten?“ Doch gleich darauf schalt er sich wegen seines Aberglaubens. „Als ob das Alles gleich etwas bedeuten sollte!“ meinte er. Er hatte sich für gewöhnlich eines sehr gesunden, traumlosen Schlafes erfreut, und nun auf einmal fing er an zu träumen wie ein nervöses Weib. „Das macht die Sorge um Robert; und davon kommen die Ahnungen und all der tolle Spuk. Aberglaube, nichts als Aberglaube!“ Mit diesen Worten suchte er sich zu beruhigen und ging aufs neue ins Bett. Schnell schlief er ein und er schlief ohne Unterbrechung bis an den hellen Morgen.

„Warum hast Du mich so lange schlafen lassen?“ sagte er beim Erwachen.

„Du hast ja die halbe Nacht nicht geschlafen. Das bischen Morgenruhe war Dir zu gönnen.“

„Ist ein Bote dagewesen?“

„Von wem?“

„Von Robert oder Anna."

„Nein. Wir haben ja Alles verabredet."

Gustav kleidete sich schnell an. „Warte mit dem Kaffee noch ein Weilchen. Ich muß erst einmal auf einen Augenblick zu ihnen."

Ohne die Antwort seiner Frau abzuwarten, eilte er hinab. Die wenigen Schritte von der Bülow= zur Dennewitzstraße hatte er bald zurückgelegt. Klopfenden Herzens stieg er die vier Treppen hinan.

Er lauschte an der Thür. Drinnen war Alles still. Doch nein, ein leises Weinen glaubte er zu hören, ein schwaches Wimmern, wie es sich nach heftigen, lauten Aeußerungen des Schmerzes einzustellen pflegt. Er öffnete die Thür. Bleich wie der Tod, mit thränengebadetem Gesicht saß Anna auf einem Stuhl, und ihr gegenüber saßen auf der Kante des Bettgestells die Eltern Robert's. Aus ihrem Munde kam das leise Weinen, während Anna in stummem Schmerz dasaß. Als Gustav eintrat, erhoben sich die Stimmen der beiden Alten zu lauter Klage; Anna aber bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

Gustav blieb wie angewurzelt stehen. Der Morgengruß erstarb ihm auf der Lippe. „Um Gotteswillen!" stammelte er.

„Da — da!" flüsterte Anna.

Auf dem guten Sopha unter dem Oelbilde lag

eine lang ausgestreckte und mit einem Tuch verdeckte Menschengestalt. Gustav trat hinzu und hob das Tuch auf dem Kopfende. Mit einem Schrei des Entsetzens wankte er zurück.

Das bleiche Todtenangesicht, das ihm entgegensah, war das schmerzentstellte Gesicht Robert's.

Gustav fühlte sich nach dem Kopf, als glaubte er seiner Sinne nicht mächtig zu sein, als sei dies nur die Fortsetzung seines aufregenden Traumes. Der Freund, der noch vor wenig Stunden lebenswarm an seiner Brust gelegen hatte, dessen Stimme an sein Ohr getönt hatte, dessen munteres Pfeifen ihn beruhigt hatte, lag vor ihm, ein entseelter Leichnam. Das geflügelte Rad, das Sinnbild seines Glückes, hatte Robert zermalmt. Diese Brust, diese Arme, diese Glieder! Er ergriff die todteskalte Hand des Freundes und machte seinem Herzen in schmerzlichen Klagen Luft. „Mein lieber Freund,“ rief er in plattdeutscher Mundart, in welcher er sich mit Robert so oft unterhalten hatte, „Du bist uns entrissen — auf ewig! Du wirst nicht mehr mit uns essen und trinken, Du wirst Dich nicht mehr mit uns freuen. Du bist todt, o, mein Gott, todt! Hättest Du auf mich gehört! Mein lieber Freund!“

Plötzlich fühlte Gustav seinen linken Arm umklammert. Anna stand neben ihm und sah ihn mit

verzweifeltem Gesicht an. „Was soll ich thun! Ich verzweifle!“

Während Gustav noch nach einem Trostwort suchte, erscholl die Stimme des Alten. „Der Herr hat's gegeben — der Herr hat's genommen —“ aber er kam nicht weiter. Statt des Schlußwortes drang ein schmerzliches Schluchzen aus seiner Brust.

„Mein Robert, mein lieber Robert!“ rief Anna. Sie sank an dem Todten nieder und zog seinen Oberkörper an ihre Brust, als wollte sie ihm neues Leben einflößen.

Endlich hatte Gustav seine Fassung wieder erlangt. Er zog Anna zurück, bedeckte den Freund wieder mit dem Tuche und sagte: „Anna, ich möchte so gern etwas thun zu Ihrem Troste. Den da kann Ihnen Niemand ersetzen. Er ist uns Allen genommen. Aber was gute Freundschaft thun kann, das will ich thun. Denken Sie, ich sei Ihr Bruder und meine Frau Ihre Schwester. Sie haben ein Recht, bei uns zu sein, so oft Sie wollen und so lange Sie wollen. Was uns gehört, gehört Ihnen. Anna, weinen Sie nicht!“

Anna drückte ihm die Hand. „Ich will versuchen, ob ich leben kann ohne ihn.“

In ähnlicher Weise tröstete Gustav die alten Eltern, und dann ging er, das Nöthige zum Begräbniß zu besorgen.

Der Schmerz um den Verunglückten war bei Allen, die ihn gekannt hatten, wahr und groß, und erhöht wurde die Theilnahme noch durch den Umstand, daß er am Tage vor seiner Hochzeit den Seinigen entrissen worden war. Anna ließ ihn nicht nach der Leichenhalle schaffen. Er sollte wenigstens die drei Tage in seinem eigenen Heim schlummern. Ein gelber, schön gearbeiteter Sarg mit Metallgriffen und Florschmuck umschloß den geliebten Todten, und am Tage des Begräbnisses wurde der Sarg mit blühenden Kränzen überdeckt. Die Arbeiter des Bahnhofes hatten einen Palmenzweig gebracht, und die Frau Oberstlieutenant einen großen Lorbeerkranz mit weißer Atlasschleife übersandt. „Er liegt da wie ein Prinz," flüsterten sich die Trauergäste zu. Die Begräbnißstätte war der Kirchhof der Zwölfapostel-Gemeinde in der Kolonnenstraße in Schöneberg. Ergreifende und tröstliche Worte sprach der Geistliche am offenen Grabe. Aber während Alles tief gerührt seinen Worten lauschte, stand Gustav in Gedanken verloren unter der Menge. Ein Entschluß reifte in seiner Brust, der sein ganzes späteres Leben bestimmte. Ein Denkmal wollte er dem Freunde weihen, wie es noch keinem Fürsten, so lange die Erde steht, gesetzt worden war.

Es war im November. Die Frau Oberstlieutenant von Breidenbach feierte ihren Geburtstag. Helles Licht

erfüllte die reich und vornehm ausgestatteten Räume, und Alle, die das Glück hatten, der ausgezeichneten Frau verwandtschaftlich oder gesellschaftlich nahe zu stehen, waren erschienen, ihr ihre Glückwünsche darzubringen und einen Abend in ihrer Gesellschaft zu verleben.

Frau von Breidenbach war als junges, achtzehnjähriges Mädchen die Gattin eines Offiziers geworden, der trotz seiner fünfziger Jahre ein schöner und stattlicher Mann war und durch sein ritterliches Wesen, sowie durch gewinnende Herzensgüte die Frauenwelt entzückte. Amalie Sylvester hatte kaum das Pensionat verlassen und war kaum in die Gesellschaft eingetreten, als sie nach der Meinung aller einsichtigen und lebenserfahrenen Matronen das Glück hatte, die Aufmerksamkeit des Herrn von Breidenbach zu erregen. Sie fühlte die Schmeichelei, die in dieser Bevorzugung lag, so gut, wie jede andere Dame sie gefühlt hätte. Es that ihrer Eitelkeit wohl, noch so jung und schon so beachtet zu sein, und ohne sich weitere Gedanken zu machen, reichte sie dem Manne, der um ihre Liebe warb, die Hand. Den Irrthum dieser Verbindung erkannte sie erst später. Obgleich sie von ihrem Gemahl auf Händen getragen wurde, fühlte sie doch, daß ihr etwas Wesentliches zu ihrem Glücke fehle. Eine stille Sehnsucht lebte in ihrem Herzen, die durch die Fülle des

Reichthums, durch die glänzende gesellschaftliche Stellung nicht gestillt werden konnte. Dessen ungeachtet war sie ihrem Gemahl in Treue ergeben, und Niemanden ließ sie errathen, welche Stimmen zuweilen in ihrem Innern laut wurden. Die Ehe war nach dem Urtheil aller musterhaft, und wenn der Oberstlieutenant von Breidenbach versicherte, daß seine Amalie der gute Engel seines Lebens sei, so durfte man ihm dies auf's Wort glauben. Da erlitt er durch einen Sturz vom Pferde einen plötzlichen Tod. Amalie betrauerte ihn von Herzen, verzichtete zu Gunsten armer Invaliden auf die Wittwenpension, da sie derselben wegen ihres Reichthums nicht bedurfte, und öffnete erst nach Ablauf des Trauerjahres ihre Salons wieder der Gesellschaft. Daß sie sich wieder vermählen würde, schien selbstverständlich, und ebenso natürlich war es, daß alte und junge Herren keine Gelegenheit vorbeigehen ließen, der schönen und reichen Wittwe ihre Huldigungen darzubringen.

Und auch deshalb glichen ihre Zimmer heute einem prächtigen Blumengarten. Was die Kunstgärtnereien der Hauptstadt Schönes zu bieten im Stande waren, hatte sich hier vereinigt, um dem Geburtstage Amaliens die festliche Weihe zu geben. Hier merkte man nichts davon, daß der rauhe Winter die Herrschaft angetreten und die Erde bereits mit einer

dichten Schneedecke überzogen hatte; hier herrschte der Frühling mit seiner ganzen Blüthenpracht. Rosen in allen Farben und Gestalten verbreiteten ihre würzigen Düfte; gluthrothe Camelien leuchteten aus dunklem Blättergrün hervor; roth, weiß und blau hoben aus grünem Moose Hyacinthen ihre stolzen Häupter, und die duftigen Dolden des weißen Flieders breiteten sich licht aus neben den Büschen dunkelrother Azaleen.

In ebenso glänzendem Gewande wie die festlich geschmückten Räume erschienen die Geburtstagsgäste. Natürliche Schönheit und Anmuth wetteiferten mit dem Schmuck, der sie bekleidete, und wen die Natur in irgend einer Beziehung vernachlässigt hatte, der bewies, daß Reichthum und Kunst den Mangel auszugleichen vermochten.

Die Gesellschaft saß an der Tafel. Neben Amalie hatte ein Wirklicher Geheimer Rath mit dem Titel Excellenz, ein Freund des verstorbenen Herrn von Breidenbach, Platz genommen. Amalie schien in ihrem Aeußeren absichtlich auf jeden kostbaren Schmuck verzichtet zu haben. Ihre Toilette zeigte die größte Einfachheit, und auf ihrem schönen Gesicht kam zu Zeiten ein sinnender Ernst, eine stille Schwermuth zum Ausdruck. Nach dem ersten Gange erhob sich die Excellenz. In ruhigen, herzlichen Worten brachte der alte Herr das Wohl des Geburtstagskindes aus, und das drei-

malige Hoch der Gesellschaft durchtönte harmonischer Gläserklang.

Bald darauf erhob sich am unteren Ende der Tafel ein Herr, dessen Aufstehen hier und da mit einem erwartungsvollen „Aha!“ begrüßt wurde. Es war der Eisenbahn-Ingenieur William Dorner, dessen Bemühungen um die schöne Wittwe allgemein bekannt waren, und von dem man glaubte, daß er sein Ziel erreichen werde. Als Glied einer einflußreichen Familie hatte er eine glänzende Laufbahn vor sich, und seine elegante Erscheinung, seine gewinnenden Manieren, sein sprühender Geist mußten ihm Thüren und Herzen öffnen. Er schlug an sein Glas, und mit sicherer, klangvoller Stimme sagte er:

„Meine verehrten Damen und Herren! Es wird Sie kaum überraschen, wenn selbst prosaisch veranlagte und einem praktischen Berufe ergebene Menschen vorübergehend zu Dichtern werden, wenn sie am Geburtstage unserer hochverehrten Wirthin darauf sinnen, derselben ihre Huldigungen darzubringen. Ich bitte Sie, meine gnädigste Frau, den einfachen Versen eines Sie verehrenden Freundes ihre freundliche Aufmerksamkeit nicht versagen zu wollen.“

Amalie verbeugte sich mit gütigem Lächeln, und Dorner fuhr fort:

„Der Frühling einst zum Herbste sprach:
Du bist ein schlechter Geselle.
Was ich geschaffen, zerstörst Du jach,
Die Blümlein dunkel und helle.
Dein Wein selbst kann nur die Köpfe bethören.
Du kannst nichts schaffen, nur zerstören.

Da lächelt der Herbst recht mitleidsvoll
Und spricht: Ich will es Dir zeigen,
Und auf meinen Wink, Herr College, soll
Ein Blümlein auf jetzt steigen,
Wie's die Botaniker noch nicht kennen,
Ich will es einfach „Amalie" nennen.

Und es geschah! Das Blümlein erstand,
Der Frühling ward bleich vor Neide.
Des Herbstes Kind blüht in der Anmuth Gewand,
Und Einfachheit ist sein Geschmeide.
So blüht und glüht es schon manches Jahr,
So möge es blühen immerdar!"

Mit erhobener Stimme hatte er die letzten Worte gesprochen. Jubelnd griff die Gesellschaft zu den Gläsern, um mit der Hausfrau und dem Ingenieur anzustoßen. Als sich Dorner Amalie näherte und ihr sein Glas entgegenhielt, reichte sie ihm die Hand und sagte mit Herzlichkeit: „Also auch Dichter! Die Vielseitigkeit Ihres Geistes ist zu bewundern."

Dorner verneigte sich. „Ich würde Alles für die

Gewißheit hingeben, gnädigste Frau, Ihnen eine Freude bereitet zu haben."

„Das haben Sie erreicht. Ich danke Ihnen!"

Dorner sah Amalie mit Zärtlichkeit in's Auge und führte ihre Hand an seine Lippen.

Nach der Tafel zerstreute sich die Gesellschaft in die anstoßenden Zimmer. Auf den schwellenden Sophas und Sesseln saßen sie gemüthlich plaudernd; auf den weichen Smyrnateppichen wandelten sie Arm in Arm oder sie lauschten der Musik, welche aus dem Musikzimmer herüberklang, und dem Gesange, zu dem sich eine junge Dame hatte ermuthigen lassen. Später fand sich die Gesellschaft wieder um die Hausfrau zusammen, die vor einem Busch blühender Azaleen Platz genommen hatte. Von dem hellen Roth der Blüthen hob sich der jugendlich schöne Kopf mit den dunklen, vorn gekräuselten Haaren wirkungsvoll ab. Ihr liebliches Gesicht zeigte fast noch jungfräuliche Züge. Mit innigem Vergnügen hingen die Augen der Gäste an dem reizenden Bilde, aber es konnte ihnen nicht entgehen, daß Amalie sich zwang, aufmerksam der Unterhaltung zuzuhören, und daß wieder und wieder jener tiefe, sinnende Ernst auf ihrem Gesichte zum Ausdruck kam. Dem Ingenieur war es geglückt, einen Platz an ihrer Seite zu erlangen, und er gab sich die erdenk-

lichste Mühe, sich in der Unterhaltung dieses Vorzuges würdig zu beweisen.

„Was beunruhigt Sie, Frau Amalie?“ fragte theilnehmend die Excellenz. „Ihr Gesicht zeigt nicht den Ausdruck eines glücklichen Geburtstagskindes. Welcher Kummer nagt an Ihrem Herzen?“

„O, ich bin eine schlechte Gastgeberin,“ entgegnete Amalie, „daß ich mich in einer so liebenswürdigen Gesellschaft so wenig beherrschen kann. Verzeihen Sie, Excellenz, ich werde mich bessern.“

„Beherrschen?“ fiel schnell der Ingenieur ein. „Sie erfreuen die Gesellschaft niemals mehr, als wenn Sie sich ganz geben, wie Sie sind. Und wenn Sie ein Kummer drückt, meine Gnädigste, so haben Sie die Pflicht, ihn einem so theilnehmenden Freundeskreise nicht vorzuenthalten!“

Die Gesellschaft stimmte den Worten des Ingenieurs eifrig zu. Amalie aber sagte: „Ich will keinen Mißton in die Gesellschaft tragen. Der Schmerzensschrei des leidenden Menschen findet kein Echo in der Brust des Glücklichen.“

„Ei, ei, wie tragisch!“ rief der Geheimrath, und der Ingenieur fügte hinzu: „Welche geringe Meinung von unserem Mitgefühl. Nun, gnädige Frau, müssen wir darauf bestehen, Genossen Ihres Kummers zu werden.“

„Ach, ich habe eine Dummheit gesagt!“ rief Amalie. „Verzeihen Sie!“

Aber die Gesellschaft ließ sich nicht abweisen. „Erzählen, erzählen!“ rief man durcheinander.

„Wenn die Angelegenheit, die Sie beunruhigt, die Oeffentlichkeit verträgt —,“ warf der Geheimrath ein.

„O, sie ist recht eigentlich für die Oeffentlichkeit bestimmt,“ entgegnete Amalie. „Nun, meine lieben Freunde, ich sehe wohl, daß ich Ihnen nicht entgehen kann. Aber ich mache Sie im Voraus darauf aufmerksam, daß die Sache sehr, sehr ernst ist, und daß starke Nerven dazu gehören, sie zu ertragen. Wer sich nicht ganz sicher fühlt, der gehe einstweilen ans Clavier oder er nehme ein Illustrationswerk zur Hand.“

Niemand erhob sich, und Jeder sah mit Spannung auf die schöne Frau.

Amalie beauftragte den Ingenieur, eine Mappe von ihrem Schreibtische zu holen. Sie öffnete dieselbe, nahm ein altes Zeitungsblatt heraus und reichte es dem Ingenieur. „Bitte, lesen Sie vor!“

Dorner überflog das Blatt und fand unten eine mit Blaustift umschriebene Stelle. „Hier?“

Amalie nickte.

Der Ingenieur las:

„Ein entsetzlicher Unglücksfall ereignete sich vor-

gestern Nachts auf dem Anhalter Bahnhofe hierselbst. Der beim Rangiren eines Zuges beschäftigte Kuppler Robert Schütze wollte eine Maschine an einen Zug ankoppeln, als er plötzlich über einen gerade an der Stelle in der Erde steckenden Holzpflock stolperte und zur Erde fiel. In diesem Momente fuhr die Maschine an. Dem unglücklichen Kuppler wurde zwischen den Puffern —"

Dorner hatte langsamer und langsamer gelesen. Jetzt stockte er und sah Amalie fragend an.

„Soll ich weiter lesen?" fragte dieser.

Dorner las weiter:

„— zwischen den Puffern der Brustkorb zerquetscht und dann von der Maschine beide Beine abgefahren. Auf dem Transport nach seiner Wohnung verstarb der Unglückliche, eine weinende Braut und jammernde Eltern hinterlassend."

Eine peinliche Stille entstand. „Nicht wahr, meine Herrschaften, es ist wenig rücksichtsvoll von mir, Ihnen die gute Laune durch solche Schauergeschichten zu verderben?" sagte Amalie.

„Der ganzen Menschheit Jammer packt mich an," citirte die junge Dame, die vorhin gesungen hatte.

„Ich kannte es schon," sagte der Geheimrath, während in der Gesellschaft einige Rufe des Bedauerns laut wurden. „Aber, meine liebe Frau Amalie, daß

Sie sich die Sache so nahe gehen lassen, ist mir nicht recht begreiflich. Es passirt viel Unglück in der Welt. Hier fahren ein paar Eisenbahnzüge zusammen, dort wird ein Auswanderer-Schiff eine Beute des Meeres, an einem dritten Orte treten die Flüsse über ihre Ufer und verwüsten fruchtbare Landstriche. Wie viele Menschenleben gehen dabei zu Grunde, wie viele Angstrufe schallen zum Himmel empor! Es fühlt Jeder mit den Seinigen, das ist natürlich, aber daß Jeder für Jeden fühlen soll, ist schlechterdings nicht möglich. Der Ausruf: „Der ganzen Menschheit Jammer faßt mich an," charakterisirt den vom Schmerz der Verzweiflung ergriffenen Faust. Im Munde eines gesunden Menschen wird er zur Phrase. Meine liebe, gnädige Frau, ich habe Sie immer für einen gesunden, klaren Kopf gehalten. Lassen Sie Ihr Gemüth nicht durch Zeitungsnotizen dieser Art aus dem Gleichgewicht bringen!"

„Dieser Fall berührt mich näher, als Sie glauben," entgegnete Amalie. „Der Unglückliche war der Bräutigam meines Mädchens, das mir zehn Jahre hindurch von meiner Verheirathung an bis zu jenem traurigen Ereigniß Dienerin und Freundin zugleich war. Ich habe das Glück des Paares gesehen, ich habe den Schmerz des um ihren Bräutigam verzweifelnden Mädchens erlebt, und ich habe ihn mit

gefühlt, als ob es sich um einen lieben Verwandten handelte. Ihre Lebensphilosophie, mein verehrter Freund, war auch die meinige, so lange der Schmerz mir persönlich fernblieb. Seitdem ich aber das Unglück meiner guten, treuen Anna erlebt habe, kann ich nie mehr ganz glücklich sein."

„Das ändert freilich die Sache!" entgegnete der Geheimrath. „Aber die Zeit wird Sie auch darüber beruhigen."

„Umsomehr," nahm jetzt der Ingenieur das Wort, „als Unglücksfälle dieser Art im Bahnverkehr nicht zu den Seltenheiten gehören. Es ist kaum zuviel gesagt, daß jährlich etwa tausend Menschen in Deutschland beim Kuppeln der Wagen ihren Tod finden. Die unglückliche Braut mag sich trösten. Solamen miseris socios habuisse malorum."

„Jährlich etwa tausend Menschen!" wiederholte Amalie mit innerem Schauder. „Und wie verhält sich die Verwaltung zu dieser Thatsache?"

„Es ist natürlich, daß das Bestreben der betheiligten Kreise von jeher dahin gegangen ist, eine Vorrichtung zu erfinden, welche die Kuppelung der Wagen auf eine für den Arbeiter ungefährliche Weise bewirkt. Selbstkuppelung oder Seitenkuppelung sind daher die Aufgaben gewesen, auf welche das Interesse der Bahnbeamten und der Scharfsinn der Mechaniker sich seit

Jahrzehnten gerichtet haben. So fand vor einigen Jahren in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Wettbewerb statt, und bald darauf folgte England mit einer Preisbewerbung auf diesem Gebiete. Als Ergebniß wurden von den Preisrichtern zwei erste Preise von 2000 Mark, zwei zweite Preise von 1000 Mark und zwei dritte Preise von 500 Mark gezahlt. In Deutschland hat schon im Jahre 1875 eine Preisbewerbung stattgefunden, bei welcher mehrere Erfindungen durch bedeutende Preise ausgezeichnet wurden. Seit dieser Zeit ist der Eifer der Mechaniker nicht müde geworden. Das Berliner Patentamt allein hat etwa 300 Patente für Kuppelungen ertheilt. Wohlgemerkt, Erfindungen sind sehr viele vorhanden, die Erfindung hat noch keiner gemacht. Denn mit einem complicirten Mechanismus, wie ihn die meisten Constructionen aufweisen, ist dem Uebel nicht abgeholfen. Die Kuppelung, welche wir brauchen können, muß die höchste Einfachheit mit der höchsten Brauchbarkeit verbinden. Bis jetzt ist noch keine Erfindung dieser Forderung gerecht geworden, und die sachverständigen Kreise neigen sich längst der Ansicht zu, daß die Erfindung überhaupt nicht zu machen ist."

„Wie?" rief Amalie. „So sollen also die Arbeiter nach wie vor zwischen den Schienen ihr Leben aufs Spiel setzen? Der Schmerzensschrei von tausend

Verunglückten soll jährlich zum Himmel aufsteigen, das Jammern armer Wittwen und Waisen soll einsam verhallen, ohne daß für die Sache der Menschlichkeit damit etwas gewonnen wäre?"

Der Ingenieur zuckte die Achseln. „Wir werden es nicht ändern."

„Nein, Herr Dorner," fuhr Amalie mit Begeisterung fort, „mit diesem traurigen Ergebniß dürfen wir uns nicht beruhigen! Was haben die Erfinder in den letzten Jahrzehnten der staunenden Menschheit nicht Alles vor Augen gestellt. Als Narren hätte man Diejenigen verlacht, die uns vor dreißig Jahren davon erzählt hätten. Dem menschlichen Geiste ist Nichts unmöglich! Jede menschliche Arbeit steht mir hoch. Aber am höchsten steht meinem Herzen Derjenige, der durch seine Thätigkeit das Leiden der Menschheit vermindert. Herr Dorner, Sie sind Ingenieur. Wenn es Ihnen gelänge, das scheinbar Unmögliche! Alles wollte ich thun, um einem solchen Manne meine Hochachtung, meine herzliche Ergebenheit zu beweisen. Und wenn er Werth darauf legte, meine Liebe zu besitzen, es wäre mein Glück, mein Stolz, sein Weib zu heißen!"

Dorner war wie elektrisirt. Nie war ihm Amalie schöner, begehrenswerther erschienen als in diesem Augenblicke idealer Erregung. Der sonnige Blick ihrer

dunklen Augen erfüllte sein Herz mit begehrlicher Gluth. „Gnädige Frau, diese Bedingung gehe ich ein!“ Er ergriff ihre Hand. „Ist es Ihr fester Entschluß, seiner Zeit dieses Wort einzulösen?“

„Unsere Freunde hier sind Zeugen!“

Dorner neigte sich und küßte Amaliens Hand. „Fortan kenne ich nur ein Streben und ein Ziel. Und dann der Preis!“

Seit Robert's Tode war Gustav Rollmann in ein stilles Sinnen versunken. Er sann, wo er ging und stand. Wenn Karlchen sich ihm liebkosend näherte, so umarmte und küßte er wohl das Kind, aber seine Seele war nicht dabei. Trudchen's Fragen beantwortete er entweder gar nicht oder in verkehrter Weise, und wenn Trudchen ihn auf den Unsinn aufmerksam machte, so that er, als ob er aus einem Traume erwache. Fast nur mechanisch kam Gustav den Forderungen des Tages nach. Die Außenwelt hatte kein Interesse mehr für ihn, sein ganzes Sein war auf das innere, geistige Leben gerichtet.

Was Trudchen bei dieser vollkommenen Veränderung ihres Mannes noch einigermaßen beruhigte, war die Wahrnehmung, daß dies keine Wirkung des Schmerzes um den dahingerafften Freund war. So mächtig dieser Schmerz bei Gustav anfänglich gewesen, so schnell schien er ihn überwunden zu haben. Das

stille Sinnen war sogar mit einer gewissen Heiterkeit verbunden, die in leise hingesummten Melodien zum Ausdruck kam, und zuweilen sah Trudchen in den Augen ihres Mannes etwas leuchten, was sie vorher nie beobachtet hatte und was wie ein Glanz aus einer anderen Welt ihr Auge traf. Im Uebrigen war Gustav sanft und liebevoll, ja zuweilen zärtlich. Trudchen hätte sich dabei beruhigen können, wenn ihr praktischer Sinn nicht zuweilen auf den Gedanken gekommen wäre, was Gustav wohl bei dieser Zerstreutheit eigentlich in der Werkstatt anfangen möge.

Nach einer Woche schien Gustav zu einem Ergebniß gekommen zu sein. Er errichtete in seiner Wohnung eine kleine Werkbank, stellte einen Schraubstock auf und versah sich mit einer Menge von Handwerkszeug, das zur Bearbeitung des Eisens dient.

„Was willst Du thun?" fragte Trudchen.

Gustav stand einen Moment, als müsse er sich die Frage erst zum Bewußtsein bringen. Dann lächelte er fast verlegen, und er erwiderte: „Laß das, Kinding! Davon verstehst Du nichts."

„Davon verstehst Du nichts!" wiederholte Trudchen ärgerlich. „Das hast Du mir nun schon ein paar Mal gesagt.

„Es ist so, Mutting, ich kann nicht dafür."

„So erkläre es mir doch!"

„Das geht nicht so ohne Modell. Warte, bis Alles fertig ist! Dann will ich Dir es erklären!“

„Gustav, ich begreife Dich nicht,“ entgegnete Trudchen mit verhaltenem Aerger und ging dann ihrer Beschäftigung nach.

Nach einigen Tagen brachte Gustav zwei kleine viereckige Kasten mit nach Hause, die er bei einem Tischler bestellt hatte. Nun fing er an zu hämmern und zu feilen bis in die späte Nacht hinein. Nachdem er es einige Abende so getrieben hatte, stellte sich ihm Trudchen in energischer Weise entgegen. „Es ist jetzt eine halbe Stunde über zehn Uhr,“ sagte sie. „Daß Du mir meine Wohnung zur Werkstätte machst, will ich mir noch gefallen lassen. Aber das lasse ich mir nicht bieten, daß Du mich einen Abend wie alle Abend um meine Nachtruhe bringst. Wer den ganzen Tag arbeitet, der muß Nachts schlafen; das weiß jeder vernünftige Mensch. Du kommst jetzt ins Bett!“

Der große, starke Mann sah verblüfft auf seine kleine Frau hinab. Die energische Sprache schüchterte ihn ein. „Ja doch, Trudchen,“ entgegnete er. „Wer wird denn auch gleich so heftig sein!“

„Aber habe ich nicht Recht?“ sagte Trudchen sanfter.

„Freilich hast Du Recht. Ich gehe zu Bett.“

Er ging ins Bett, aber einschlafen konnte er

nicht. Er hörte die Uhr elf und zwölf schlagen. Warum mußte ihn seine Frau auch mitten in der Arbeit stören, sodaß ihm nun die Gedanken keine Ruhe ließen!

Trudchen war, beruhigt durch ihren schnellen Sieg, bald in tiefen Schlaf gesunken. Gustav horchte auf die tiefen Athemzüge und dachte: Wenn ich leise aufstehe, so merkt sie nichts. Von unten herauf klang das Rumoren der Züge. Es erinnerte Gustav an jene schreckliche Nacht, in welcher Robert ums Leben gekommen war, und an seine große Aufgabe. Jede Stunde Versäumniß konnte einem Menschen das Leben kosten. Durfte er sich in seiner Pflicht durch das Gerede eines schwachen, unverständigen Weibes beirren lassen? Leise stand er auf, zündete die Lampe an und setzte sich zur Arbeit.

Er sann und sann. Die stille Thätigkeit des Denkens konnte keinen Menschen stören. Es sann sich niemals schöner als in der ruhigen, stockfinsteren Nacht. Wie sich Gedanke an Gedanke fügte, wie klar der Gegenstand seinem Geiste erschien! Durchsichtig wie Glas wurde ihm, was noch unbekannt und dunkel war. Er sah das Werk bereits fertig vor sich. Es zuckte ihm in allen Fingern. Wenn er jetzt Hand anlegen dürfte, wenn ihn jenes Weib nicht — Er sah sich nach Trudchen um. Ihre ruhigen Athemzüge verriethen einen unge-

störten Schlaf. „Sie schläft wie ein Murmelthier," dachte er. „Sie wird nicht gleich aufwachen von dem Bischen Feilen und Hämmern." Und er begann weiter zu arbeiten, erst leise und vorsichtig, dann schneller und heftiger, und bald hatte er seine Umgebung vollständig vergessen. Sein Blut pochte, seine Augen glühten, der Schweiß stand ihm auf der Stirn.

„Aber Gustav!"

Er fuhr zusammen und wandte sich um. Da saß seine Frau aufgerichtet im Bett und sah ihn mit zum Weinen verzogenem Gesicht vorwurfsvoll an.

„Gustav, bist Du denn nicht klug? Du wirst mich noch ganz und gar unglücklich machen!"

Der weiche, weinerliche Ton ging ihm ans Herz. Es war ihm wirklich zu Muthe, als ob er bei einem großen Unrecht ertappt worden wäre. „Nimm's nicht übel, Kinding," sagte er. „Ich konnte mir nicht helfen. Es trieb mich aus dem Bette."

„Aber bist Du denn ein kleines, unverständiges Kind? Schäme Dich, Du großer Mensch, Deine Frau und Dein Kind so zu behandeln!"

Gustav schämte sich wirklich. „Sei nur gut! Es wird ja nicht mehr lange dauern, dann bin ich mit dem Krempel fertig!"

Er löschte die Lampe aus und legte sich nieder.

Trudchen fing an, ernstliche Sorge um ihren Mann zu tragen. Wie gerne hätte sie sich einmal bei Anna tüchtig ausgeklagt: aber diese hatte die Eltern ihres unglücklichen Bräutigams nach Pommern begleitet. „Es wäre grausam, die alten Leute jetzt allein zu lassen. Ich will wenigstens einen Monat bei ihnen sein," so hatte sie gesagt. Der schriftliche Meinungsaustausch lag Trudchen fern. So gewandt die Arbeiterfrauen häufig mit der Zunge sind, so unbeholfen sind sie mit der Feder. Und dann die Sache gleich bis nach Pommern ausschreien? Nein, so schlimm war es schließlich doch noch nicht. Anna hätte ja denken müssen, es brennt. So trug Trudchen ihren stillen Aerger in der Hoffnung, daß es sich nur um eine vorübergehende Laune ihres Mannes handele, und daß er doch bald wieder zur Vernunft kommen würde.

Nach einigen Tagen hatte Gustav die beiden Kasten mit Eisenbeschlag und Rädern versehen. Zwei kleine Eisenbahnwagen standen fertig da.

„Was sagst Du nun?" fragte er Trudchen mit leuchtenden Augen.

Diese machte ein sehr verwundertes Gesicht. „Das ist wirklich niedlich," sagte sie. „Aber so eilig wäre es damit doch nicht gewesen. Weihnachten ist noch weit."

„Ja, was meinst Du denn, was das werden soll?"

„Was denn weiter als ein Spielzeug für Karlchen?“ Gustav lachte aus vollem Halse. „Nein, Frau, hast Du einen Begriff!“

Trudchen wurde roth vor Aerger. „Nun, wenn das kein Spielzeug sein soll, so bist Du ein ausgemachter Narr! Man hat keine Ruhe mehr bei Tag und Nacht, und dann stellst Du einem solche Dinger hin und verlangst, daß man Wunder was darin sehen soll!“

„Sei nur ruhig! Ich will Dir jetzt Alles erklären, so weit es geht.“

„Da werde ich was Rechtes hören!“ entgegnete Trudchen, aber sie setzte sich doch und sah ihren Mann erwartungsvoll an.

„Siehst Du, das ist ein Modell, zwei Eisenbahnfahrzeuge. Die Schnur hier, welche beide verbindet, stellt die bisherige Kuppelung vor. Sie hängt an dem einen Wagen und wird mit der Oese an den Haken des anderen Wagens gehängt. So!“

„Hm!“ machte Trudchen, indem sie nickte.

„Der Kuppler muß, wenn er die Kuppelung einhängen soll, zwischen den beiden Wagen und zwischen den Schienen stehen, und dann unter den Puffern hindurchkriechen. Dabei passirt es denn oft, daß der Arbeiter verunglückt, wie wir es bei Robert erlebt haben.“

„Hm!“

„Merkst Du nun was?“

„Ich? Was soll ich daran merken?“

„Nun, die Kuppelung taugt nichts. Sie muß weg. Sie muß durch eine andere, gefahrlose Kuppelung ersetzt werden!“

„Ah! — Und die willst Du erfinden?“

„Ich habe sie schon erfunden. Die Wagen sollen sich, indem sie aneinanderfahren, selbst aneinanderhängen. In Gedanken ist schon Alles fertig. Ich brauche es nur noch auszuführen.“

Trudchen nickte und sah eine Weile still vor sich hin.

„Und wenn sie nun fertig ist?“

„Dann lege ich sie der Direction vor.“

„Und dann?“

„Nun, dann wird sie eingeführt. Es ist gar keine Frage, daß sie eingeführt wird. Ich habe gehört, daß man eine solche Kuppelung sogar sucht. Dann ist die Gefahr beseitigt, und kein Arbeiter wird mehr sein Leben zwischen den Puffern verlieren.“

„Das verstehe ich,“ sagte Trudchen ernst. „Es ist sozusagen ein gutes Werk. Aber wie bist Du nur auf diesen Gedanken gekommen?“

„Am Grabe Robert's fiel es mir ein. Ich kann Dir nicht sagen, wie mir damals zu Muthe war. Ihr

Alle habt ja geweint und geschrieen; mir aber war, als ob mir nun nichts weiter übrig bliebe, als auch zu sterben, als ob das Leben überhaupt nichts sei. Und da kam es auf einmal wie eine Erleuchtung von oben über mich. Es wurde mir gewiß, daß ich gleichsam dazu berufen sei, eine solche Erfindung zu machen. Und mit dieser Gewißheit kam Ruhe und Zufriedenheit in mein Herz. Ja, ich wurde sogar wieder fröhlich. Die Arbeit ist nicht leicht, aber sie macht mich glücklich."

„Das ist wunderbar," meinte Trudchen.

„Es ist mir selbst ein Räthsel," fuhr Gustav fort. „Der Gedanke ist nicht von mir. Wie sollte ich einfacher Arbeiter von selbst auf einen solchen Gedanken kommen! Ich habe das Gefühl, als ob Robert gar nicht von uns geschieden wäre. Es ist fast lächerlich, zu sagen, aber mir ist, als ob er noch bei uns wohnte, mich zur Arbeit antriebe, mit mir arbeitete und sich mit mir freute."

Trudchen verbarg ihre Hände unter der Schürze, indem sie zusammenfuhr. „Rede nicht solchen Unsinn, Mann! Du machst mich graulich."

„Ich sage ja auch nur so, und vor Robert brauchte sich Niemand zu fürchten."

„Wenn aber nun die Direction von Deiner Erfindung nichts wissen will?"

„Das ist gar nicht denkbar. Alle Hände wird sie danach ausstrecken. Ja, ja, Trudchen, die ganze Menschheit wird sich freuen. Und dann werde ich sagen: diese Kuppelung erfand ich zum Andenken an meinen unglücklichen Freund Robert Schütze. Sie soll sein Denkmal sein."

„Und Du — was hast Du davon?"

„Ich? Wie meinst Du das?"

„Nun, was Du dabei verdienst?"

„Ja, Kinding, daran habe ich noch gar nicht gedacht. Daß Ihr Weiber auch immer gleich ans Verdienen denkt!"

„Aber Gustav, Du kannst doch nicht umsonst wochenlang gearbeitet haben. Es wäre so schön, wenn Du etwas Gewisses davon hättest! Wir brauchten dann nicht mehr vier Treppen zu wohnen, könnten uns etwas besser einrichten und Karlchen auf die hohe Schule schicken. Der Junge ist so geweckt."

„Ach, das sind ja Dummheiten!" entgegnete Gustav. „Ich bin mit meinem Dasein ganz zufrieden, und wenn es dem Jungen einmal so geht wie uns, kann er Gott danken. Aber freilich, etwas wird für mich schon dabei abfallen. Schließlich ist ja nichts in der Welt umsonst. Ich werde mir ein Patent auf meine Erfindung geben lassen."

Trudchen hatte von einem Patent nur ganz un=

bestimmte Vorstellungen, aber der Name klang ihr so hoch, daß sie ganz entzückt war.

„Das ist ja prächtig!“ rief sie. „Siehst Du, auf was für gute Gedanken die Männer kommen, wenn sie ihren Frauen auch einmal ein Wort gönnen! Aber das sage ich Dir, wenn es sich machen läßt, schicken wir Karlchen auf die hohe Schule. Es wäre schade um den Jungen!“

Gutmüthig versprach Gustav, der Bildung Karlchens und seinem Glück nichts in den Weg zu legen, und somit war der Friede zwischen den Ehegatten wieder hergestellt. Trudchen verfolgte die weitere Arbeit ihrs Mannes mit regem Interesse. Sie hatte auch nichts dagegen, daß er, da er am Tage in der Centralwerkstätte arbeitete, die Nächte und die Sonntage zu Hilfe nahm.

Freilich wurde ihre Geduld auf eine schwere Probe gestellt. Die Gedanken Gustavs erwiesen sich in der Praxis doch unausführbar, wie er überhaupt auf ungeahnte Schwierigkeiten stieß. Die Selbstkuppelung sollte sich dadurch vollziehen, daß ein starker eiserner Haken in der Mitte des einen Wagens sich in eine entsprechende Oeffnung des anderen schob und dort von einer starken Feder festgehalten wurde. War nun die nöthige Sicherheit in der Verbindung erreicht, so fehlte dem Wagen die Beweglichkeit, und war diese vor-

handen, so erschien die Verbindung unzuverlässig. Endlich hatte Gustav beide Vorzüge vereinigt. Nun aber bot ihm die Entkuppelung der Wagen, die durch einen Drücker an der Seite des Wagens bewerkstelligt werden sollte, neue Schwierigkeiten. Monate gingen dahin, die Lichter des Weihnachtsbaumes waren längst verbrannt, die Frühlingsstürme wehten durch das Land und noch immer brütete Gustav über seinem Problem. Er war sehr ernst geworden. Seine hohe Gestalt war ein wenig gebückt, — „wie eine volle Aehre," hatte er einmal seiner Frau zur Beruhigung gesagt, „die noch ihre Frucht bringen wird" — und sein Gesicht zeigte eine bleiche Farbe. Nur der Glanz seiner Augen war nicht erloschen, ja er wurde nur noch heller, fast übernatürlich. Trudchens Geduld hielt nicht aus. Sie bat und schalt täglich, ihr Mann aber hörte gar nicht mehr darauf. Das Gerede seiner Frau war ihm ebenso selbstverständlich als das Kreischen der Feile. Es war nur noch ein schwieriger Punkt zu überwinden, und dann mußte es gelingen. Ueber diesen Punkt brütete er Tag und Nacht.

Es war in der Osternacht, als Gustav plötzlich aus dem Schlafe fuhr. Daß er auch im Traume über seine Kuppelung nachsann, war ihm nichts Fremdes mehr. Heute aber hatte er mit einer Deutlichkeit geträumt, daß er es mit den Händen meinte greifen zu

können. Aufrecht im Bette sitzend, dachte er darüber nach. Mit dem Traumbild war auch die Deutlichkeit der Anschauung verschwunden, aber er mußte es wieder erlangen, er mußte! Alle Gedanken richtete er auf den einen Punkt. Das Gehirn schmerzte ihm von der Anstrengung. Wenn er es einmal zu haben glaubte, war es ihm im nächsten Augenblicke wieder entschwunden. Aber jetzt, jetzt sah er's wieder mit voller Deutlichkeit. Mit einem Satz war er zum Bette hinaus. Nur mit der Hose bekleidet, eilte er zum Schraubstock. Mit zitternden Händen entzündete er die Lampe. Er arbeitete! Wie das Alles klappte! Als ob ein unsichtbarer Geist ihm Handreichung thäte, so ging es! Er hörte nicht das Schelten seiner Frau, die über Sabbathschändung eine keifende Predigt hielt und ihm, als der Morgen graute, die Lampe vor der Nase ausblies. Er hörte nicht ihre Einladungen zum Kaffeetrinken. Und nun setzte er die Modelle auf die künstlichen Geleise. Er fuhr die Wagen aneinander — es klappte! Er drückte die Feder an der Seite des Wagens — es klappte! Er machte dasselbe ein, zwei, drei Mal — es klappte!

„Frau, Frau, Trudchen!“

Wie ein Sieges- und Jubelruf klang es hinaus in die Küche, wo Trudchen beschäftigt war. Sie

glaubte nichts Anderes, als ihr Mann habe den Verstand verloren.

„Um Gotteswillen, was ist denn los?“

Da umfing sie Gustav mit starken Armen und drückte sie an sich, daß ihr fast der Athem ausging.“

„Ich bin fertig, die Erfindung ist gemacht!“

„Ist es möglich!“

„Sieh doch, sieh!“

Und er zeigte ihr, wie sicher der Mechanismus arbeitete.

Hohe Freude röthete Trudchens Gesicht. „Gustav, ich habe Dir Unrecht gethan,“ sagte sie. Ihm aber traten die Freudenthränen in die Augen. Er setzte sich stumm auf einen Stuhl und sah wie verklärt zum Fenster hinaus, hinab auf die vielverschlungenen Bahnschienen. Das Rasseln der Züge tönte an sein Ohr, und die Osterglocken läuteten zur Kirche. —

Der Eisenbahn-Ingenieur William Dorner hatte keine ruhige Stunde, seitdem ihm Amalie die bestimmte Aussicht eröffnet hatte, daß sie ihm ihre Hand reichen wolle, wenn er durch die Erfindung einer gefahrlosen Kuppelung die Gefahr der Eisenbahnarbeiter beseitigt habe. Zwar war er keineswegs für das unablässige Grübeln beanlagt. Er besaß das Geschick, etwas bereits Vorhandenes zweckmäßig zu verwerthen, und wenn er als Beamter seine Arbeit gethan hatte, so

überließ er sich gern dem heiteren Lebensgenusse, der in Berlin auf allen Straßen und in allen Vergnügungslokalen winkt. Dennoch war es ihm mit seinem Vorsatz Ernst, denn die schöne, junge Frau hatte ihn mit ihren Reizen bezaubert, und außerdem war das große Vermögen derselben ein Preis, jeder Anstrengung werth. Er mußte die ihm gestellte Aufgabe lösen, und zwar je eher desto besser.

Als wissenschaftlich und technisch gebildeter Mann ging er hierbei wissenschaftlich zu Werke. Wochen hindurch war er auf dem königlichen Patentamte täglicher Besucher. Hier studirte er sämmtliche Zeichnungen der bereits vorhandenen Patente, um sich über das bereits Vorhandene zu unterrichten und in der Erwartung, daß ihm dabei ein neuer Gedanke aufgehen werde. Hierin aber hatte er sich getäuscht. Er fand Vieles, was ihm sofort als unbrauchbar erschien, und Manches, was der Verwirklichung der Idee schon sehr nahe kam; aber eigene selbstständige Gedanken kamen ihm nicht. Er war eben keine schöpferische Natur, die selbstthätig gestaltet und das Alte zu neuen, originellen Formen umbildet. So praktisch tüchtig er sich sonst erwies und so glänzend sein Witz war, in dieser Beziehung glich sein Geist einer tauben Aehre.

Amalie verfolgte das Studium des Ingenieurs mit Interesse und ließ sich oft von ihm darüber berichten.

Sie war dem schönen Manne von Herzen zugethan und wünschte, daß ihm die Erfindung gelingen möge. Aber wenn sie ihn liebte, warum bot sie ihm denn nicht bedingungslos ihre Hand? Warum machte sie die Verbindung von einer Bedingung abhängig, die zu erfüllen kein Mensch mit Bestimmtheit hoffen durfte? Diese Frage hatte sie sich selbst oft vorgelegt. Und die Antwort darauf lautete: weil dem Ingenieur bei all' seinen glänzenden Eigenschaften ein Etwas fehlte, was sie mehr fühlte als mit Worten bezeichnen konnte. Anna hatte dieses Fehlende „Gemüth“ genannt. „Er hat einen scharfen Verstand, aber ein leeres Herz. Er liebt nur sich und Alles, was ihm nützt.“ Ob sie recht hatte, ob Dorner wirklich nichts weiter war als ein kalt berechnender Egoist? Amalie konnte diese Frage nicht beantworten, aber eben deshalb suchte sie ihn für ein Werk der Menschlichkeit zu begeistern, dessen glückliche Ausführung ihm zugleich eine große Bedeutung in der Welt geben mußte.

Dorner hütete sich wohl, die Ergebnißlosigkeit seines bisherigen Studiums Amalie zu verrathen. Im Gegentheil schilderte er seine Pläne in großen Worten und erregte die Erwartung, daß er in nicht zu ferner Zeit sein Ziel erreichen werde. Als Amalie kurz vor Weihnachten der Einladung zu einer Reise nach Italien folgte, die von Seiten eines nahen Verwandten ihres

verstorbenen Gemahls an sie erging, verabschiedete sie sich von dem Ingenieur mit den herzlichsten Wünschen für seine Arbeit. Sie war überzeugt, nach ihrer Rückkehr die Verlobung mit Dorner feiern zu können.

Dieser aber, überzeugt, daß er weder durch eigenes Genie noch durch irgend eine Inspiration das Problem lösen werde, betrat den Weg, der schon oft zum Ziele geführt hat, den Weg der geschäftlichen Vermittelung.

Eines Tages ging er direct aus dem Bureau nach der Leipziger Straße. Vor einem jener neuen Häuser, die durch ihre architektonisch reichen Sandsteinfaçaden, sowie durch die hohen Giebel und Thürmchen Aufsehen erregen, mäßigte er seine Schritte. Die prächtigen Schauläden zu beiden Seiten der Thür würdigte er keines Blickes. „Technisches und Patent-Bureau“ war an der Thür mit goldenen Buchstaben auf polirtem, schwarzem Granit zu lesen. „Leopold Libauer u. Co.“ hieß die Firma.

Er eilte eine Treppe hinauf und trat in das Bureau. Ein weiter, schön ausgestatteter Raum war mit einer Menge von Schreibpulten und Tischen ausgefüllt, vor denen Beamte des Bureaus in eifriger Arbeit standen oder saßen. Die Thür nach links war geöffnet und zeigte noch einige Zimmer, die demselben Zwecke dienten. Die Firma Libauer u. Co. mußte

eine sehr bedeutende sein und besonderes Vertrauen genießen. Dorner fragte, ob Herr Libauer anwesend sei, und als die Beamten es bejahten, ging er auf die Thür rechts zu, klopfte an und trat in das anstoßende Zimmer.

Herr Libauer saß an einem eichenen Schreibtisch von reicher Schnitzerei. Ein Sopha mit Sesseln lud zum Sitzen ein. Seidene Gardinen decorirten die Fenster, und an den Wänden hingen große Stahlstiche in breitem Rahmen. Das nicht zu große Zimmer machte einen behaglichen Eindruck.

Herr Libauer schien den Eintretenden zunächst nicht zu bemerken. Als er aber Dorner's Stimme erkannte, sprang er schnell auf und ging dem Ingenieur mit verbindlichem Lächeln entgegen.

„Seien Sie gegrüßt, Herr Dorner! Bitte, nehmen Sie Platz! Was verschafft mir die Ehre?"

„Eine geschäftliche Angelegenheit, Herr Libauer."

„Haben eine wichtige Erfindung gemacht? Suchen ein Patent nach?" fragte Libauer mit schlauem Lächeln.

„Sie wissen, daß ich zu der curiosen Gemeinschaft der Leute, welche der Welt mit neuen Erfindungen glauben unter die Arme greifen zu müssen, nicht gehöre, ebensowenig wie Sie selbst, Herr Libauer," entgegnete Dorner mit leichtem Spott.

Libauer nickte. „Gott sei Dank, nein."

„Und dennoch ist es eine Erfindung, die mich zu Ihnen führt. Ich suche eine Kuppelung.“

„Das überrascht mich. Ich denke, die Herren Sachverständigen halten die Erfindung für unmöglich.“

„So ist es,“ entgegnete Dorner. „Diese Ueberzeugung, daß das Problem einer gefahrlosen Kuppelung nicht zu lösen ist, hat sich bei mir noch verstärkt durch das eingehende Studium sämmtlicher Patente auf dem königlichen Patentamt. Es heißt Zeit und Kräfte vergeuden, sich damit zu befassen. Dennoch interessire ich mich dafür. Ich wünsche, eine Erfindung dieser Art durch Kauf in meinen Besitz zu bringen.“

„Aber welches Interesse können Sie an einem nach Ihrer Ueberzeugung werthlosen Objecte haben?“

„Ein rein persönliches. Denken Sie, ich will es als Nippsache für meinen Schreibtisch verwenden. Einen öffentlichen Gebrauch will ich von der zu erwerbenden Erfindung niemals machen, und dennoch muß dieselbe mit allen Rechten auf mich übergehen.“

„Das ist eigen, Herr Dorner. Doch es ist nicht meine Sache, nach Gründen zu fragen. Ich bin Geschäftsmann, nichts weiter.“

„Und das Geschäft soll für Sie ein gutes werden. Es kommt mir auf ein paar tausend Mark nicht an.“

Libauer nickte. „Der Auftrag ist nicht leicht,

indessen wird seine Ausführung nicht unmöglich sein. Haben Sie sonst noch einen Wunsch, eine Bedingung?"

„Ja, die Erfindung darf selbstverständlich noch nicht patentirt sein."

„Das heißt also, wenn ich Sie recht verstehe, daß auch das Urheberrecht auf Sie übergehen müsse."

„Gewiß. Aber ich wiederhole, daß ich von diesem Rechte niemals einen öffentlichen Gebrauch machen werde. Ungelegenheiten irgend welcher Art können Ihnen also aus dem Geschäft nicht erwachsen."

„Hm! Das ist eine schwierige Bedingung. Die Erfinder sind meistens etwas eitel, und wenn ihnen die Sache weiter nichts einbringt, so wollen sie doch wenigstens auf den Ruhm nicht verzichten."

„Das kommt ganz darauf an, wie man's anfängt. Wenn ihnen die Ergebnißlosigkeit ihrer Bemühungen auf der einen, ein sicherer Gewinn auf der anderen Seite dargestellt wird, so dürfte doch mancher das Gewisse für das Ungewisse nehmen. Sehen Sie sich doch die Erfinder an. Es sind meistens arme Leute, die mit großen Hoffnungen anfangen und schnell genug dem Elend verfallen. Es ist einfach ein gutes Werk, wenn wir ihnen ihr altes Eisen mit einigen hundert oder tausend Mark bezahlen."

„Versuchen wir's!" entgegnete Libauer. „Und

gelingt es nicht, nun, so haben wir ja auch nichts verloren.“

Dorner verabschiedete sich. Am Abend desselben Tages schrieb er Amalie nach Florenz, daß seine Gedanken der Verwirklichung bereits sehr nahe seien. Er war der Meinung, daß jene Bedingung, an welche die junge Frau ihre Verbindung mit Dorner geknüpft hatte, nur die Folge einer augenblicklichen Gefühlswallung gewesen sei. Wenn er ihr nicht gleichgiltig war, so mußte sie sich mit der guten Absicht begnügen, besonders wenn er ihr die Beweise seines ernsten Strebens vorlegen konnte. Er ging auf ihre Launen ein, um sie um so sicherer in seine Gewalt zu bringen. Und wenn sie erst die Seinige wäre, dann wollte er ihr die Schwärmerei schon abgewöhnen. Er verstand mit Frauen umzugehen, sie zu leiten und zu beherrschen.

Bald nach Ostern empfing Dorner eine Einladung von Libauer. „Es ist auch hohe Zeit, dachte er, wenn bis zur Rückkehr Amaliens noch etwas geschehen soll. Er hatte sich bis jetzt ganz sorglos dem Lebensgenusse hingegeben und nur hin und wieder mit seinen Collegen von der Kuppelung gesprochen. Daß er sich selbst mit einer solchen beschäftige, ließ er deutlich durchblicken, wenn er auch bestimmten Fragen auswich. Jetzt folgte er mit Spannung der Einladung seines Geschäftsfreundes.

„Nun, was sagen Sie dazu!“ sagte Libauer, indem er auf ein auf dem Tische stehendes Modell hinwies.

Dorner untersuchte das Modell mit kritischen Blicken. „Sehen Sie,“ sagte er dann, „das ist auch so eine Kuppelung, die ins Blaue hinein erfunden worden ist, ohne daß sich der Erfinder um die Bedingungen gekümmert hat.“

„Aber sie ist nicht schlecht.“

„Nein, es ist ein gescheidter Gedanke. Schade darum! Eine Selbstkuppelung ist von vornherein ausgeschlossen.“

„Was sind das für Bedingungen, von welchen Sie sprechen?“

„Diejenigen, welche die Zeitschrift deutscher Ingenieure veröffentlicht hat und deren erste und hauptsächlichste die Beibehaltung der bisherigen Patentkuppelung fordert.“

„So! Damit ist's hier freilich nichts. Hier hat die bisherige Patentkuppelung nichts mehr zu sagen.“

„Das ist eben der Fehler.“

„Aber für Ihre privaten Zwecke fiele dieser Mangel nicht ins Gewicht?“

„Ganz und gar nicht. Ich will nur betonen,

daß der Mann umsonst gearbeitet hätte, wenn wir ihm seine Arbeit nicht bezahlten."

„Wer ist der Erfinder?"

„Ein einfacher Arbeiter aus der Centralwerkstatt der Anhalter Bahn, ein Riese von Gestalt, ein Kind von Gemüth. Er erröthete fast, als er mir sagte, daß er eine Kuppelung erfunden habe, und um meine Vermittelung wegen des Patentes bat. Ich glaube, der wird uns keine Schwierigkeiten machen."

„Und sein Name?"

Libauer schwieg einen Augenblick. „Namen thun nichts zur Sache," sagte er dann, „Sie machen das Geschäft mit mir, mit keinem weiter."

„Sie mißtrauen mir?"

„Nicht im Geringsten, Herr Dorner. Ich halte Sie für durchaus zahlungsfähig."

Dorner lächelte. „Gut, gut, Sie sollen sich in mir nicht getäuscht sehen. Haben Sie mit dem Mann schon gesprochen?"

„Noch nicht. Ich mußte erst Ihre Meinung hören. Aber nun will ich die Sache gleich in Angriff nehmen. Innerhalb acht Tagen sollen Sie Antwort haben."

Bei diesem Bescheide mußte sich Dorner vorläufig beruhigen.

Am nächsten Tage empfing Gustav Rollmann von

Libauer einen Brief. „Der hat's eilig," sagte Gustav. „Paß auf, Truding, das wird was!"

„Geehrter Herr! Zu einer Besprechung über Ihre Erfindung bitte ich um Ihren freundlichen Besuch. Achtungsvoll grüßend Libauer."

„Achtungsvoll grüßend," wiederholte Gustav mit Stolz. „Merkst Du was, Trudchen?"

„Es muß doch etwas daran sein," meinte Trudchen, „sonst würde er sich wohl nicht darauf einlassen."

Mit hoffnungsvollem Herzen und viel sicherer als das erste Mal trat Gustav ins Bureau. Libauer begrüßte ihn mit Gönnermiene und lud ihn zum Sitzen ein. Gustav lehnte es bescheiden ab, auf einem der eleganten Plüschsessel Platz zu nehmen; der Liebenswürdigkeit Libauer's jedoch mußte er nachgeben. Tief sank er in das schwellende Polster und sah nun erwartungsvoll dem Chef des technischen und Patent-Bureaus ins Gesicht.

„Mein lieber Herr Rollmann," begann dieser, indem seine Rechte nachlässig an der goldenen Uhrkette spielte und die Steine der Ringe funkeln ließ, „ich habe Ihre Erfindung mit größtem Interesse untersucht. Es ist entschieden ein gescheidter Gedanke, den Sie da gehabt haben, er macht Ihnen alle Ehre."

Ein freudiges Roth ging bei diesen Worten über Gustav's Gesicht. „Das habe ich mir gleich gedacht,

Herr Libauer, und meine Frau hatte ganz dieselbe Meinung."

„Sie sind also verheirathet?" sagte Libauer verbindlich. „Recht so, ein ordentlicher, junger Mann muß seine Ordnung haben. Wohl auch Familie?"

„Ja, einen Jungen, einen rechten, munteren, geweckten Jungen. Meine Frau meint, er müßte das Gymnasium besuchen, wenn ich mit dem da Glück habe. Etwas wird's ja doch wohl einbringen."

„Ja, das ist nun freilich eine andere Frage," entgegnete Libauer einlenkend. „Können Sie sich denken, Herr Rollmann, daß eine Erfindung recht gut und doch praktisch undurchführbar sein kann?"

Gustav erschrak. „Gut und doch unpraktisch? Ja, wie soll ich mir das denken?"

„Das will ich Ihnen sogleich an Ihrer Erfindung klar machen. Wie gesagt, der Gedanke ist vortrefflich. Nur ein Ignorant könnte das Gegentheil behaupten. Ich kann das als Fachmann beurtheilen, und ich habe die Fähigkeit, mich über jeden guten Gedanken zu freuen. Nun müßte mit der Erfindung Folgendes geschehen: Ich lasse eine Zeichnung anfertigen und reiche sie mit einem Schreiben dem Patentamt ein, kostet 20 Mark. Das Patentamt ertheilt das Patent, kostet 50 Mark, zusammen 70 Mark. Sie legen die Kuppelung einer Eisenbahn-Direction vor und diese erwidert

Ihnen zu Ihrem Erstaunen: „Ja, lieber Mann, das ist ja ganz nett, aber eine Selbstkuppelung können wir ja gar nicht gebrauchen. Haben Sie sich denn um die vorhandenen Bestimmungen nicht gekümmert?“ Sie wenden sich an eine zweite, eine dritte Direction, überall dieselbe Antwort. Sie gehen von Pontius zu Pilatus. Ihre Kuppelung wird gelobt, aber nicht angenommen. Sie halten das Patent ein Jahr und noch ein Jahr; Sie haben über 100 Mark Unkosten, aber keinen Erfolg. Das ist der Verlauf, den ich Ihnen mit Gewißheit voraussagen kann.“

Gustav's Gesicht hatte einen düsteren Ausdruck angenommen. „Sie sprechen von Bestimmungen. Hat denn die Behörde Bestimmungen über die Kuppelung erlassen?“

„Sehr klare und eingehende.“ Libauer reichte Gustav ein Zeitungsblatt hin und sagte: „Bitte, lesen Sie selbst.“

„Was ist das für ein Blatt?“

„Die Zeitschrift deutscher Ingenieure.“

Gustav las:

„Neben der neuen Kuppelung muß die bisher gebräuchliche Schraubenkuppelung stets noch verwendbar sein, es muß also der alte Zughaken beibehalten werden.“

Gustav sah traurig nach seinem Modell hinüber.

„Das Kuppeln und Entkuppeln muß mit größtmöglicher Sicherheit erfolgen können.“

„Die Bedingung wäre ja da auch erfüllt,“ meinte Gustav.

„Nur weiter!“ sagte Libauer.

„Die Vortheile der Patent-Schraubenkuppelung müssen beibehalten werden.“

„Die Kuppelung muß so einfach wie möglich sein, so daß jeder gewöhnliche Arbeiter sie zu bedienen im Stande ist.“

„Die Vorrichtung muß sich an jedem alten Wagen ohne bedeutende Veränderung desselben anbringen lassen.“

Gustav's Hoffnung war tiefer und tiefer gesunken. Mit traurigem Kopfschütteln betrachtete er sein Modell.

„Ja, ja, mein lieber Herr Rollmann,“ sagte Libauer, „Sie haben eben gearbeitet wie ein Mann, der nur seiner Idee folgt und dabei nicht nach rechts und links ausschaut. Alle Achtung vor dieser Begeisterung, aber praktisch ist sie nicht.“

Gustav sah mit schwerem Herzen vor sich hin. Alle seine Mühe sollte vergeblich gewesen sein, seine Hoffnungen sollten ihn betrogen haben. „Was wird nun Trudchen dazu sagen?“ dachte er. Es war ihm wehe zu Muthe, als ob er verurtheilt worden sei.

„So kann ich mein Modell also nur wieder mit nach Hause nehmen," preßte er endlich heraus.

Libauer hatte mit scharfem Auge den Gemüthszustand Gustav's erkannt und er hielt die Zeit für gekommen, sein Geschäft einzuleiten. „Der ist windelweich," dachte er, „wenn ich ihm ein Butterbrod biete, so läßt er mir das Ding."

„Es thut mir herzlich leid," begann er. „Um eine schöne Hoffnung ärmer nach Hause gehen zu müssen — es ist ein trauriges Loos."

„Ach ja," seufzte Gustav.

„Sie haben wohl sehr lange daran gearbeitet?"

„Fast ein halbes Jahr."

„Nun, mein lieber Herr Rollmann, weggeworfen sollen Sie Ihre Arbeit doch nicht haben. Sie sollen Ihr Modell nicht wieder mit nach Hause nehmen. Ich halte es für meine Pflicht, einem jungen, begabten und strebsamen Manne wie Ihnen Muth und Lust für weitere Arbeit zu erhalten. Von Ihnen kann die Welt noch etwas erwarten."

Gustav wurde aufmerksam. Die Liebenswürdigkeit, welche Libauer zur Schau trug, war zu groß, als daß sie nicht das Mißtrauen des einfachen Arbeiters hätte erregen sollen.

„Kurz und gut, ich möchte, um Ihnen unter die Arme zu greifen," fuhr Libauer fort, „Ihre Erfindung

für meine Sammlung bemerkenswerther Modelle ankaufen. Nutzen habe ich davon selbstverständlich nicht, es ist nur eine Liebhaberei von mir."

Gustav hatte schnell seine ganze Fassung wiedergewonnen. Dieser Mann da wollte ihm seine Erfindung abkaufen ohne Aussicht auf Gewinn, blos aus Menschenliebe und Liebhaberei? Danach sah er nicht aus. Er war überzeugt, daß er das Opfer eines Betruges werden sollte.

„Wollen Sie mir Ihre Sammlung bemerkenswerther Modelle nicht einmal zeigen?" fragte Gustav.

Libauer konnte seine unangenehme Ueberraschung nicht verbergen. Er faßte sich aber schnell und entgegnete mit großer Freundlichkeit: „Gewiß, mein lieber Herr Rollmann, sehr gern. Nur bitte ich, mich heute zu entschuldigen. Es ist fünf Minuten vor sechs Uhr. Um sechs habe ich eine Conferenz mit einem Geschäftsfreunde."

„Und was wollen Sie mir für meine Erfindung geben?"

Libauer überlegte einen Augenblick. Er hatte Gustav erst 50 Mark bieten wollen, aber die letzten Fragen Gustav's hatten ihn belehrt, daß derselbe keineswegs so harmlos war, als er es voraussetzte. In dieser Ungewißheit beging Libauer einen Fehler, den

man einem kaltblütigen Geschäftsmanne nicht zutrauen kann. Er bot eine verhältnißmäßig große Summe.

„500 Mark.“

Ueber Gustav's Gesicht ging ein ironisches Lächeln. „500 Mark,“ wiederholte er.

„Es ist fast zu viel,“ warf Libauer ein, „aber —“

„Und das für eine eigentlich werthlose Erfindung,“ fuhr Gustav fort, indem er Libauer scharf uud durchbohrend ansah.

Der Chef des technischen und Patent-Bureaus wurde unruhig. Er wußte nicht, wie er die Worte des Arbeiters zu deuten hatte. „Sie brauchen sich ja nicht sofort zu entscheiden,“ sagte er hastig. „Ich gebe Ihnen gern drei Tage Bedenkzeit.“

„Danke, Herr Libauer, ist nicht nöthig,“ entgegnete Gustav. Er richtete sich zu seiner ganzen Riesengröße auf und sah unwillig auf den kleinen, corpulenten Mann hinab. Langsam und mit lauter Stimme fuhr er fort: „Wenn mir ein Mensch sagt, meine Erfindung ist werthlos, und mir gleich darauf 500 Mark dafür bietet, aus purer Menschenliebe und um eine Spielerei, so habe ich blos das darauf zu antworten: Sie haben sich in mir geirrt, Herr Libauer. Suchen Sie sich die Dummen anderswo!“ Damit nahm er sein Modell unter den Arm.

Libauer fuhr auf, „Aber, Herr Rollmann, was denken Sie von mir! Sie handeln unüberlegt wie ein hitziger, junger Mann. Bedenken Sie Ihr eigenes Interesse! Gehen Sie, gehen Sie, aber Sie werden keinen Menschen mehr finden, der es so gut mit Ihnen meint, wie ich! Ich werde Sie nicht halten. Adieu, adieu, es ist Ihr eigener Schade. Sie werden an mich denken. Dabei soll Einer als ehrlicher Geschäftsmann bestehen! Der Unverstand! Aber so sind die Erfinder! Nichts zu brechen und zu beißen, aber den Kopf voll Größenwahn! Hochmüthige Hungerleider! und Unsereiner muß sich mit diesen Leuten herumschlagen, sich das Leben verbittern, ohne einen Pfennig Entschädigung. Wir hätten dabei alle was verdienen können, und so hat keiner was. Es ist ein Kameel, dieser Mensch, ein Rhinoceros!“

Gustav war längst auf der Straße und ging mit dem Modell unter dem Arm fröhlichen Herzens seiner Wohnung zu. Jetzt erst hatte er ganz den Werth seiner Erfindung erkannt: „denn,“ sagte er sich, „wenn so ein Mann es der Mühe für werth hält, mich darum zu betrügen, so muß man Geld damit verdienen können.“

Trudchen machte verwunderte Augen, als Gustav mit dem Modell zurückkehrte, und ihre Hoffnung, die bereits kräftig die Flügel geregt hatte, sank zu Boden.

Nachdem sie aber von ihrem Manne gehört hatte, was geschehen war, gewann ihr Herz die Fassung und ihre Zunge die Gelenkigkeit wieder. Sie machte Gustav die bittersten Vorwürfe, daß er auf den Vorschlag Libauer's nicht eingegangen war.

Wie den meisten Frauen, galt ihr der kleine, schnelle Erfolg mehr als der große, der sich dem weitsichtigen Auge des Mannes in der Ferne zeigt. So ein Mann, wie Libauer, meinte sie, muß das verstehen. Fünfhundert Mark sei eine große Summe. Dafür hätte sich manches anschaffen lassen, statt daß sie nun noch Geld für das Patent ausgeben sollten. Aber die paar Groschen in der Sparkasse dürften nicht angetastet werden, dafür werde sie sorgen. Wenn es nach ihrem Manne ginge, könnten sie zuletzt Luft schnappen. Gustav hörte die Redensarten eine Weile mit an, dann sagte er ruhig: „Mutting, das hilft Alles nichts! Und wenn Dich auf der Stelle der Schlag rührt, ich thue doch, was ich muß!“

* * *

Anfangs Juni kehrte Amalie von der italienischen Reise zurück. Sofort benachrichtigte sie Dorner und lud ihn mit herzlichen Worten zu sich ein. „Sie werden bei mir einen Mann kennen lernen,“ so schrieb sie, „der werth ist, Ihr Freund zu werden. Es ist Dr. Edmund Kemnitz, Alterthumsforscher und Schriftsteller auf dem Gebiete der Alterthumskunde. Wir

lernten uns in Florenz kennen und haben einen großen Theil der Reise zusammen gemacht. Ich habe ihm bereits von Ihnen erzählt, und ich freue mich darauf, Sie Beide mit einander bekannt zu machen. Bringen Sie doch Ihr Modell mit, soweit es fertig ist. Wir sind Beide sehr gespannt darauf, und erwarten von Ihnen einen langen eingehenden Vortrag. Mit freundschaftlichsten Grüßen

Ihre ergebenste

Amalie von Breidenbach."

Der Brief verstimmte Dorner trotz des freundlichen Tones. „Also ein neuer Freund," sagte er sich, „ein Gelehrter, der sich Amalien's Neigung bereits in hohem Grade erworben hat. Sie schwärmt für ihn, denn die Phrase: „Er ist werth, Ihr Freund zu werden," sagt nichts weiter, wenn sie überhaupt etwas sagen soll. Zum Teufel! Ich will der Seinige nicht werden. „Wir Beide erwarten Sie." Wie gnädig, meine Gnädigste! Es klingt fast, als ob ein Fürstenpaar einem armen Künstler Audienz ertheile. Und die Marotte mit der Kuppelung! Der Teufel hole sie! Und wenn ich hundert Jahre zu leben hätte, ich würde das Ding nicht erfinden, und mit Bezug auf die Erfinder hatte Libauer leider Recht." Mit Zorn und Aerger im Herzen ging Dorner in ein großes Blumengeschäft, wählte ein prachtvolles Blumenarrangement aus und sandte es

Amalie mit seiner Karte. Am Nachmittage des nächsten Tages machte er mit Sorgfalt Toilette und fuhr zu der festgesetzten Zeit nach Amalien's Wohnung in der Bülowstraße.

Amalie trat ihm in einer reizenden Sommertoilette entgegen, begrüßte ihn aufs Herzlichste und führte ihn in den Salon, wo bereits Dr. Kemnitz seiner wartete. Dort saß der Mann, den er als seinen Nebenbuhler ansehen zu müssen alle Ursache zu haben glaubte, in einem Illustrationswerke blätternd. Bei dem Eintritt der Beiden stand er ruhig auf, und ohne auf eine Vorstellung zu warten, begrüßte er Dorner wie einen alten Bekannten.

Dorner hatte sich vorgenommen, dem Gelehrten mit seinen vollendeten weltmännischen Manieren zu imponiren. Aber schnell genug mußte er sich überzeugen, daß er sich verrechnet hatte. Dr. Kemnitz hatte nicht nur bei seinen Büchern gesessen und in alten Gräbern und ausgegrabenen Ruinen herumgewühlt; er hatte auf seinen Reisen Welt und Menschen kennen gelernt. Der weltmännische Schliff war ihm etwas zu Selbstverständliches, als ob er darauf hätte Werth legen sollen. Als eine geistige, in sich gefestete Persönlichkeit stand er vor dem Ingenieur. Der einzige Trost Dorner's bei dieser ersten Begegnung war die Bemerkung, daß sich der Gelehrte an Schön=

heit bei Weitem nicht mit ihm messen konnte. Das Gesicht desselben war bleich und von der Sonne verbrannt. Sein Auge entbehrte des verlockenden Glanzes, Bart und Haare waren blond und dünn. Wie vortheilhaft mußte sich Dorner diesem Manne gegenüber ausnehmen in den entschiedenen Farben seines frischen Gesichts und seines dunkelbraunen Haares.

Nach der ersten Begrüßung nahm Dorner das Wort. „Sie sehen mich glücklich, gnädige Frau, über das fröhliche Wiedersehen, und dennoch trete ich Ihnen nicht ohne Groll im Herzen entgegen. Sie hielten es nicht für nöthig, mich von Ihrer Ankunft zu benachrichtigen, und Sie nahmen mir dadurch die Gelegenheit, Ihnen einen Ihrer würdigen Empfang zu bereiten."

„Ich danke Ihnen für die gute Absicht, Herr Dorner," entgegnete Amalie sanft, „aber Sie werden sich erinnern, daß ich niemals ein Freund besonderer Empfangsfeierlichkeiten gewesen bin. Ein herzliches Wort, ein freundschaftlicher Händedruck ist das Schönste, was ich mir bei meiner Rückkehr denken kann. Und wenn wir nun vollends so gesund, so zufrieden mit der Gegenwart und so voll guter Hoffnung für die Zukunft uns gegenübersitzen, so haben wir doch wohl keine Ursache, uns mit Groll im Herzen herumzutragen."

Sie reichte ihm die Hand und sah ihm mit einem

vollen, warmen Blick in's Auge. Dieser Blick hatte ihn noch stets berauscht. „Meine gnädige Frau," sagte er, „wer könnte Ihnen im Ernste zürnen? Was Sie auch immer thun, es wird gut sein!" Er neigte sich und preßte einen Kuß auf ihre Hand.

Dorner merkte zu seiner Beruhigung bald, daß zwischen Amalie und dem Gelehrten nur ein auf gegenseitiger Hochachtung beruhendes Freundschaftsverhältniß bestand. Amalie betrachtete den Gelehrten als ihren Lehrer, der sie in die Kunstwelt Italiens eingeführt hatte, und er konnte es seinen Jahren nach auch sein. Mit Aufmerksamkeit lauschte sie seinen Auseinandersetzungen, und wenn sie ihm gegenüber in jedem Wort, in jedem Blick bewies, wie sehr sie seine Gelehrsamkeit bewundere, so zeigte sie in ihrem Verhalten zum Ingenieur so viel Harmlosigkeit und gute Laune, offene Liebenswürdigkeit und Uebermuth, daß dieser ganz beruhigt sein konnte. Er selbst war auch bemüht, dem Verhältniß zu Amalie vor den Augen des Gelehrten einen möglichst vertraulichen Ausdruck zu geben. Dr. Kemnitz sollte erkennen, daß Amalie und Dorner in der Hauptsache bereits einig seien, und daß kein Ehrenmann berechtigt sei, dieses gute Einvernehmen zu stören.

Nachdem die kleine Gesellschaft längere Zeit mit einander geplaudert hatte und die Herzen warm ge-

worden waren, sagte Amalie: „Und nun, Herr Dorner, zu Ihrer Erfindung! Herr Dr. Kemnitz weiß bereit, Alles. Er kennt die Vorgeschichte Ihres Entschlusses und ist mit mir begierig, Ihr Werk, soweit es vollendet ist, zu sehen und Ihre Erläuterungen zu hören."

„Zu schmeichelhaft für mich," entgegnete Dorner, indem er sich vor Amalie und dem Doctor verneigte. „Ich befürchte, Sie haben von meiner bescheidenen Arbeit eine zu große Vorstellung und werden sich enttäuscht fühlen."

„Ich bitte sehr, Herr Dorner," entgegnete Dr. Kemnitz. „Jetzt, da ich durch Frau von Breidenbach in die Sache eingeführt bin, erscheint mir jeder Gedanke, auch wenn er sich als unpraktisch erweist, ja der gute Wille allein schon in hohem Grade dankenswerth. Etwas Kleines, Unbedeutendes giebt es hier nicht. Auch das Kleinste erhält in Hinsicht auf den großen Zweck Bedeutung, jeder Versuch ist ein Schritt auf dem Wege zum Ziel."

„Ja, so ist es," entgegnete Dorner mit Wärme, „und der Gedanke, an einem großen Werke mitzuarbeiten, wie erhebt und beseligt er den menschlichen Geist! Ich gestehe offen, gnädige Frau, daß ich zunächst nur deshalb an die Arbeit gegangen bin, um Ihrer Anregung zu folgen; Ihnen persönlich eine Freude zu bereiten, mir Ihre Zufriedenheit zu er-

werben, das allein war meine nächste Absicht. Bei der Arbeit selbst aber ist mir noch ein anderes Gefühl aufgegangen. Wie verklärt die Arbeit im Dienste einer großen Idee den menschlichen Geist! Und das Bewußtsein, die Humanität zu fördern, den Armen und Gefährdeten zu helfen in ihrer gefahrvollen Arbeit, ist ein höherer Lohn als das Geld, womit die eigentliche Berufsarbeit bezahlt wird."

Amalie war glücklich. Nun hatte sie den Ingenieur da, wo sie ihn haben wollte, und Niemand konnte fortan behaupten, daß ihm das Gemüth fehle. „Ich verstehe Sie vollkommen," sagte Amalie. „Die Freude an dieser Arbeit ist vielleicht gerade deshalb so groß, weil sie uns der Gottheit am nächsten bringt. Selbstschöpferisch thätig zu sein, nur groß durch uns selbst und durch die Liebe zu den Menschen, kann es ein größeres Erdenglück geben?"

„Nein, gewiß nicht," entgegnete Dorner begeistert.

„Und Sie, Herr Doctor, was sagen Sie?" fragte Amalie.

Doctor Kemnitz sah Amalie und Dorner mit ruhigem Lächeln an. „Ich bedaure, gnädige Frau, diese Einstimmigkeit stören zu müssen. Das Gefühl, welches Sie schildern, ist selten ganz rein in unserer Brust und kann es auch bei der menschlichen Natur gar nicht sein. Nur in seltenen Momenten unseres Lebens

schwingen wir uns auf die Höhe dieser Anschauung; im Uebrigen aber folgen wir, wie jeder Mensch, dem stärksten Triebe in uns, dem Egoismus. Wir thun, was uns angenehm ist, und meiden, was uns widerstrebt. Das ist so wenig ein Unrecht, daß es sogar das erste Recht des Menschen ist, aber wir müssen uns hüten, dem Egoismus ein Mäntelchen umzuhängen."

„Aber was uns angenehm ist, was uns widersteht, das eben macht den Werth und das Glück des Menschen aus," entgegnete schnell der Ingenieur. „Gerade dieser Egoismus hebt den Menschen und setzt ihn herab, er weist dem Künstler und Denker eine andere Stellung an als dem einfachen Arbeiter, macht den Menschen zum Gott oder zum Sclaven."

Dr. Kemnitz schüttelte den Kopf. „Es wäre traurig, wenn Sie Recht hätten. Was der Mensch wird, welcher Arbeit er sich hingiebt, das bestimmt die angeborene Natur, Erziehung und gesellschaftliche Stellung der Eltern. Diese Unterschiede sind rein äußerliche und haben mit dem sittlichen Werth des Menschen nichts zu thun. Die Vorzüge, welche Sie der Arbeit des Künstlers und des Denkers nachrühmen, sind in Bezug auf den sittlichen Werth jeder Arbeit eigen, und ich kann es mir recht gut denken, daß ein Handwerker, der sein Heim gründet und eine Familie zu ernähren hat, sich durch seine Arbeit ebenso ver-

edelt und glücklich fühlen kann, wie der Erfinder, der über einem Problem brütet und sich einredet, im Dienste der Menschlichkeit zu arbeiten."

„O, Sie kennen diese Leute nicht!" rief Dorner. „Sie arbeiten nur für den Magen, für die ganz gemeinen Bedürfnisse des Lebens."

„Was wir auch thun müßten, wenn wir nicht das Glück hätten, Andere für uns arbeiten zu lassen."

„Darüber ließe sich streiten," entgegnete Dorner.

„Ich beabsichtige keineswegs, darüber eine Debatte hervorzurufen. Diese Meinungsverschiedenheit soll, wie ich hoffe, unserer Freundschaft keinen Eintrag thun. Befriedigen Sie nun aber unsere Sehnsucht, Herr Dorner, und zeigen Sie uns, wie weit Ihre Erfindung bereits gediehen ist."

„Wir hätten so gern Ihr Modell gesehen," sagte Amalie. „Haben Sie uns die Freude gemacht, es mitzubringen?"

„Nein, meine Gnädigste, und Sie werden mir diese Zurückhaltung nicht übel deuten, wenn ich Ihnen sage, daß ich zu einem bestimmten Ergebniß noch nicht gekommen bin und das Modell noch nicht fertig ist. Unablässig daran zu arbeiten, bin ich nicht im Stande. Es geht dem Erfinder wie dem Dichter: er gehorcht der gebietenden Stunde!"

„Aber über die Idee sind Sie bereits vollkommen klar?“ fragte Amalie.

„Vollkommen, ich sehe das Ganze bereits fertig vor mir, was aber nicht ausschließt, daß bei der Ausführung selbst Schwierigkeiten entstehen, die zu denken geben. Wenn es sich für mich nur darum handelte, den dreihundert unbrauchbaren Erfindungen noch eine neue unbrauchbare hinzuzufügen, so könnte ich längst damit fertig sein. Aber ich möchte als Sachverständiger eben etwas Brauchbares leisten. Ob mir dies wirklich gelingen wird, es wäre mehr als eine Kühnheit, dies von vornherein behaupten zu wollen.“

„So müssen wir uns also bescheiden, lieber Doctor,“ sagte Amalie. „Es bleibt uns nichts weiter übrig, als zu hoffen und unserem Freunde für seine Bestrebungen den besten Erfolg zu wünschen.“

Als die beiden Herren die Wohnung der Frau von Breidenbach verließen, sagte Dorner: „Sie wohnen, wie ich höre, in der Nähe. Ich begleite Sie, wenn Sie keinen Widerspruch erheben.“ Dr. Kemnitz versicherte, daß ihm die Begleitung angenehm sei, und so gingen sie die Bülowstraße hinauf der Maaßenstraße zu.

„Sie ist ein herrliches Weib, diese Amalie!“ schwärmte Dorner unterwegs. „Daß sie schön ist, liegt offen zu Tage, daß sie Geist hat, werden sie auf der Reise erfahren haben, aber welches große, tiefe Gemüth

ihr eigen ist, das weiß vielleicht nur ich allein, vor dem sie kein Geheimniß kennt und dem sie in vertrauten Stunden den ganzen Reichthum ihres Innern erschließt."

Das klang ja fast wie eine Prahlerei. Doctor Kemnitz wurde aufmerksam, aber er ließ sich nichts merken. „So erfreuen Sie sich einer ganz besonderen Auszeichnung?" fragte er.

„Ohne Unbescheidenheit darf ich diese Frage bejahen. Frau von Breidenbach und ich, wir beide stehen uns sehr nahe. Ich sage es einem Freunde dieser seltenen Frau, wenn ich hinzufüge, daß wir unter uns bereits verlobt sind, und daß in kürzester Zeit dieses Verhältniß den entsprechenden öffentlichen Ausdruck finden wird."

„Da gratulire ich im Voraus," entgegnete Dr. Kemnitz ruhig.

„Danke, danke, lieber Doctor. Sie werden sich denken können, wie glücklich ich bin, und daß dieses Glück ein gegenseitiges ist. Oder nein, Sie können es sich nicht denken, es ist gar nicht möglich."

„Ich werde mich auch nicht mühen, in die Geheimnisse Ihres Gefühlslebens einzudringen," scherzte der Doctor.

„Aber bei unserer Hochzeit müssen Sie gegenwärtig sein, das müssen Sie mir versprechen."

„Mit Vergnügen, Herr Dorner, wenn ich mich

nicht gerade wieder in Italien oder Griechenland herumtreibe. Hier ist meine Wohnung. Darf ich Sie einladen, mit einzutreten?"

„Danke, danke, lieber Doctor! Ein andermal mache ich Ihnen pflichtschuldigst meinen Besuch. Es hat mich sehr gefreut, auf Wiedersehen!"

Dorner eilte hinweg. Dr. Kemnitz sah ihm aufmerksam nach, als wollte er in Gang und Haltung des Ingenieurs seinen Charakter studiren. „Ein wunderlicher Mann!" sagte er leise bei sich. „Entweder ist es wahr, was er mir von Frau v. Breidenbach gesagt hat, und dann wäre er in seiner Prahlerei mit den intimen Beziehungen ein eitler Narr, oder es ist nicht wahr, und er sucht nur, mich von der Frau fern zu halten, und dann ist er ein Schwindler. In keinem Falle aber ist er ein Mann für Amalie v. Breidenbach." Nach diesem Satze betrat er die zierliche Villa, in welcher seine Wohnung lag. Lange ging er erregt auf dem weichen Teppich seines Arbeitszimmers auf und ab. Dann öffnete er das Fenster und sah in den blühenden Garten hinaus. Die linde Luft strömte ihm entgegen, und aus dem nahen Flieder tönte der Schlag der Nachtigall. „Sie verdient ein besseres Schicksal," murmelte er leise. „Sie soll so glücklich werden, wie sie es verdient. Dorner ist kein Mann für Amalie v. Breidenbach. Er ist überhaupt kein Mann."

*
* *

Anna war mit den Eltern ihres unglücklichen Bräutigams nach Pelzig in Pommern gezogen. Sie wollte den alten Leuten den Schmerz um den Sohn durch ihre Gegenwart mildern, zugleich aber war es ihr selbst Bedürfniß, eine Umgebung zu verlassen, die sie immerwährend an ihren Verlust erinnerte. Daß sie später wieder ihre frühere Stellung bei der „Gnädigen" einnehmen werde, war ihr selbstverständlich; eine kurze Zeit aber mußte sie zunächst in ländlicher Abgeschiedenheit und Ruhe zubringen.

Ihr Aufenthalt in Pelzig gestaltete sich aber anders, als sie erwartet hatte. Die alten Schütze's wohnten zur Miethe in einem Lehmhause, dessen kleinere Hälfte sie inne hatten. Die Wohnung bestand aus einer Stube, deren zwei kleine Fenster vier Scheiben hatten, und aus einer Kammer, die ihr spärliches Licht durch eine unverglaste Oeffnung in der Mauer erhielt. Der Fußboden war zum Theil mit Bohlen belegt, zum Theil mit rohen Feldsteinen gepflastert. Ein mächtiger Kachelofen nahm einen Theil der Stube ein; vor dem Kamin stand ein hoher Holzklotz, der zum Hacken des Holzes und zum Zerkleinern des Kiens diente.

So eine Bauernstube kann einen recht traulichen Eindruck machen, wenn sie sauber gehalten ist. Das aber war hier nicht der Fall. Die wenigen Fenster-

scheiben waren zum Theil zerschlagen und die Rahmen mit Papier ausgeklebt. Wände und Decke waren von Rauch geschwärzt, in den Ecken hatten Spinnen ungestört ihre Fäden gezogen. Staub und Schmutz lag überall. Das Ganze machte einen düsteren, unwohnlichen Eindruck.

Die alten Leute waren Tagelöhner und mußten sich ihr kärgliches Brot mit ihrer Hände Arbeit verdienen. Sie hatten keine Zeit, ihrer Wohnung besondere Sorgfalt zu widmen, und sie hatten schließlich auch das Gefühl für das Schöne und Angenehme verloren. Ihre Wohnung unterschied sich nicht sehr von dem Stalle, in welchem ihre Kuh stand, und im Grunde war ihr Leben mühseliger als das Leben dieses Thieres. Die engen Räume theilten mit ihnen ein Knabe und zwei Mädchen, Kinder des ältesten Sohnes, der vor einigen Jahren gestorben war. Die Frau hatte sich wieder verheirathet, und da die Kinder dem Stiefvater ein Dorn im Auge waren, so hatten sie die Eltern, um sie vor Mißhandlung zu schützen, zu sich genommen. Im Dorfe wohnte eine verheirathete Tochter, die unter der Gewaltthätigkeit ihres Mannes oft zu leiden hatte.

Das traurige Geschick Roberts erregte im Dorfe allgemeines Aufsehen. Die Stube wurde kaum leer von Besuchern; besonders die Frauen erschienen zahlreich,

und sie wurden nicht müde, in ihrem pommerschen Plattdeutsch das Unglück zu beklagen. Anna betrachteten sie Alle mit neugierigen und verwunderten Blicken, und auf dem Gesichte eines Jeden war die Frage zu lesen: „Was will die denn hier?“ Am wenigsten erfreut von der Ankunft Anna's war die Tochter der Alten, Dürten mit Namen. Es war ihr ganz unfaßbar, daß Anna ohne eigennützige Absichten nach Pelzig gekommen sein sollte, und sie sprach es offen aus, daß die Stadtjungfer wohl nur ihre Eltern beerben wolle. Die paar alten Holztische und Stühle und der dürftige Hausrath waren zwar kaum der Rede werth, aber Dürten, so wenig sie sich um ihre Eltern kümmerte, hütete das alte Gerümpel wie ihr Eigenthum, und sie hätte Demjenigen die Augen ausgekratzt, der ihr dies Eigenthum hätte streitig machen wollen. Die Stadtjungfer, meinte sie, könnte nur gleich wieder dahin gehen, wo sie hergekommen. Die Alten würden auch ohne sie fertig werden, wie sie bisher allein fertig geworden seien.

Anna erkannte bald, daß ihre Mitreise, so gut sie gemeint gewesen, doch ein großer Irrthum war. Hatte schon die ganze armselige, schmutzige Umgebung für sie etwas Abstoßendes, so fühlte sie sich durch das Verhalten der Menschen in ihren innersten Gefühlen verletzt. Den alten Eltern konnte sie hier wenig nützen, vielleicht

bereitete sie ihnen nur Verdruß und Schaden. Nach einigen Tagen sagte sie deshalb den Alten, daß sie wieder nach Berlin zurückreisen wolle. „Du hast Recht, meine Tochter, Du hast ganz Recht," meinte der Vater. Die Mutter aber rief sie am nächsten Morgen an's Bett und sagte: „Ich kann nicht aufstehen. Alle Glieder thun mir weh. Bleibe noch einen Tag oder zwei." Anna ließ sich nicht lange bitten. Bereitwillig übernahm sie die Führung der Wirthschaft und die Pflege der Alten.

Unter ihren Händen nahm die kleine Wirthschaft bald eine andere Gestalt an. Staub und Schmutz verschwanden, der Fußboden wurde mit weißem Sand bestreut, die Spinnen führten in den Winkeln nicht länger ein behagliches Dasein, und als am nächsten Tage der Glaser aus der Stadt kam, ließ sie auf ihre Kosten die Fenster neu verglasen. Die dumpfe Luft der Stube mußte dem frischen Zuge weichen, dem Anna täglich durch Thür und Fenster freien Zugang eröffnete. Die drei Kinder, bisher zerlumpt und schmutzig, wurden an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt und zweckmäßig beschäftigt. „Es ist, als ob bei uns immer Sonntag wäre," meinte der Alte.

Die Krankheit der Mutter war in zwei Tagen nicht gehoben. Sie bildete sich vielmehr zu einem bösartigen Gliederreißen aus. Die alte Frau mußte

sich auf der Reise in der rauhen Herbstwitterung eine Erkältung zugezogen haben. Das Ende der Krankheit war nicht abzusehen. „Meine Tochter,“ bat die Alte, „verlaß mich nicht. Wenn Du gehst, bin ich schlimmer daran als ein Stück Vieh. Vater muß arbeiten, um was zu verdienen, um mich und die Kinder kann sich Niemand bekümmern. Der liebe Gott meint's ja gut. Er will mich zu sich nehmen und zu unserem lieben Robert bringen. Und geht's auch nicht ohne Ach und Weh, so wird er mich doch auch nicht zu lange leiden lassen. Darum verlaß mich nicht, mein Töchterchen!“ Anna hätte nicht so weichmüthig sein müssen, wenn sie den Bitten der Alten widerstehen sollte. Sie war entschlossen, auszuhalten, mochte es gehen, wie es wollte.

Am nächsten Sonntag kam Dürten's Mann in angetrunkenem Zustande. Sein Gesicht war von Branntwein und Zorn geröthet. Mit den heftigsten Schimpfworten zog er über Anna her und drohte, ihr alle Glieder zu zerbrechen, wenn sie es wagen sollte, etwas zu beanspruchen, was ihr nicht zukomme. Besonders befürchtete er, die Alten könnten ein Testament zu Gunsten Anna's aufsetzen. An diesem Tage war mit dem Manne in verständiger Weise nicht zu reden. Bei nächster Gelegenheit aber machte ihm Anna klar, daß sie sehr thöricht sein müßte, eine angenehme und

einträgliche Stelle in Berlin aufzugeben, um dieses alte Gerümpel in ihren Besitz zu bringen. Er mußte sich überzeugen, daß ihm eine Benachtheiligung durch Anna nicht drohe.

Ja aber, was wollte sie dann eigentlich? Denn daß sie etwas im Schilde führte, war klar.

Die Frauen des Dorfes gingen über diese wichtige Frage zu Rathe und kamen zu dem Schluß, Anna wolle sich hier einen neuen Bräutigam suchen. Sie habe es nun einmal auf einen Pommern abgesehen.

Infolgedessen wurden der Stadtjungfer verschiedene Anträge gemacht, die sie aber ein für alle Mal zurückwies. Die Bauern mußten erkennen, daß sie sich nicht verstellte. Sie wollte wirklich nicht heirathen, und die Stadtjungfer blieb ein ungelöstes Räthsel.

Der Winter ging dahin, und der Frühling kam. Anna hatte sich an die alten Leutchen so gewöhnt, daß sie dieselben wie ihre eigenen Eltern liebte und verehrte. Es war, als ob der liebe Gott ihr für den Verlust der eigenen Eltern, der sie in zartester Jugend betroffen hatte, einen Ersatz hätte geben wollen. Mit besonderer Zärtlichkeit hing die Mutter an ihr. Sie sprach es nie aus, aber in dem Blicke ihrer Augen, in den einfachen Worten: „Min Töchting, min leiv Töchting“ kam es zum Ausdruck, was die Tiefen ihres Herzens verbargen. Die schmerzhafte Krankheit der

Alten führte nicht zum Tode. Die Schmerzen ließen allmählich nach, und als die Maiensonne Felder und Gärten beschien, da konnte sie bereits auf den Krücken die sonnigen Plätzchen besuchen. Der Zeitpunkt schien nicht fern, wo sie wieder ganz hergestellt sein würde und die Hülfe Anna's entbehren konnte.

Anna ging mit sich zu Rathe, was sie dann machen sollte. Sie hätte einfach wieder nach Berlin zurückkehren und ihre frühere Stellung einnehmen können. Frau von Breidenbach hatte sie wiederholt mit Geldmitteln unterstützt und ihr geschrieben, daß sie sich auf Anna's Rückkehr herzlich freue. Aber Anna fühlte, daß sie für die Welt und die Welt für sie verloren sei. Der plötzliche Verlust ihres Bräutigams, die schrecklichen Umstände, unter denen er ums Leben gekommen war, hatten einen tiefen und bleibenden Eindruck auf sie gemacht. Sie konnte den Schmerz nicht überwinden, nicht mehr lachen und scherzen mit den Fröhlichen. Die tiefste Einsamkeit, die vollkommenste Abgeschlossenheit von dem lauten Treiben der Welt wäre ihr das Liebste gewesen. Ihr wundes Herz sehnte sich danach. Diese Sehnsucht hatte sie auch, ohne daß sie sich klar darüber geworden war, mit den Eltern Robert's nach Pelzig geführt. Aber es war nicht eine todte, thatenlose Einsamkeit, nach welcher sie verlangte. Nein, sie wollte arbeiten vom frühen Morgen bis zum späten

Abend, unablässig arbeiten und nutzbringend für sich und andere, wie sie es hier in Pelzig gethan hatte. Die Arbeit allein konnte ihre Wunden heilen.

Eines Tages sah Anna an der Seite des Pastors eine Frauengestalt in schwarzen Kleidern und mit weißem Häubchen vorübergehen. Es war eine kleine, unscheinbare und schwächliche Gestalt; was Anna aber an ihr auffiel, war der ungemein friedvolle und glückliche Ausdruck des bereits faltigen Gesichts. Die muß sehr glücklich sein, dachte Anna in ihrem Herzen. Sie erfuhr, daß die Dame Diakonissin sei und sich zur Erholung einige Tage bei dem Pastor, ihrem Verwandten, aufhalte.

Diakonissin, Krankenpflegerin! Das war Anna wie ein Fingerzeig von oben.

Sie ging ins Pastorhaus und wurde von der Schwester Minna, nach der sie fragte, freundlich aufgenommen. Mit kurzen Worten erzählte sie der Schwester, was ihr Herz bewegte, und bat um ihren Rath.

Schwester Minna's Gesicht glänzte wie verklärt. „Das kommt vom Herrn,“ sagte sie, „wer wollte es Ihnen wehren?“ Und nun erzählte sie von ihrer eigenen Berufung, von der schweren Arbeit der Krankenpflege und von dem Segen, der darauf ruhe. Anna hörte entzückt zu. „Was muß ich thun?“ fragte sie.

„Ich kehre in einigen Tagen nach Stettin zurück," entgegnete Schwester Minna. „Dann will ich mit der Oberin sprechen und Ihnen schreiben. Sie müssen ein schriftliches Gesuch einreichen und nach einem gedruckten Fragebogen einen Lebenslauf schreiben. Darauf erfolgt für gewöhnlich die Aufnahme."

„Ein Bedenken habe ich noch," sagte Anna. „Sie sind eine gebildete Dame, ich bin ein einfaches Mädchen. Werde ich zu gebrauchen sein?"

Schwester Minna erfaßte ihre Hand und sagte herzlich: „Die Frage ist nur für die Welt von Wichtigkeit. Dort aber giebt es nicht Gebildete und Ungebildete, sondern nur Kinder Gottes."

Einige Wochen darauf langte in Berlin die Nachricht an, daß Anna als Probeschwester in die Diakonissen-Anstalt Bethanien in Stettin eingetreten sei. Der Brief, welcher von der feierlichen Einführung erzählte, athmete seliges Glück. „Mir war zu Muthe," schrieb Anna, „als ob ich auf eine Stunde die ewige Herrlichkeit schaute und die Stimmen der Seligen hörte. Freut euch mit mir, denn ich habe mein Glück, meine Ruhe wiedergefunden!"

Trudchen schlug die Hände über dem Kopf zusammen und sagte: „Wer hätte das gedacht?" Frau von Breidenbach aber dachte an die Behauptung des Doctors Kemnitz, daß man nicht Künstler oder Er-

finder zu sein brauche, um durch die Arbeit erhoben und geadelt zu werden.

* * *

Gustav Rollmann hatte für seine Erfindung das Patent beantragt und auch erhalten. Er hatte dazu, um die Kosten zu decken, trotz des heftigsten Widerspruchs von Seiten seiner Frau die hundert Mark aus der Sparkasse geholt und ziemlich verbraucht, und jetzt war er bemüht, durch zweckmäßige Verwerthung des Patents seiner Erfindung Anerkennung und sich selbst eine Einnahme zu verschaffen.

Was er aber auch immer that, der Erfolg blieb aus. Die ganze Angelegenheit verlief gewissermaßen programmmäßig, nämlich so, wie Libauer es vorausgesagt hatte. Gustav wandte sich zunächst an den Eisenbahnminister. Dieser verwies ihn zur Prüfung seiner Erfindung an die Bahndirectionen, und von den Directionen erhielt Gustav einen abschlägigen Bescheid. „Für eine Selbstkuppelung haben wir keine Verwendung," hieß es. Anstatt sich dadurch zurückschrecken zu lassen, fühlte sich Gustav nur noch mehr angefeuert. „Mir fehlen nur die Verbindungen," sagte er. „Ich werde mir einen Kapitalisten suchen und mit diesem das Geschäft zusammen machen." Er annoncirte in den gelesensten Zeitungen Berlins und hatte dafür eine bedeutende Summe zu bezahlen. Der Erfolg war gleich Null, denn, wenn auch einige Agenten kamen

und die Erfindung besichtigten, so wollte sich doch kein Kapitalist herbeilassen, sein Geld zu einem so unsicheren Geschäft herzugeben. Um manche traurige Erfahrung reicher, um eine bedeutende Summe ärmer, von aller Welt verlassen, stand Gustav schließlich mit seiner Erfindung allein.

Er ertrug dieses Schicksal still und ergeben, denn bereits fing es in seinem Kopfe wieder an zu arbeiten. Eine neue Idee verdrängte die alte, so daß er anfing, auf seine Kuppelung mit einer gewissen Geringschätzung herabzusehen. Eines Tages brachte er einen schweren, in Leinwand eingehüllten Gegenstand nach Hause.

„Was ist das?“ fragte Trudchen mißtrauisch.

„Sieh es selbst!“ entgegnete Gustav. Und er enthüllte einen schweren eisernen Gegenstand.

„Dies ist die bisherige Patentkuppelung,“ erklärte er, „wie sie an allen Wagen angebracht ist. Ich habe sie gekauft, weil unter den Bedingungen in der Zeitschrift deutscher Eisenbahn-Ingenieure gesagt ist, daß die bisherige Kuppelung beibehalten werden müsse.“

Trudchen erschrak und die Thränen traten ihr vor Aerger in die Augen. „Gustav, spukt denn die unglückselige Idee immer noch in Deinem Kopfe? Du hast wohl noch nicht Geld genug weggeworfen? Du wirst uns wohl noch an den Bettelstab bringen!“

„Davon kann gar nicht die Rede sein,“ entgegnete

Gustav sicher. „Du redest wie ein altes Weib, ich aber weiß ganz genau, was ich will.“

Trudchens ohnehin nicht schöne, etwas harte Gesichtszüge nahmen einen fast häßlichen Ausdruck an. „Mann, Mann!“ kreischte sie wüthend, „das kannst Du vor Gott und den Menschen nicht verantworten. Unser Sparkassenbuch ist hin. Wofür hast Du diese Kuppelung gekauft, wer hat Dir das Geld dazu gegeben? Gestehe es! Du hast es geborgt oder Dir den Lohn vorausbezahlen lassen! Du bist ein Barbar, Du Tiger Du!“ Dann ergriff sie Karlchen mit beiden Händen, hob das Kind hoch empor, daß es vor Angst schrie, und fuhr aufgeregt fort: „Sieh Dir das Kind an! Hast Du gar kein Herz im Leibe? Willst Du uns in Lumpen gehen und verhungern lassen? Du Rabenvater, unmenschlicher!“

Bleich und zitternd war Gustav zurückgewichen. „Aber Trudchen, Kind, beruhige Dich doch, ich bitte Dich! Ihr sollt ja nicht hungern und in Lumpen gehen, gewiß nicht.“

„Das müssen wir aber, wenn Du fortfährst, mit unsern paar Groschen so zu wirthschaften! Straßenkehrer und Ritzenschieber wirst Du noch werden müssen, und ich kann nur gleich die feine Wäsche lernen, daß ich auch ein paar Pfennige verdiene. Scheiden werde ich mich von Dir lassen, dann brauch ich mich wenigstens

über einen solchen Hansnarren nicht mehr zu ärgern. Wenn ein Mann seine Frau nicht mehr ernähren kann, das ist ein Scheidungsgrund. Warte nur! Mit Fingern sollen alle Leute auf Dich weisen und sagen: Der hat Frau und Kind ins Grab gebracht."

„Aber Trudchen, ich will ja gern Alles thun, was Du verständiger Weise nur von mir verlangen kannst!"

„Dann sollst Du sofort die ganze Kuppelei einstellen und dieses verfluchte Ding" — sie warf die mitgebrachte Patentkuppelung dabei in die Ecke, daß es donnerte — „sollst Du sofort wieder zurücktragen und Dir das Geld wieder geben lassen!"

„Das kann ich nicht!"

„Du sollst aber!"

„Ich lasse mich nicht zwingen!"

„Dann werde ich es thun."

Statt der Antwort nahm Gustav die Kuppelung, verschloß sie in seinen Werkzeugkasten und steckte den Schlüssel ein. „So!" sagte er. „Die Kuppelung bleibt hier, denn lächerlich kann ich mich nicht machen lassen. Das Ding ist übrigens gar nicht so theuer, daß Du deshalb ins Grab kommen müßtest."

Trudchen's Wuthanfall war vorüber, ihr Aerger löste sich in Thränen auf. Mit herzbewegender

Stimme flehte sie Gustav an, das Erfinden zu unterlassen. „Wie glücklich haben wir gelebt, so lange Du von der Idee nichts wußtest. Wirf alles Andere bei Seite und gehe Deinem Geschäft nach. Du bist ein so geschickter Arbeiter, Deine Genossen achten Dich und Deine Vorgesetzten haben Vertrauen zu Dir. Du verdienst Dein reichliches tägliches Brod. Was willst Du mehr? O Gustav, höre auf mich und sei vernünftig!"

Den Bitten seiner Frau konnte Gustav noch weniger widerstehen als ihrem Zorn. Er fühlte, daß sie ganz Recht hatte, und daß hundert Andere ebenso urtheilen würden wie sie. „Sei ruhig, Kind, ich will's versuchen," entgegnete er so traurig, als ob er einem großen Erdenglück entsagen müßte. Trudchen aber umhalste ihn in großer, feuriger Bewegung, nannte ihn ihren liebsten und besten Mann und versprach, Alles, Alles zu thun, um ihn recht glücklich zu machen.

Das Modell der beiden Eisenbahnwagen hatte für Gustav nun keinen Werth mehr. Er beachtete es nicht und hatte nichts dagegen, daß es Karlchen als ein lustiges Spielzeug betrachtete. Der Knabe spielte damit Eisenbahn. Er stampfte mit dem Fuße, erst langsam, dann schneller und schneller, um das Geräusch der Locomotive nachzuahmen, rief die Stationen aus,

die ihm auf den sonntäglichen Ausflügen nach dem Grunewald bekannt geworden waren, und spitzte den kleinen Mund zum Pfeifen der Signale. Er war außer sich vor Lust und Fröhlichkeit. Da kam seine Mutter auf den Einfall, daß das Ding doch eigentlich ein zu theures Spielzeug sei. Der Versuch, ob Libauer jetzt noch von dem Modell für seine Sammlung Gebrauch machen könne, war ihr zu verlockend, als daß sie ihn nicht hätte machen sollen. „Und wenn er fünfzig Mark giebt,“ dachte sie. „Es ist doch besser als nichts.“ Ihr Mann brauchte davon nichts zu erfahren.

Schon am Nachmittag des nächsten Tages fragte sie im Patentbureau nach Herrn Libauer. Sie wurde in das Kabinet verwiesen und stand im nächsten Augenblicke vor dem Chef des Instituts.

Libauer musterte die Frau mit verdächtigen Blicken. „Was wünschen Sie?“ fragte er kurz.

„Ich bin die Frau Rollmann,“ antwortete sie schüchtern.

„Was Sie wollen, frage ich,“ rief Libauer grob.

Trudchen nahm aus dem Korbe die beiden Wagen heraus und sagte: „Sie werden es ja noch kennen. Es ist die Kuppelung.“

„Ah,“ machte Libauer, indem sein Gesicht eine

Schattirung freundlicher wurde. „Sie sind die Frau des Erfinders?“

Trudchen nickte. „Frau Rollmann aus der Bülowstraße.“

„Ja, liebe Frau, was soll ich denn jetzt mit dem Modell?“

„Sie wollten es einmal für Ihre Sammlung kaufen.“

„Früher einmal, aber jetzt habe ich kein Interesse mehr daran.“

„Warum denn nicht? Sehen Sie es sich doch an! Es ist noch wie neu.“

„Darauf kommt's nicht an. Sie haben inzwischen üble Erfahrungen gemacht? Nicht? Nun, ich habe Ihrem Mann Alles vorausgesagt. Er hätte mir folgen sollen. Jetzt habe ich keine Verwendung mehr dafür.“

„Ach, Herr Libauer, meinem Manne dürfen Sie das nicht übel nehmen. Er ist ja von Herzen gut, aber von Geschäften versteht er nichts. Die Geschichte hat uns so viel Geld gekostet, wenn wir doch nur etwas wieder zurückbekämen.“

„Was wollen Sie denn dafür haben?“

„Nun, ich denke, fünfzig Mark ist das Ding immer noch werth.“

„Kaum, kaum, liebe Frau. Weiß Ihr Mann darum?“

„Nein. Er kümmert sich aber auch gar nicht mehr darum. Ob es hier steht oder bei uns, das ist gleich. Nehmen Sie es doch, Herr Libauer."

„Das geht nicht. Ich kann es nur von Ihrem Manne kaufen."

„Ich will es ihm sagen. Jetzt wird er schon einwilligen."

„Meinen Sie?" fragte Libauer. „Er ist eine sehr unberechenbare Natur. Nun, wenn Sie meinen, ich will es mir überlegen. In drei Tagen will ich mich entscheiden, aber Ihr Mann muß selbst kommen."

Gustav war zwar über das eigenmächtige Vorgehen seiner Frau anfänglich etwas ungehalten, aber er mußte doch zugestehen, daß sie Recht hatte. Mit fünfzig Mark konnte er gerade die neue Kuppelung bezahlen. Das Geschäft mit Libauer war schnell abgeschlossen. Für eine einmalige Zahlung von fünfzig Mark überließ ihm Gustav das Patent mit allen Rechten.

Nicht weniger glatt und einfach verlief nun Libauer's Geschäft mit dem Ingenieur Dorner. Dieser hatte mit zunehmendem Verdruß bemerkt, daß Dr. Kemnitz sich in Amaliens Gunst immer mehr befestigte. Es mußte etwas geschehen, was ihre ganze Aufmerksamkeit wieder auf ihn zog. Zwar war nun die Erfindung bereits auf den Namen Rollmann patentirt,

aber da der Erfinder im Uebrigen damit nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen war, so durfte Libauer die Täuschung schon wagen. Dorner bezahlte Libauer dreitausend Mark und empfing das Modell unter der Bedingung, daß er es nur privatim und niemals öffentlich benutzen dürfe.

So klein Gustav's Erfolg bei diesem Handel war, so sehr fühlte er sich dadurch zu neuem Schaffen angeregt. Eine neue Idee ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe.

Als er eines Abends seiner Frau beim Abendbrod gegenübersaß, sagte er plötzlich: „Weißt Du, was so eine Erfindung eigentlich einbringen kann?"

Trudchen sah ängstlich zu ihrem Manne hinüber. „Wir haben's ja erlebt," entgegnete sie. „Hundert Mark Ausgabe und fünfzig Mark Einnahme. Darnach kannst Du Dir den Profit berechnen."

„Ich meine natürlich eine Kuppelung, die wirklich angenommen und eingeführt wird."

„Ach, laß mich damit in Ruhe," wehrte Trudchen ab.

Aber Gustav ließ sich nicht abweisen. „Es gehen im Deutschen Reiche allein fünfmalhunderttausend Wagen, es werden also ebenso viele Kuppelungen gebraucht. Denke Dir nun, daß ich an jeder Kuppelung nur eine Mark verdiene, so habe ich im Deutschen

Reiche allein einen Verdienst von fünfmalhundert-tausend Mark.

„Mann, Du bist wohl übergeschnappt," rief Trudchen entsetzt.

„Ebenso viel," fuhr Gustav mit glühendem Gesicht fort, „bringen die übrigen europäischen Staaten ein: Oesterreich-Ungarn, Rußland, England, Frankreich, Italien, Spanien und so weiter. Das macht zusammen etwa sechsmal so viel. Amerika und die anderen Erdtheile können nicht dahinter bleiben. Die Summe verdoppelt und verdreifacht sich. Mit einem Wort: ich werde ein mehrfacher Millionair."

Trudchen legte besorgt ihre Hand auf ihres Mannes Stirn. „Bedenke, Gustav, wo Du bist. Du, ein einfacher Arbeiter in der Centralwerkstätte, auf dem Hof vier Treppen wohnhaft — Du trägst Dich mit solchen fixen Ideen. Du sitzest auf einem Holzstuhl, verzehrst zum Abendbrod ein einfaches Butterbrod, hast einen abgeschabten Rock an, keinen Pfennig in der Tasche, und willst Millionär werden! Gustav, komme zu Dir!"

Gustav drängte sie fort. „Pracht und Reichthum thun's nicht, sondern das hier thut's." Er wies auf die Stirn.

„Willst Du klüger sein als alle Menschen,

die sich auch damit abgegeben und nichts erfunden haben?" —

„Einer muß es doch erfinden, und warum sollte ich der Eine nicht sein?"

Der nächste Sonntag war ein heller, sonniger Herbsttag. Trudchen lud ihren Mann zu einem Spaziergang nach dem Thiergarten ein; Gustav aber, der schon den ganzen Morgen in sich gekehrt und wie geistesabwesend dagesessen hatte, lehnte es ab. Er fühle sich müde und wolle sich einmal ordentlich ausruhen, sagte er. Trudchen war damit einverstanden, und um ihrem Manne die größte Ruhe zu sichern, ging sie mit Karlchen allein.

Gustav fühlte sich wirklich sehr müde, wie zerschlagen in allen Gliedern. Er legte sich aufs Bett, aber Ruhe konnte er nicht finden. „Die Kuppelung, die Kuppelung!" hämmerte es immerwährend in seinem Gehirn. Von ihr träumte er des Nachts, an sie dachte er am Tage. Es war ein Glück, daß die Arbeit in der Werkstätte seine Gedanken etwas abzog. Der schmerzliche Zwiespalt zwischen der unbesiegbaren Neigung und der Unmöglichkeit, ihr zu folgen, hätte ihn sonst verrückt machen müssen.

Was hatte doch der Werkmeister kürzlich zu ihm gesagt? „Mein lieber Rollmann, ich finde, daß Sie nicht mehr so frisch und elastisch sind wie früher. Es

sollte mir leid thun, wenn Sie sich den Mißerfolg mit Ihrer Erfindung allzu nahe gehen ließen. Sie sind nur Einer von den Vielen, denen es ebenso gegangen ist."

Das war es ja eben, was ihn schmerzte, daß er Einer von den Vielen war. Er war nicht besser als alle Anderen. Unter einigen hundert Nichtsen auch ein Nichts zu sein, welch ein niederdrückendes Gefühl! In diesem Sinne hatte Gustav auch dem Werkmeister geantwortet.

„Das Streben macht Ihnen alle Ehre," hatte dann der Werkmeister weiter gesagt, „aber vergessen Sie nicht, mein lieber Rollmann, daß Sie von der Ehre sich und Ihre Familie nicht ernähren können, und etwas mehr wird diese Erfinderarbeit schwerlich für Sie abwerfen. Sollte Ihnen, einem einfachen Arbeiter, gelingen, woran Ingenieure, wissenschaftlich und technisch gebildete Leute, vergeblich gearbeitet haben! Ich will damit nicht sagen, daß ein einfacher Arbeiter das Problem nicht auch lösen könne, bei Leibe nicht! Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Aber sicherer gehen Sie entschieden, wenn Sie sich ganz und gar Ihrem Berufe hingeben."

Gustav hörte in diesen Worten nur Dasjenige, was seinen Ohren angenehm klang. Der Werkmeister gestand es zu, daß auch ein Arbeiter das Problem

lösen könne. Grund genug für Gustav, zu hoffen, daß er es lösen werde.

Die Worte des Werkmeisters klangen in Gustav's Ohren wieder, da er jetzt auf dem Bette lag und den erquickenden Schlaf nicht finden konnte. Sein Kopf wurde heiß, er sprang auf, öffnete das Fenster und lehnte sich hinaus.

Es war ein schöner Ausblick, den ihm die hochgelegene Wohnung gestattete. Er sah über die weiten Terrains der Potsdamer und der Anhalter Eisenbahnen hinweg. Nach rechts zeigte sich der Kreuzberg mit dem thurmähnlichen Denkmal, geradeaus und nach links sah er weit im Hintergrunde die Häuser der Stadt mit den darüber emporragenden Thürmen.

Das ganze Bild war von der hellen Herbstsonne beleuchtet und von einem duftig blauen Himmel überwölbt. Und ganz unten, am Fuße der Häuserreihe, in welcher Gustav wohnte, zog sich ein Streifen wohlgepflegter Gärten hin, in denen die Hausbesitzer ihre müßigen Stunden mit Obstkultur und Blumenzucht hinbrachten. Das Gärtchen da unten mit den hellen Kieswegen und regelmäßig beschnittenen Buxbaumanlagen lachte freundlich zu ihm herauf, und sein scharfes Auge erkannte die vollblühenden Levkoyen und Rosen, die fruchtbeladenen Aeste der

Bäume und die Zwergobstbäume, die mit Früchten fast überreich bedeckt waren. Der alte Herr im schwarzen Käppchen, der da ruhigen Schrittes auf den Kieswegen umherspazierte, war er nicht seines ruhigen und beschränkten Glückes wegen zu beneiden? Ein Stich ging durch Gustav's Herz, als er daran dachte, daß seine Frau mit dem Kinde allein im Thiergarten umhergehe, während er, der Gatte und Vater, zu Hause bleibe und über etwas Unfaßbarem brüte. Die Herrlichkeit da draußen war auch für ihn gemacht. Ein Thor, wer die Gaben der Natur verschmäht.

Schnell zog er sich an und eilte die Treppen hinunter, um die Seinigen im Thiergarten aufzusuchen und womöglich den Rest des Tages in ihrer Gesellschaft zu verleben.

Auf dem Hofe begegnete ihm der Tischler, der mehrere starke und glatt bearbeitete Holztheile trug. Ein Lehrbursche, in gleicher Weise beladen, folgte ihm.

„Gut, daß ich Sie noch treffe, Herr Rollmann,“ sagte der Tischler. „Wir bringen das Gerüst und wollen es gleich aufsetzen.“

Es war das Gestell für die neue Kuppelung, deren Modell Gustav in natürlicher Größe aufstellen wollte. Er hatte die Bestellung bei dem Tischler vor längerer Zeit gemacht und wieder vergessen. Jetzt blieb ihm nichts weiter übrig, als die gelieferte Arbeit auch an-

zunehmen. Er führte die Tischler hinauf in seine Wohnung und in einer halben Stunde war das Gerüst aufgesetzt.

Dasselbe stellte die hinteren Theile zweier Eisenbahnwagen bis zu den Puffern dar. Natürlich war Alles ganz einfach und gleichsam nur angedeutet. Gustav nahm die Kuppelung aus dem Kasten und hing sie an. Jeder sah jetzt, was das Ganze vorstellen sollte.

Nachdem der Tischler mit seinem Gehilfen weggegangen war, saß Gustav sinnend vor dem Gerüst. Er dachte nicht mehr daran auszugehen; eine magische Gewalt hielt ihn fest. „Hier hängt die Kuppelung, hier ist der Haken,“ sagte er sich. „Hebt man die Kuppelung nicht an der Oese, sondern an dem hinteren Theile empor, so sinkt die bewegliche Oese herunter und kann in den Haken nicht eingehängt werden. Sollen aber Menschenhände nicht im Spiele sein, soll das Ganze durch einen Hebel aufgehoben werden, so kann der Angriffspunkt nur hier hinten liegen, das ist klar. Die ganze Aufgabe besteht also darin, durch eine Vorrichtung die Oese unbeweglich zu machen, daß sie durch einen Hebel steif aufgehoben und eingehängt werden kann. Wie ist dies zu machen? Diese Frage beschäftigte ihn unablässig. Ideen stiegen auf und wurden verworfen. Ein Gedanke verdrängte den anderen. Und obgleich er zu keinem bestimmten Er=

gebnisse kommen konnte, fühlte er sich doch bei dieser Arbeit unendlich glücklich. Das war es, wozu seine innerste Natur ihn trieb. Sinnend ging er auf und ab, sinnend trat er ans Fenster und blickte hinab. Da ging immer noch der Greis mit dem schwarzen Sammetkäppchen zwischen seinen Rosen, Levkoyen und Obstbäumen umher. Wie klein und nichtig ihm jetzt das Männchen erschien! Nein, der war nicht zu beneiden.

Wieder saß Gustav an seinem Gerüst, als Trudchen's und Karlchen's Schritte ihn in seinem Sinnen störten. Eine unerklärliche Unruhe hatte die Frau aus dem Thiergarten nach Hause getrieben. Athemlos vom schnellen Treppensteigen trat sie ein und blieb wie erstarrt stehen.

Einen Augenblick wußte sie nicht, was sie thun sollte. Sie wollte sprechen, aber die Worte blieben ihr in der Kehle stecken. Mit stechenden Augen sah sie ihren Mann an, ihr Gesicht wurde kupferroth vor Zorn.

Plötzlich stürzte sie sich wie wahnsinnig auf das Gerüst. Wüthend rüttelte sie an den Pfosten, riß sie auseinander und schleuderte sie in die Stube. Man hörte nichts als ein Krachen und Poltern und das Stöhnen und Knirschen des wüthenden Weibes.

Da fühlte sie sich plötzlich am Arm gepackt, so

heftig, daß sie aufschrie vor Schmerz. Sie sah empor in ein Gesicht, das nicht mehr das Gesicht ihres Mannes war. Ein Zorn flammte ihr aus den Augen entgegen, vor dem sie zusammenschauderte. Die Gutmüthigkeit des Kindes war verschwunden, der Riese hielt sie gepackt, der durch seinen Zorn entsetzliche, durch seine Kraft furchtbare. „Gustav!“ rief sie flehend, aber er hörte es nicht. Die Wuth des tief beleidigten Mannes kannte keine Grenzen. Wie eine Puppe hob er sie mit beiden Armen hoch empor, daß sie sich plötzlich der Decke nahe sah. Er schüttelte sie, daß ihr die Glieder knackten, und warf sie dann wie einen Lumpen zu Boden.

Karlchen stand zitternd dabei. „Vater, Mutter!“ rief er, ohne gehört zu werden. Jetzt, da er die Mutter regungslos an der Erde liegen sah, eilte er schreiend auf sie zu, warf sich auf sie und umschloß sie mit seinen Aermchen.

„Mutter, Mutter, todt!“

Sie regte sich und richtete sich langsam auf. Ihre Hände hielt sie wie schützend über den Knaben. Sie sah Gustav mit einem Blicke an, in welchem Angst und Trauer um die Herrschaft rangen. Die Thränen strömten ihr über’s Gesicht. Sie schleppte sich zur Seite, setzte sich auf eine niedrige Ritsche und drückte laut schluchzend den Knaben an ihre Brust.

Seit diesem Tage war Trudchens Widerstand gebrochen.

*　*
*

Amalie von Breidenbach saß in ihrem Boudoir und las. Es war ein Werk von Dr. Kemnitz, welches ihre Aufmerksamkeit gefesselt hielt. „Die Grabornamentik der alten Römer“ war der Titel des Buches, welches ein reiches Material in geistvoller und scharfsichtiger Bearbeitung bot. Mit so überzeugender Schärfe und Klarheit konnte nur ein Forscher schreiben, der Alles selbst gesehen und bis ins Kleinste hinein studirt hatte, und vor dessen Scharfblick und Combinationsgabe die geheimsten Beziehungen sich enthüllten. Der Götterglaube und das Leben des Volkes wurden lebendig vor dem Auge des Lesers, und manche Stellen der römischen Schriftsteller erhielten ein neues und überraschendes Licht.

Das Exemplar, welches Amalie in der Hand hielt, hatte ihr der Verfasser gewidmet. Die lateinischen Citate aus den alten Schriftstellern waren mit kleiner Schrift am Rande übersetzt, eine Liebenswürdigkeit des Doctors, für welche ihm Amalie besonders dankbar war. Sie wußte es kaum, wie theuer ihr Dr. Kemnitz nach und nach geworden war, und daß die Freude, mit welcher sie seine Werke und Aufsätze las, ebenso sehr durch das Interesse an der Person des Verfassers, wie durch das Interesse an dem wissen=

schaftlichen Gegenstande und der Behandlung desselben begründet war. Gerade das einfache, anspruchslose Wesen des Freundes machte ihn ihrem Herzen angenehm, während seine geistige Bedeutung die Achtung vor demselben stetig vergrößerte.

„Herr Ingenieur Dorner," meldete plötzlich die Dienerin.

Amalie mußte sich aus der Welt, in welche das Buch sie versetzt hatte, losreißen, ehe sie der Gegenwart gerecht werden konnte. „Wer?" fragte sie.

„Herr Ingenieur Dorner."

„Ah, ich lasse bitten. Er ist natürlich willkommen."

Aber sie ging ihm nicht wie sonst entgegen; sie mußte den Abschnitt erst zu Ende lesen.

Dorner trat ein. Er strahlte von Jugendfrische und Schönheit, aber sein Gesicht konnte den Aerger über Amaliens Zurückhaltung nicht unterdrücken. „Wieder der unglückselige Doctor," dachte er, als er Amalie mit dem Buch in der Hand sah.

„Ich grüße Sie, meine Gnädigste. Gewiß wieder die Grabornamentik der alten Römer. Wahrhaftig! Nun, da ist es ein Verdienst, Sie auf eine Viertelstunde der lebendigen Gegenwart zurückzugeben."

„O, welch ein Buch!" rief Amalie aufspringend.

„Wunderbar ist es, durch diese Darstellung das Alterthum vor sich aufleben zu lassen."

„Das Buch muß in der That vortrefflich sein, da es in so hohem Grade Ihr Interesse erregt, gnädige Frau."

„O gewiß! Haben Sie es noch nicht gelesen?"

„Noch nicht!"

„Das ist ein Unrecht, lieber Herr Dorner, das Sie nur dadurch gut machen können, daß Sie schleunig das Versäumte nachholen."

Dorner lächelte überlegen. „Ein Unrecht, das vielleicht schon gesühnt ist."

„Gesühnt, wodurch?"

Dorner ließ sich auf einen niedrigen Sessel nieder und sah Amalie schalkhaft und mit jenem Lächeln seiner glänzenden Augen an, das noch immer den Weg in das Herz der Frauen gefunden hatte. „Sie stellten mir einst eine große und schöne Aufgabe, gnädige Frau. Während Sie sich durch Dr. Kemnitz in das Alterthum versetzen ließen und entzückt seinen Offenbarungen lauschten, habe ich diese Aufgabe gelöst."

„Ah!" rief Amalie überrascht, „ist Ihnen die Erfindung geglückt?"

„Geglückt? Nein! Aber gelungen ist sie mir. Meiner angestrengten Arbeit bei Tag und Nacht, im

Winter und im Sommer ist es endlich gelungen, die Kuppelung zu erfinden."

„O, welche freudige Botschaft! Haben Sie das Modell mitgebracht?"

„Ich habe es im Vorzimmer niedersetzen lassen. Ich hole es sogleich."

Er ging hinaus, und Amalie folgte ihm in großer Spannung.

Dorner kehrte mit dem Modell zurück. Zwei kunstvoll gearbeitete Eisenbahnwagen waren es, die er auf den Tisch vor Amalie setzte. Er legte die Schienen zurecht, ließ die Wagen darauf laufen und zeigte, wie dieselben beim Zusammenstoß sich selbst verbanden und durch den Druck auf eine Feder an der Seite wieder entkuppelt werden konnten.

Amalie schlug in die Hände. „O, wie schön, wie schön!"

„Damit ist nun jede Gefahr beseitigt," erklärte Dorner. „Die Arbeiter haben hierbei kaum mehr etwas zu thun, kein Menschenleben ist mehr gefährdet, keine unglückliche Wittwe wird mit ihren Kindern den Mann, keine Braut ihren Bräutigam mehr beklagen!"

Die Erinnerung an Anna und ihren Robert erfaßte Amalie mit aller Macht. Thränen traten ihr in die Augen; mit freudiger Rührung reichte sie Dorner die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen, Herr

Dorner. O, die ganze Menschheit ist Ihnen Dank schuldig für Ihre große und schöne That!“

Dorner ergriff die dargebotene Rechte mit Innigkeit, bedeckte sie mit Küssen und drückte sie an sein Herz. „Nicht mir, nicht mir, Amalie!“ rief er. „Sie waren es, die mich für diese That edelster Humanität begeisterte, die den großen Gedanken in meiner Brust entzündete, und der ich das Glück verdanke, der Menschheit einen Dienst geleistet zu haben. Sie, Amalie, Sie!“

Wie von idealer Verklärung umstrahlt, stand er vor ihr. Nie war er ihr so schön erschienen, als in diesem Augenblick. Seine brennenden Augen flehten Liebe, seine Gestalt zitterte in tiefer Erregung.

„Ich habe mein Wort eingelöst, Amalie!“ rief er. „Nun erfüllen Sie das Ihrige. Ich lese es aus Ihren Augen, daß es Sie nicht reut. Sie haben mir stets angehört, wie ich Ihnen. Der Bann, der mich von Ihnen fernhielt, ist gelöst, gelöst durch diese That. Amalie, Du bist mein!“

Er zog sie an sich und drückte sie an sein Herz. Willig folgte sie seiner Umarmung. Sie stand wieder ganz unter der Herrschaft dieses schönen und kühnen Mannes. Ja, sie gehörte ihm mit Leib und Seele, alles Andere war vergessen.

Sie zog ihn in ihr Boudoir. Und hier tauschten sie Wort gegen Wort, Kuß gegen Kuß.

„Herr Dr. Kemnitz,“ meldete die Dienerin nach einiger Zeit.

Die Braut am Arm trat ihm Dorner entgegen. „Sie kommen zur rechten Zeit, mein lieber Herr Doctor!“ rief er im Gönnertone. „Ich habe das Vergnügen, Ihnen meine Verlobung anzuzeigen und zugleich meine Braut vorzustellen.“

Der Doctor erschrak und wurde blaß. Die Nachricht kam ihm zu plötzlich, als daß er sich hätte beherrschen können. „Sie? — verlobt?“ stotterte er.

Dorner lachte leicht. „So geht's den Gelehrten!“ rief er. „Ganz vertieft in ihre wissenschaftlichen Untersuchungen, gehören sie der Gegenwart kaum mehr an. Nicht nur bei den alten Römern verlobte und verheirathete man sich, Herr Doctor. Darin wenigstens sind wir modernes Volk den Alten ebenbürtig.“

„Nein, wirklich verlobt?“ — fragte Dr. Kemnitz zum zweiten Mal, als ob er dem Zeugniß Dorner's allein nicht traute.

„Gewiß, Herr Doctor,“ entgegnete Amalie. „Ich habe meinem William gegenüber ein längst gegebenes Wort eingelöst. Und nun kommen Sie zu sich und beglückwünschen Sie uns als Erster!“

Dr. Kemnitz hatte sich gefaßt: „Freilich, ich wünsche Ihnen Glück, von Herzen Glück!“ sagte er. „Auch Ihnen, Herr Dorner. Mögen Sie sich dieses

Vorzuges — — stets würdig — ich wollte sagen — recht lange erfreuen!"

Mit dem verbindlichsten Lächeln drückte ihm Dorner die Hand. Die Gesellschaft setzte sich, und Dorner übernahm sofort die Pflichten des Hausherrn. Er ließ einige Flaschen Wein und Gläser bringen, nöthigte den Doctor, auf seine und seiner Braut Gesundheit anzustoßen und präsentirte ihm dann eine Cigarre. Er zeigte und erklärte ihm seine Erfindung und schloß mit den Worten: „Ich weiß die Wissenschaft wohl zu würdigen, Herr Doctor. Ihre Werke stehen mir schon um deswillen hoch, weil meine liebe Braut sich dafür begeistert. Aber ohne Ueberhebung sage ich Ihnen, daß ich eine solche Erfindung, welche für die ganze Menschheit von unschätzbarem Segen ist, nicht für zehn wissenschaftliche Bücher über die Grabornamente und sonstige Ornamente der alten Völker hingeben möchte."

Dr. Kemnitz war sehr zerstreut. Die Worte Dorner's berührten nur wie aus weiter Ferne sein Ohr. Hier war seines Bleibens nicht länger, und er nahm die erste Gelegenheit wahr, sich zu empfehlen. —

Die Verlobung erregte in den vornehmen Bekanntenkreisen Amaliens große Freude. Man hatte sie ja längst vorausgesehen und war durch die Thatsache kaum überrascht. Dorner war nicht nur ein schöner,

sondern auch ein strebsamer und nüchterner Mann, dem man eine besondere Untugend nicht nachsagen konnte. Als Beamter that er seine Pflicht, so daß an seiner Beförderung nicht gezweifelt werden konnte, zumal ihm jetzt der Einfluß Amaliens und ihres Verwandtenkreises zur Verfügung stand. Das große Vermögen Amalien's kam in gute Hände, dessen konnte man sicher sein.

Amalie hatte auch ihrer guten, treuen Anna nach Stettin eine Verlobungsanzeige mit einem erklärenden Briefe gesandt. Nach einigen Tagen traf die Antwort ein. Sie lautete:

„Hochgeehrte und liebe Frau Oberstlieutenant!

Zu Ihrer Verlobung mit dem Herrn Ingenieur Dorner wünsche ich Ihnen von Herzen Glück und Segen. Ich war anfänglich etwas erschrocken, aber dann beruhigte ich mich bald. Der liebe, himmlische Vater wird nicht zugeben, daß ein so gutes Herz, wie das Ihrige, unglücklich werden soll. Sie haben verdient, glücklich zu sein, und Sie werden, Sie müssen es sein. Möge Ihnen die Verbindung mit Herrn Dorner Alles geben, was Sie erfreuen kann. Ich werde Ihnen die Güte nie vergessen, die Sie mir und vielen Anderen bewiesen haben. Ich liebe Sie deshalb, so lange ich lebe, und bete täglich für Ihr Wohl. Gott schütze und segne

Sie, meine liebe, gnädige Frau! Ich küsse Ihnen die Hand und grüße Sie als Ihre dankbare und treue
Anna."

Amalie lächelte. Das Mißtrauen Anna's gegen den Ingenieur, die Sorge um das Glück ihrer einstigen Herrin war unverkennbar. „Sie ist eine gute, treue Seele," flüsterte Amalie, „sie liebt mich mit ganzer Hingebung und würde sich, wenn es ginge, einen Bürgschaftsschein für meine Zukunft vom lieben Gott ausstellen lassen. Aber sie urtheilt, wie alle Leute dieses niedrigen Bildungsgrades, nicht nach Gründen der Vernunft, sondern nach unklaren Gefühlen und Ahnungen. Wenn Du wüßtest, mein gutes liebes Kind, wie glücklich ich bin, und verstehen könntest, welche Ursache ich habe, glücklich zu sein, Du würdest Dir weiter keine Sorge um meine Zukunft machen."

Ja, sie war glücklich. Die stolze Zurückhaltung, die sie so lange geübt hatte, war einer schrankenlosen Hingebung gewichen. Der Ingenieur war ein schöner und liebenswürdiger Mann, das wußte sie schon längst; er war aber auch ein bedeutender Mann, das hatte er durch die Erfindung bewiesen. Eigentlich hatte er sie an jenem Verlobungstage überrumpelt. Sie war auf seinen Antrag nicht vorbereitet gewesen und befand sich in seinen Armen, ehe sie es glaubte. Aber diese kühne Siegesgewißheit gefiel ihr, diese leidenschaftliche

Gluth, die im Sturm die Herzen erobert. Zudem hatte er ein Recht auf ihre Hand, und es ist durchaus Sache des Mannes, wie er seine Rechte geltend macht. Das Erschrecken des Doctors, als er von der Verlobung hörte, war ihr nicht entgangen. Sie hatte daraus erkannt, daß der Gelehrte ihrem Herzen nahe stand, daß er sich vielleicht gar Hoffnung auf ihre Hand gemacht hatte. So schmeichelhaft ihr diese Wahrnehmung war, so sehr sie den Doctor bewunderte, so unmöglich erschien ihr doch jetzt eine Verbindung mit ihm. Ihn als freundlichen, brüderlichen Rathgeber und Lehrer lebenslang zur Seite zu haben, das war stets ihr inniger Wunsch gewesen, aber einen Bräutigam, einen Gemahl dachte sie sich jung und schön, glühend und dienstfertig, eben so, wie Dorner ihr erschienen war und wie er sich jetzt täglich zeigte. Er wurde nicht müde, ihr täglich neue Aufmerksamkeiten zu erzeigen. „Du bist wirklich ein Erfinder,“ hatte sie einst gesagt, „denn nur einem Erfinder ist es möglich, täglich Neues und Angenehmes zu bieten.“ Es war ihr, als ob er immer schöner würde, und der Brunnen seiner Liebe war unerschöpflich. Sie war eine glückliche Braut, das sagten ihr alle ihre Freunde und Verwandten, das bestätigte ihr eigenes Herz.

Eines Tages erschien Dorner in sehr nieder=

geschlagener Stimmung. Seine Liebenswürdigkeit hatte einen melancholischen Anstrich, und das Metall seiner Stimme klang nicht so glockenhell wie sonst. Er that, als wollte er seinen Kummer vor Amalie verbergen, erregte aber dadurch noch mehr ihre Aufmerksamkeit.

„Was ist Dir, Willy?“ fragte sie zärtlich. „Du bist heute nicht so fröhlich wie sonst.“

Dorner seufzte. „Das ist nichts für Dich, liebes Herz,“ sagte er abwehrend.

„Nichts für mich? Glaubst Du denn, daß ich nur Sinn habe für die Freuden des Lebens? Dein Kummer ist auch der meinige. Sprich!“

„Du hast Recht, Amalie, und Du sollst Alles erfahren. Ach, ich hätte es ja doch nicht für mich behalten können. Es hätte mir sonst das Herz abgedrückt.“

„So quäle mich nicht länger! Ich bitte Dich.“

„Ja, siehst Du, liebes Herz, da habe ich nun ein ganzes Jahr gesonnen Tag und Nacht. Gearbeitet habe ich, wie ein ehrlich strebender Mensch nur arbeiten kann. Und weißt Du, wozu?“

„Nun?“

„Um schließlich zu erfahren, daß meine ganze Mühe und Anstrengung umsonst gewesen ist. Es ist ein entsetzliches Gefühl.“

„O! Meinst Du Deine Erfindung?“

Dorner nickte. „Wie sinnreich und einfach ist der Mechanismus! Wie gut functionirt er! Aber leider nur auf den Schienen hier auf dem Tische. In Wirklichkeit ist diese Kuppelung unmöglich. Alle Mühe ist verloren!"

Die letzten Worte stieß Dorner hastig heraus wie in großem Schmerze. Er sprang auf und ging unruhig im Zimmer auf und ab.

Amalie ging ihm nach und legte ihren Arm in den seinigen. „Nichts ist verloren, mein Lieber," sagte sie mild. „Und wenn die Erfindung wirklich nicht verwerthbar sein sollte, sie ist doch eine Stufe hinauf zum hohen Ziel!"

Dorner umarmte und küßte Amalie. „Deine Worte sind Balsam für mein Herz. Nun erfahre ich, was ein gutes Weib für einen Mann bedeutet. Du bist das Glück meines Lebens!"

„Und auf welche Weise hast Du die traurige Wahrheit erkannt?"

„Ich hatte bereits Zeichnung und Beschreibung vollendet. Alles lag fertig und bereit, zum Patentamte gesandt zu werden, denn selbstverständlich mußte ich mir die Erfindung durch ein Patent sichern. Da stehe ich heute auf dem Rangirbahnhof und sehe dem Kuppeln der Züge zu. Du kannst Dir denken, daß die Sache für mich das größte Interesse hat, seitdem ich

mich mit der Erfindung beschäftige. Mein Herz wurde warm bei dem Gedanken, daß in kurzer Zeit die Gefahr der armen Arbeiter beseitigt sein würde. Ich stand im Geiste auf der Höhe des Lebens und ahnte nicht, daß mir der Sturz so nahe war."

Dorner machte eine Pause und athmete tief, indem er die Hand auf die Stirn preßte.

„Weiter!" sagte Amalie gespannt.

„Ganz hingenommen von meinem Gefühl, gehe ich auf den Arbeiter zu, lege ihm die Hand auf die Schulter und sage: „Was sagen Sie dazu, guter Freund, wenn die Wagen sich nächstens allein kuppeln werden?"

„Selbstkuppelung?" fragte er.

„Gewiß," antwortete ich.

„Ja, Herr Ingenieur, das geht ja nicht."

„Geht nicht? Wieso?"

„Es ginge schon, wenn wir's mit lauter unbeladenen oder mit lauter beladenen Wagen zu thun hätten. Aber wenn ein beladener und ein unbeladener Wagen gekuppelt werden sollten, ginge es nicht."

„Aber warum denn nicht?" fragte ich ungeduldig.

„Weil der beladene Wagen mit seiner Last immer einige Linien niedriger steht, als der leere."

„Mir war, als ob mir Jemand einen Schlag versetzte. Ich nehme die Sache in Augenschein und finde, daß der Mann Recht hat. Wenn ein beladener mit einem unbeladenen Wagen verbunden werden soll, so ist die Selbstkuppelung unmöglich. Das heißt, sie ist überhaupt unmöglich. Ein einfacher Arbeiter ist es, der mit drei Worten mein ganzes Kartenhaus über den Haufen wirft!"

„Seltsam!" sagte Amalie. „Aber Du darfst das nicht von der schlimmen Seite nehmen. Jede Wahrheit ist dankenswerth. Der Mann hat ein gutes Trinkgeld verdient."

„Das hat er auch erhalten. Und nachher, als ich einem Collegen die Entdeckung mittheilte, sagte dieser: „Nun ist es mir erst klar, warum die Zeitschrift deutscher Ingenieure die Beibehaltung der alten Kuppelung fordert." Das habe ich auch noch nicht gewußt. Aber ich werde die Scharte auswetzen. Nicht eher will ich ruhen und rasten, als bis ich das Problem auf die eine oder andere Weise gelöst habe!"

Er rief es mit lauter Stimme und stampfte mit dem Fuße auf. Er sah wunderschön aus in diesem Eifer, ein Bild echter Männlichkeit. Amalie umschloß ihn stürmisch und rief: „So gefällst Du mir. Hätte Alexander nicht so gedacht, er hätte die Welt nicht erobert!"

Amalie erbat sich das Modell der Selbstkuppelung, das nun doch keine praktische Bedeutung mehr hatte, als Geschenk. Sie wollte es in ihrem Boudoir aufstellen als immerwährende Erinnerung an das hohe und ernste Streben des geliebtesten Menschen. Dorner willigte gern ein und verließ Amalie mit dem Bewußtsein, seine Rolle gut und wirksam gespielt zu haben. „Sind wir erst verheirathet," dachte er, „so bedarf es solcher Kunstmittel nicht mehr. Eine Frau, die Kinder zu erziehen und einen Mann zu ertragen hat, hat keine Zeit, sich um solche Dummheiten zu kümmern."

In der Wohnung des Doctor Kemnitz sah es sehr bunt aus. Leere und zum Theil gefüllte Reisekoffer standen umher. Wäsche, Kleidungsstücke, Bücher und Papiere lagen auf Tischen und Stühlen bunt durcheinander. Der Doctor stand mitten darin, mit dem Ordnen der Gegenstände beschäftigt, während sein Diener nach seiner Anweisung die Koffer packte. Da klopfte es an die Thür, und Dorner trat herein.

„Was sehe ich, Herr Doctor!" rief er. „Sie wollen uns verlassen?"

„Ich rüste zur Reise," antwortete der Doctor ernst. „Aber bitte, treten Sie ein und nehmen Sie Platz."

Dorner trat ein und lehnte sich nachlässig auf einen Sessel. „Das ist eine schöne Geschichte," sagte er

resignirt. „Wir, meine Braut und ich, haben Sie Tag für Tag erwartet, umsonst! Sie wissen, wie hoch Sie meine Braut verehrt und wie gern ich in Ihrer Gesellschaft bin. Gewiß, ich plaudere mit Niemandem lieber als mit Ihnen. Stein und Stahl giebt Funken und mancher Funke des Geistes ist durch unser Debattiren geweckt worden.“

Der Doctor präsentirte Cigarren. „Bitte!“

Dorner langte zu, zündete sich die Cigarre an und fuhr fort:

„Ich komme im Auftrage meiner Braut, Sie zu ersuchen, heute Abend unser Gast zu sein. Sie dürfen's nicht abschlagen, lieber Doctor.“

Doctor Kemnitz deutete auf die herumliegenden Gegenstände. „Urtheilen Sie selbst, ob es mir unter diesen Umständen möglich ist.“

„Wo geht die Reise hin?“

„Ins Mittelmeergebiet. Ich beabsichtige, das südliche Italien, Griechenland und die Inseln zu besuchen.“

„Der reine Wandervogel,“ sagte Dorner, indem er sich behaglich streckte und die Beine übereinanderschlug. „Mein Gott, lieber Freund, Sie haben bei dem immerwährenden Reisen doch eigentlich nichts vom Leben. Sie sollten sich verheirathen und einen festen Wohnsitz nehmen. O, Sie können es sich nicht denken, was für

ein Glück es ist, an der Seite eines holden, weiblichen Wesens seine Tage zuzubringen. Wir werden in diesem Winter auch eine Reise nach Italien wagen, aber es wird die Hochzeitsreise sein."

„So!" sagte der Doctor. „Ist es schon so weit?"

„Ja, die Hochzeit wird noch vor Weihnachten stattfinden. Ich wollte sie noch bis zum Frühjahr hinausschieben, aber die kleine Frau capricirt sich nun einmal darauf, in diesem Winter die Reise nach Italien an der Seite ihres Gatten zu machen. Na, und ich bin ihr Sklave, der reine Sklave!"

Der Doctor sah ernst zu dem Ingenieur hinüber. Der großsprecherische Ton desselben, seine zudringlich vertrauliche Unterhaltung, sein ganzes anmaßendes Betragen verletzten ihn. „Das ist ja sehr erfreulich — für Sie," sagte er.

„Und Sie werden bei unserer Hochzeit nicht gegenwärtig sein?" fuhr Dorner lebhaft fort. „Das wird eine Lücke in diesem Fest bedeuten, eine große Lücke. Meine Braut wird untröstlich sein. Sie sollten Ihre Reise aufschieben, lieber Doctor. Wir könnten dann vielleicht ein Stück des Weges zusammen fahren. Ueberlegen Sie sich's!" Er stand auf. „Ich will Sie nicht länger stören, obgleich es ein Verdienst wäre, Sie von Ihrer Reise zurückzuhalten. Schade, daß Sie heute Abend nicht kommen können. Eine auserlesene Gesellschaft

wird da sein: der griechische Gesandte, Bildhauer Professor Teubner, Geheimrath Starke, der berühmte Operateur, General von Wittelsbach, ein Freund des verstorbenen Oberstlieutenants, und noch viele Andere. Nun, ich werde die Entschuldigung für Sie übernehmen und meiner Braut Ihren Gruß bestellen. Auf Wiedersehen, Herr Doctor!"

Dorner ging und nachdenklich saß der Doctor inmitten seiner Koffer und Bücher. Zweierlei war ihm klar, daß nämlich Dorner trotz seiner dringenden Einladung gar nichts an dem Besuche des Doctors gelegen war, und daß der glückliche Bräutigam eine Freude darin fand, denjenigen, den er für seinen Nebenbuhler hielt, mit der Schilderung seines Glückes zu ärgern. Und noch ein Drittes dämmerte dem Doctor auf und gewann nach und nach eine feste Gestalt: er war im Begriff, mit seiner Reise eine große Dummheit, ja ein Unrecht zu begehen.

Amalie war seinem Herzen auf der vorjährigen italienischen Reise lieb und werth geworden. Zwar hatte er die Vierzig bereits überschritten und geglaubt, über das heirathsfähige Alter hinaus zu sein; aber das Zusammenleben mit Amalie hatte ihm gezeigt, daß die Wissenschaft allein doch sein ganzes Denken und Fühlen nicht ausfüllte, daß es ein persönliches Glück gab, von welchem er bisher so wenig genossen

hatte. Mit dieser jungen Frau, deren Interesse und Verständniß für die Wissenschaft weit über das gewöhnliche Maß hinausging, für immer Eins zu sein, das erschien ihm als der Gipfelpunkt des menschlichen Glückes. Zurückgekehrt, fand er sie in dem Banne eines Menschen, der bei dem Gegensatz zwischen seiner gefälligen äußeren Erscheinung und seinem inneren Unwerthe der farbenhellen, aber hohlen und duftlosen Tulpe glich. Dorner's Bemühungen, durch prahlerische Reden seine geistige Bedeutung emporzuschrauben, überzeugten den Doctor mehr und mehr, daß er die Liebe Amaliens nicht verdiene, und daß diese gemüthvolle und tief angelegte Natur unmöglich mit dem Ingenieur lange glücklich sein könne. Die Nachricht von der Verlobung an jenem Tage traf ihn wie der Blitz, und als er aus seiner Betäubung erwachte und seine Fassung gewann, da fühlte er, daß er tief unglücklich war und daß seines Bleibens in der Nähe der schönen und dem Unglücke geweihten Frau nicht länger sein könne.

Aber der Besuch Dorner's am heutigen Tage zeigte ihm die Angelegenheit plötzlich von einer anderen Seite. Dr. Kemnitz war überzeugt, daß Amalie in der Verbindung mit Dorner einer großen Gefahr entgegenging, und er wollte sie dieser Gefahr ruhig preisgeben. In seinem Gefühle schmerzlich berührt, in

seinem Stolze gekränkt, wollte er das Feld ohne Kampf einem Gegner überlassen, der ihm gegenüber als ein würdiger Gegner doch kaum gelten konnte. Das ist nicht die Handlungsweise eines Mannes, das entspricht der Empfindlichkeit eines eitlen Mädchens. Amalie brachte ihm ein großes Vertrauen und eine unbegrenzte Hochachtung entgegen. Die Zeit konnte kommen, wo sie seines Rathes bedurfte und nach dem Beistande des Freundes sich sehnte, der dann, anstatt als Mann und Freund seine Pflicht zu erfüllen, mit verwundetem Herzen in den Ruinen Griechenlands umherirrte. Wie schwächlich, wie lächerlich, wie kleinlich! Nein, er wollte aushalten bis zum letzten Augenblick, und wenn es ihm nicht gelang, das Unheil von Amalie abzuwenden, so war es dann immer noch Zeit, den Rückzug anzutreten. Der Entschluß wurde bei ihm so fest, daß er sofort dem Diener Befehl gab, die Sachen wieder auszupacken und zu ordnen, da die Reise aufgeschoben sei. Eine Fröhlichkeit kam über ihn, wie sie nur das Bewußtsein, richtig gehandelt zu haben, und die Hoffnung auf ein gutes Gelingen im Herzen des ehrlichen Mannes erzeugen kann.

Am Abend war die Gesellschaft bei Frau von Breidenbach bereits vollzählig versammelt, als Dr. Kemnitz eintrat. Sein Auftreten war sicher und frei von jeder Befangenheit, welche ihn in letzter Zeit in Amalien's

Gegenwart oft beschlichen hatte. Die innere Fröhlichkeit gab seinen Mienen einen besonders liebenswürdigen Ausdruck. Mit fröhlicher Verwunderung wurde er von Amalie, mit Befremden von dem Ingenieur begrüßt.

„Welche Ueberraschung, Herr Doctor!“ sagte Dorner. „Wir dachten Sie uns auf Ihrem Koffer sitzend, zur Reise gerüstet.“

„Ich habe die Reise bis nach Weihnachten aufgeschoben.“

„O wie schön!“ rief Amalie. „Und welchem glücklichen Umstande haben wir diese Wandlung zu danken?“

„Der unwiderstehlichen Beredtsamkeit Ihres liebenswürdigen Herrn Bräutigams,“ entgegnete der Doctor mit verbindlichem Lächeln. „Die guten Gründe mußten den besseren weichen.“

Dorner biß sich auf die Lippe. Die Nähe des Doctors war ihm stets unbehaglich; jetzt stieg ein Mißtrauen gegen ihn in seiner Brust empor. Amalien's Freude aber war eine offene und herzliche. Der Doctor wurde den Herren vorgestellt, und bald war eine Unterhaltung im vollen Gange.

Frau von Breidenbach verstand es, ihre Gesellschaften zu wählen. Sie wußte zu unterscheiden zwischen solchen, die nur den behaglichen Plauderton pflegen

und das Neueste zum Gegenstande ihrer Unterhaltung machen, und denjenigen gesellschaftlichen Vereinigungen, deren Interesse vorzugsweise auf Kunst, Wissenschaft und Literatur gerichtet ist, und welche das kleinliche Getriebe des Tages weit hinter sich im wesenlosen Scheine liegen lassen. Die heutige Gesellschaft gehörte der letzteren Art an. Sie bildete gleichsam ein Quartett, in welchem jeder Künstler sein Instrument mit Meisterschaft beherrscht. Der griechische Gesandte war freudig überrascht, zu hören, daß der Doctor sein Vaterland sehr genau kannte und die alten Ruinen und Kunstwerke desselben eingehend studirt hatte. Im Anschluß an die Besprechung der landschaftlichen und künstlerischen Schönheiten Griechenlands wurde die gerade auf der Tagesordnung stehende Frage: „Sollen wir unsere Statuen bemalen?“ eingehend erörtert. Und nun dauerte es nicht lange, so war der Doctor, ohne daß er es beabsichtigte, der Wortführer der kleinen Gesellschaft geworden, dem Alle mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörten. Jeder Satz bewies eine eingehende Sachkenntniß, ein tiefes Studium, ein seltenes Verständniß, und doch gab er Alles in einem so leichten, liebenswürdigen und anspruchslosen Tone, daß neben dem Forscher auch der Gesellschafter vollkommen zu seinem Rechte kam. Die Gesellschaft fühlte

sich auf's Angenehmste unterhalten und angeregt, und wenn auch nicht alle auf dem Gebiete wie Dr. Kemnitz zu Hause waren, so bewiesen sie doch durch ihre gelegentlichen Bemerkungen und Ausführungen, daß sie ein Recht hatten, mitzusprechen.

Nur der Ingenieur fühlte sich in dieser Gesellschaft nicht wohl. Die Unterhaltung bewegte sich in einem Kreise, der über seinen Horizont hinausging, und mit Mißbehagen bemerkte er, daß Amalie mit Bewunderung den Ausführungen des Doctors zuhörte. Er selbst existirte jetzt nicht für sie, das war ihm klar. Vergeblich bemühte er sich, durch gelegentliche Scherze und Wortspiele dem Gespräch eine andere Richtung zu geben. Er sah ein, daß er vergeblich gegen die geistige Herrschaft seines Nebenbuhlers ankämpfte und daß er gut thue, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Das Einzige, was ihm zu thun übrig blieb, bestand darin, daß er Wein eingoß und Cigarren anbot, was er denn auch mit vollendeter Grazie that. Spielte der Doctor die erste Violine in dem Quartett der heutigen Gesellschaft, so war dem Ingenieur nur das Geschäft des Notenwendens übrig geblieben.

Am späten Abend traf eine Nachricht ein, welche der Unterhaltung ein jähes Ende bereitete. Das Mädchen erschien und überreichte ihrer Herrin ein Telegramm. „Aus Köln — von meiner Schwester,"

sagte Amalie mit leisem Erschrecken. Das Telegramm war von dem Gemahl der Schwester abgesendet und lautete:

„Margarethe plötzlich schwer erkrankt. Komm' schnell!"

Amalie erblaßte. „Meine einzige, meine liebe Schwester!" sagte sie. „Ich reise sofort."

Die Herren sprachen der Hausfrau ihr herzlichstes Beileid und ihre Wünsche für die Besserung der Schwester aus und verabschiedeten sich. Dorner allein blieb zurück. Er konnte sofort die Zeit angeben, wann der nächste Zug nach Köln abging, und war seiner Braut bei den Vorbereitungen zur Reise behilflich. Sein praktisches Geschick zeigte sich jetzt im hellsten Licht. In diesem Augenblicke, meinte er, hätten all' die anderen Herren mit ihren schöngeistigen Reden der geängsteten Frau nichts nützen können. Er fühlte sich wieder Herr in seinem Reiche.

Amalie reiste ab und kehrte erst nach sechs Wochen in tiefer Trauer zurück. Die Schwester war ihrer Krankheit erlegen, und die Hochzeit mußte wegen der Trauer hinausgeschoben werden. Dorner war wenig erbaut von diesem Ergebniß; Doctor Kemnitz aber erkannte, wie richtig er gehandelt hatte, seine Reise aufzuschieben. Er gab sie jetzt ganz auf und war Amalie ein treuer Freund und Tröster. Seine Unterhaltung

verscheuchte ihre Traurigkeit und erfüllte ihre Seele im Hinweis auf die unsterblichen Güter des Menschen mit seliger Ruhe.

Gustav Rollmann hatte inzwischen an seiner neuen Kuppelung fleißig fortgearbeitet. Er war ruhiger geworden. Er hatte erkannt, daß diese Arbeit nicht heute und morgen vollendet werden könne, daß darüber vielleicht Jahre hingehen würden. Aber mit um so größerer Zähigkeit hing er der Idee nach. Der Gedanke hatte sich mit seinem Sein verschmolzen. Er konnte nicht mehr leben ohne diese Arbeit und ohne die Hoffnung, daß sie ihm gelingen werde. Unfähig, sich loszureißen, war er ein Sklave der Idee geworden, von deren Herrschaft er sich nur dadurch befreien konnte, daß er sie verwirklichte. Und in dem Streben nach dieser Verwirklichung ging sein ganzes Leben auf.

Trudchen wagte es nicht mehr, ihn zu stören. Seitdem sie die Stärke und den Zorn ihres Mannes kennen gelernt hatte, zeigte sie eine respektvolle Zurückhaltung, und wenn sie ja einmal ein Wort nicht unterdrücken konnte, so hatte sie schon die Thürklinke in der Hand. Sie sah nun Alles voraus. Daß ihr Mann niemals zu einem befriedigenden Ergebniß kommen werde, daß sie nach und nach verarmen und dem Elend verfallen würden, das war ihr gewiß. Auch der Ge=

danke tauchte manchmal wie ein Gespenst in ihrer Seele auf, daß Gustav ganz und gar überschnappen könne. Was sollte dann aus ihr und Karlchen werden? Was an ihr lag, die Noth abzuhalten, das that sie redlich. Sie ging so einfach in der Kleidung, daß es schon armselig genannt werden mußte; auch gönnte sie sich kaum das nöthige Essen. Mit jedem Tage wurde sie geiziger, magerer und häßlicher. Ihren Vorsatz, die feine Wäsche zu erlernen, führte sie aus, und als sie ausgelernt hatte, sah sie sich nach Kundschaft um. Sie machte hierbei die Erfahrungen, die keinem Anfänger erspart bleiben. An Wäscherinnen fehlt es in Berlin so wenig wie an allen anderen Arbeitskräften, und es wurde Trudchen sehr schwer, sich eine Kundschaft zu erwerben. Diejenigen aber, welche ihr Arbeit gaben, wurden aufs Beste bedient, denn sie verstand ihre Kunst und war in der Ausübung derselben äußerst gewissenhaft. Nach und nach vermehrte sich die Kundschaft, ja Trudchen erwarb sich sogar einen gewissen Ruf, der ihr immer neue Kunden zuführte. Schon nach einem halben Jahre hatte sie so viel Arbeit, daß für das Geschäft die kleine Wohnung nicht mehr ausreichte. Sie miethete mit Gustavs Einwilligung ein größeres Kellerlokal, nahm junge Mädchen in Lehre und Dienst und vergrößerte auch dadurch ihr Einkommen um ein Bedeutendes. Damit hatte Frau Rollmann

für ihre Familie eine Existenz begründet, die sie von dem Verdienst und von dem Leben und Treiben ihres Mannes vollständig unabhängig machte. Er durfte nun machen, was er wollte; sie bekümmerte sich nicht mehr um ihn.

Eines Nachmittags kam Gustav in sehr aufgeregtem Zustande nach Hause. Trudchen, verwundert über diesen unzeitigen Feierabend, fragte nach dem Grunde seiner Aufregung.

„Das lasse ich mir nicht bieten," entgegnete er in großem Aerger. „Ich verstehe meine Arbeit, ich habe das Meinige gelernt! Unglück kann ein jeder einmal haben. Einem daraus gleich einen Vorwurf zu machen, das ist eine Ueberhebung, die ich mir nicht gefallen lasse!"

Auf weiteres Befragen von Seiten Trudchens erzählte Gustav:

„Wir wollten eine Locomotive repariren. Sie sollte auf die Drehscheibe gefahren werden, da passirte es, daß die Drehscheibe nicht genau gestellt war und die Locomotive mit den Vorderrädern in die Versenkung stürzte. Natürlich gab es einen großen Krach, Vieles ist zertrümmert, der Schaden ist groß, und die ganze Arbeit stockt. Kommt da der Werkmeister und fährt über mich her. Ich wäre an Allem schuld, schrie er. Ich hätte aufpassen müssen. Das Unglück würde

auf Rechnung meiner Nachlässigkeit geschrieben werden. Ich gefiele ihm überhaupt schon längst nicht mehr. Wer die Gedanken nicht bei der Arbeit und den Kopf voll dummer Dinge hätte, wäre in der Centralwerkstätte nicht mehr zu gebrauchen. Das schrie er durch die ganze Werkstätte und noch vieles Andere. Die Arbeiter standen und hörten zu, wie er mich abkanzelte. Daß ich ihm nun nichts schuldig blieb, kannst Du Dir denken. Er wäre noch lange nicht der Mann, sagte ich, mir so etwas ins Gesicht zu schleudern. Wer Jahre lang seine Schuldigkeit gethan hätte, brauche sich nicht heruntermachen zu lassen wie ein Junge. Ich verbitte mir das einfach. Meine Gedanken schienen ihm nur deshalb dumm, weil er sie nicht verstände. Der Einfältige begreift eben nichts Kluges. Der Tag würde schon kommen, wo meine Gedanken der Welt offenbar würden, und dann würde es sich ja zeigen, wer klüger wäre, er oder ich. Die Arbeit in der Werkstätte paßte mir überhaupt schon lange nicht mehr, und ich dächte gar nicht daran, mich noch länger schuhriegeln zu lassen. Als ich ihm so Schlag auf Schlag Bescheid gab, wurde er ruhig und schlug einen anderen Ton an. Er hätte es so böse nicht gemeint, und ich brauchte nicht jedes Wort auf die Goldwaage zu legen. Ich sollte nur fest angreifen, es würde schon Alles wieder in's richtige Gleis kommen. Ich aber

dankte für die ganze Geschichte, zog meinen Rock an und ging."

Trudchen hatte mit Schrecken zugehört. „Aber Du gehst doch wieder hin?" fragte sie.

„Ich? Was fällt Dir ein?" rief Gustav. „Ich habe keine Lust, mich erniedrigen zu lassen. Wenn Du etwas von mir hieltest, würdest Du mir so etwas gar nicht zumuthen."

„Aber was für eine Arbeit willst Du denn ergreifen? Etwas mußt Du doch thun."

Gustav wies auf das Modell der Kuppelung. „Das ist meine Arbeit," sagte er stolz.

„Eine Arbeit, die nichts einbringt."

„Die aber einmal mehr einbringen wird, als Deine ganze Wäscherei in hundert Jahren. Ich werde jetzt ungestört daran arbeiten können. Mindestens in einem halben Jahre muß sie fertig sein."

Trudchen seufzte tief, aber sie wagte keinen Widerspruch. „Du kannst es ja haben," sagte sie bitter, und in Gedanken setzte sie hinzu: „Deine Frau muß Dich ernähren."

Gustav führte nun ein Leben, das derjenige einen Müßiggang nennen mußte, welcher die stille und unablässige Arbeit nicht kannte. Stundenlang saß er sinnend da oder ging nachdenklich auf und ab. Oft trieb ihn eine innere Unruhe hinaus in die Straßen

und in den nahe gelegenen Thiergarten. Mit gebeugtem Kopf, ohne die ihm begegnenden Menschen auch nur eines Blickes zu würdigen, ja ohne sie zu sehen, ging er seinen Weg. Für ihn gab es keine singenden Vögel, keine blühenden Blumen; umsonst glänzten in den Schaufenstern die Erzeugnisse der Kunst und der Natur, umsonst erzählten die Anschlagsäulen von den Vergnügungen der Residenz. Wenn er zuweilen zu sich kam, sah er sich auf einer Brücke, ins Wasser hinabschauend, vor einem Schaufenster, vor einer Droschke, deren Pferd gestürzt war, ohne zu wissen, warum.

Mechanisch war er neben anderen Fußgängern stehen geblieben, aber was ihre Neugierde reizte, hatte er nicht bemerkt. Einer solchen Zeit stillen Sinnens folgte dann oft eine Zeit fieberhafter und lauter Thätigkeit. In der Werkstätte eines Kunstschlossers, den er seiner näheren Bekanntschaft gewürdigt hatte, schmiedete er die Eisentheile; an seinem Schraubstock bearbeitete er sie mit Hammer und Feile. Dann war er der fleißigste Arbeiter, den es je gegeben hat. Er gönnte sich kaum eine Minute zum Essen. Und war er fertig mit seiner Arbeit, dann warf er sie als unbrauchbar in den Winkel, wo sich nach und nach ein ganzer Berg alten Eisens angehäuft hatte. Später kam er darauf, seine Gedanken zunächst in Holz aus=

zuführen. Dadurch ersparte er sich die schwierigere Eisenarbeit und die Ausgaben für das Material.

Gustav war in seinem Stadtviertel bald eine bekannte Persönlichkeit. „Der Erfinder," wie er genannt wurde, erschien als curioser Gesell, wie die gutgesinnten, als ein Narr, wie die bösen, und als ein Original, wie die gebildeten Leute sagten. Sein Gutmüthigkeit wurde allgemein anerkannt, und die Kinder liefen ihm auf der Straße entgegen, reichten ihm die Hand und sagten: „Guten Tag, Herr Erfinder." Einige Maurer, die auf einem Baue in der Nähe arbeiteten, hatten einst versucht, ihn zu foppen, indem sie ihn mit Kalk und Staub bewarfen und sagten, er solle Gold daraus machen. Da aber war das Kind wieder zum Riesen geworden. Er hatte den ersten besten gepackt und so derb aufs Pflaster gesetzt, daß dieser das Aufstehen in den ersten fünf Minuten vergaß. Das flößte den Herren von der Kelle gewaltigen Respect ein, und sie ließen ihn in Zukunft ungeschoren. Trudchen seufzte oft im Stillen über das Päckchen, das sie zu tragen hatte. „Er begreift es nicht einmal und erkennt es nicht an, was für schöne Wäsche ich ihm Sonntags hinlege," meinte sie.

Als Gustav einmal wieder stundenlang im stillen Hinbrüten bei seiner Kuppelung gesessen hatte, kam ihm plötzlich zum Bewußtsein, daß er die Gegenstände

doppelt sah. Er rieb sich die Augen und faßte sich an die Stirn. Ein dumpfer Druck lastete auf seinem Gehirn. Er sprang auf und lief im Zimmer auf und ab. Eine Mattigkeit in allen Gliedern erschwerte ihm die Bewegung. „Du wirst noch einmal überschnappen," hatte seine Frau früher öfter zu ihm gesagt. Er erschrak, als er an diese unheilvolle Prophezeiung dachte. Nein, davor wollte er sich bewahren. Er mußte sich schonen, um sich seinem Werke und seinem Glück zu erhalten. Eine mehrwöchige Ruhe, hoffte er, würde ihm gut thun und ihn von seiner geistigen Ueberanstrengung heilen. Er wollte sich zerstreuen und das Leben genießen, so weit es möglich war. Das Leben genießen! Sonnenschein, Blumenglanz nnd Vogelsang stellten sich ihm plötzlich in aller Pracht und Lieblichkeit dar. Wie lange hatte er nichts von alledem wahrgenommen! Aus der Vergangenheit klang der Ton fröhlicher Lebenslust verlockend in die Gegenwart hinein. Ja, damals! Damals hatte er noch Auge und Ohr offen für die Schönheit der Welt, und so manche glückliche Stunde hatte er sowohl allein als auch in Gesellschaft seiner Frau und seiner Kameraden durchlebt. Eine Sehnsucht nach Lebensgenuß erfaßte ihn plötzlich, so heftig und stark, als müßte er das seit Jahren Versäumte in einigen Tagen nachholen.

„Die Stettiner Sänger? Die hast Du noch nicht gehört? O, da muß man lachen! Heute Abend in der Victoria-Brauerei —“

Zwei Männer waren oben auf der Straße wie Schatten vorübergegangen. Nur die Beine hatte Gustav von seinem tiefen Standpunkte aus bemerkt, aber gehört hatte er genug, um zu wissen, was er zu thun hatte. Er packte sorgfältig alle Theile seiner Kuppelung zusammen, wusch sich und ordnete seinen Anzug. Der Abend war nahe. Trudchen besorgte das einfache Abendbrod, und die drei Familienglieder, die Ehegatten und der Knabe, aßen schweigend, wie sie es seit langer Zeit gewohnt waren. Trudchen bemerkte wohl, daß Gustav noch auszugehen beabsichtigte, aber sie fragte nicht danach. Was ging es sie an! Gustav war schnell fertig, nahm seinen Hut und ging. Auf der Kellertreppe blieb er stehen. Was war denn das mit ihm? Er hatte seiner Frau und seinem Kinde ja nicht einmal „Guten Abend“ gesagt. Das war ja längst nicht mehr geschehen, heute aber kam es ihm zum Bewußtsein. Es war doch zu komisch — er, der Mann und Vater! Sollte er zurückgehen? Ja, vielleicht kamen Frau und Kind mit? Natürlich! Wie konnte er ohne sie zum Vergnügen gehen! Er ging zurück und fragte durch die Thürspalte: „Trudchen!“

„Ja.“ Der Ton klang hart und rauh.

„Wollt Ihr mitkommen?“

„Wohin denn?“

„In die Victoria-Brauerei. — Die Stettiner Sänger sind da. Es soll sehr lustig sein.“

Einen Augenblick herrschte drin im Zimmer lautlose Stille. Dann ertönte plötzlich Trudchens wüthende Stimme:

„Geh doch, Du Tagedieb! Ich muß arbeiten!“

Dabei schlug sie die Thür mit solcher Heftigkeit zu, daß Gustav zurückprallte.

Trudchen erzählte später, daß sie sich in diesem Augenblicke nicht hätte halten können, und wenn es sofort ihr Tod gewesen wäre. Dieser Mann, der keinen Pfennig verdiente und von dem sauer erarbeiteten Gelde seiner Frau lebte, wollte das Geld wegwerfen und sich Faxen vormachen lassen! Das Herz hätte ihr brechen können.

Aufs Tiefste beleidigt, stieg Gustav zur Straße hinauf. Der Wuthausbruch seiner Frau dauerte fort, und noch einige Häuser weiter hörte er ihre keifende Stimme.

Ein anderer Ton rauschte ihm aus der Victoria-Brauerei entgegen. Der weite Garten begann sich zu füllen. An den Tischen umher saßen Männlein und Weiblein lachend und scherzend und dem behaglichen

Biergenuß ergeben. Er durchschritt den Garten seiner ganzen Länge nach und näherte sich dem Theile, in welchem die Stettiner Sänger ihre Vorstellungen gaben. Rauschendes Händeklatschen drang aus dem Hintergrunde.

Die Vorstellung hatte bereits begonnen. Gustav entrichtete sein Eintrittsgeld und blieb während des Gesanges, in welchem der Sänger fortfuhr, an einem Baume stehen. Auf der kleinen Bühne im Hintergrunde stand der Sänger in einem Costüm, das ihm ein äußerst trauriges und bedauernswerthes Aussehen gab. Seitwärts am Clavier saß ein junger Mann, welcher die Gesänge begleitete. Der Spieler fesselte Gustav's Aufmerksamkeit. Er stellte einen Pantoffelhelden dar, welcher in gar jämmerlichem Tone von den Leiden seines Ehestandes erzählte und dazwischen einen lustigen Refrain sang, in den das Publikum oft heiter einstimmte. Er verbreitete sich, von Adam und Eva ausgehend, über alle berühmten Männer der Geschichte und wies nach, daß auch die größten Helden gegen ihre Frauen nichts ausgerichtet hätten. Zum Schluß ahmte er eine moderne Scene zwischen einem Ehepaar nach, und als Gustav die keifende Frau hörte, war es ihm, als ob er Trudchen's Stimme vernähme. Die Nachahmung war so naturwahr, daß sie das Publikum zu stürmischer Heiterkeit hinriß, welcher sich

auch die zahlreich anwesenden Frauen und Mädchen willig hingaben.

Durch den heiteren Ton fühlte sich Gustav zunächst aufs Angenehmste berührt. Er verwandte kein Auge von dem Sänger, bald hatte er seinen Aerger vergessen und sein Gesicht erglänzte wie Sonnenschein. Die letzte Scene, welche gleichsam den Auftritt vorhin mit Trudchen karikirte, befreite ihn vollends von dem Bann, der auf seinem Herzen lastete. Er lachte aus vollem Halse, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen, und völlig hingerissen, stimmte er mit dem Publicum in den Refrain ein:

„Und schreit sie Dir die Ohren voll,
So mach' Dir nichts daraus!"

Nein, Gustav machte sich nichts mehr daraus. Er nahm an einem noch leeren Tische Platz, bestellte sich ein Glas Bier und verfolgte mit größter Heiterkeit die Vorstellung.

„Sie erlauben?"

Ein Herr sagte es und setzte sich, ohne eine Antwort abzuwarten, Gustav gegenüber. Er hatte einen ausdrucksvollen Kopf mit gewölbter Stirn und gebogener Nase, aber seine Mienen waren streng und die Haare, auf dem Scheitel bereits gelichtet, zeigten das eigensinnige Bestreben, sich emporzurichten. Der Garten füllte sich mehr und mehr. Dann und wann

überflogen die scharfen Augen des neuen Ankömmlings den Garten nach dem Eingange zu. Plötzlich sprang er auf und winkte mit der Hand, und im nächsten Augenblicke drückte er freundschaftlich dem neu hinzutretenden Herrn die Hand. Dieser war klein und rund von Gestalt, hatte ein volles Gesicht mit einer Stumpfnase und kleinen, listigen Augen und weißes Haar, das ihm bis in den Nacken reichte. Später gesellte sich noch ein Dritter zu ihnen, der auch bereits der vorgerückten Altersstufe angehörte, sehr beweglich und fröhlich schien und dem Fremden sofort durch seine wundervoll gebildete Stirn auffiel, die sich bis in den Nacken fortsetzte. Nur zwei Büschel an jeder Seite des Kopfes waren die Reste der einstigen Jugendlockenfülle.

Gustav, an den Umgang mit Menschen nicht gewöhnt, fühlte sich durch die neue Gesellschaft zunächst bedrückt. Aber der heitere Hauch, der von der Bühne her über den Garten wehte, brachte die Herzen der Herren bald einander näher, und nachdem sie eine halbe Stunde lang mit einander gelacht hatten, stellten sie sich vor.

„Mein Name ist Seidel,“ sagte der Herr mit dem Charakterkopf.

„Zimmermann,“ sagte der mit den ehrwürdigen weißen Haaren, sich würdevoll verneigend.

„Ferdinand Luchs,“ fügte der dritte mit Selbstbewußtsein hinzu.

Den letzten Namen hatte Gustav schon gehört, er wußte aber nicht gleich, in welcher Verbindung. Nicht ohne Befangenheit nannte der an vornehme Umgangsformen nicht gewöhnte Arbeiter seinen Namen.

„Wir kennen Sie schon,“ sagte Herr Seidel. „Herr Rollmann, Erfinder. Wenn ich nicht irre, ist es das Problem der Eisenbahnkuppelung, das Sie beschäftigt.“

Gustav nickte. Er fühlte sich geschmeichelt im Gefühl seiner Popularität.

„Sie sind in einer Gesellschaft,“ fuhr der Herr fort, „die Ihr Streben zu schätzen weiß. Ich selbst habe mich vom einfachen Arbeiter zum Pianofortefabrikanten aufgeschwungen und in meinem Geschäft schon manchen eigenen Gedanken verwirklicht. Herr Zimmermann bemalt die Wände, nicht nur mit frischen Oelfarben, sondern auch mit schönen Landschaften, wenn's bezahlt wird, und wenn die Oeffentlichkeit den berühmten Bildhauer Ferdinand Luchs nennt, so weiß sie nichts davon, daß dieser Liebling der Grazien in einer dumpfen Schneiderstube das Licht der Welt erblickt hat.

Die entgegenkommende Offenheit hatte sogleich Gustav's volles Vertrauen wachgerufen. Er reichte

jedem der Herren die Hand und schüttelte sie herzlich.

Der Gesang begann wieder und die Heiterkeit wurde immer stürmischer. Wenn die Herren hierher gekommen waren, um sich einmal tüchtig auszulachen, so konnten sie diesem Verlangen vollkommen gerecht werden. Ein Vortrag erschien immer lustiger als der andere, und als zum Schluß sich sämmtliche Sänger zu einem übermüthigen Einacter vereinigten und mit Pauken und Trompeten auf der Bühne rumorten, da schlug die Lustigkeit förmlich Purzelbäume, und der Beifall nahm kaum ein Ende. Langsam zerstreute sich das Publicum. „Meine Herren," sagte Ferdinand Luchs, „wir bleiben noch zu einer gemüthlichen Weißen zusammen. Nicht wahr, Herr Rollmann?" Er wartete Gustav's Antwort nicht erst ab, sondern faßte ihn vertraulich unter den Arm und zog ihn mit sich fort.

Gustav wußte nicht, wie ihm geschah. Schüchternheit und Stolz rangen in ihm um die Herrschaft. In dieser Weise ausgezeichnet, fühlte er, was er bedeutete. Nein, hier war er nicht der unverstandene, ausgescholtene oder verspottete Mann, kein Narr, Tagedieb oder Original, hier war er der Erfinder in des Wortes geistiger Bedeutung.

„Können Sie uns in ein Local führen, wo man

eine gute Weiße bekommt?“ fragte der Bildhauer. „Sie sind gewiß in dieser Gegend bekannt.“

„Ja, es giebt hier ganz in der Nähe eine Kellerrestauration,“ anwortete Gustav. „„Zum geflügelten Rade“ nennt sie sich, aber es verkehren dort nur Eisenbahnarbeiter.“

„Das thut nichts,“ sagten die Herren. „Unter diesen Leuten amüsirt man sich meistens am besten.“

Nach einigen Minuten standen sie vor dem bezeichneten Local, das über der Eingangstreppe ein vergoldetes Rad mit Flügeln zeigte. Gustav hatte in diesem Locale früher häufig verkehrt und er freute sich im Voraus darauf, welchen Eindruck es machen würde, wenn er mit den vornehmen Gästen einträte.

„Guten Abend, Herr Rollmann!“ rief der Wirth in weißer Schürze vom Schanktisch aus. „Schön, daß Sie sich auch einmal wieder sehen lassen.“

Das Local war bis zum letzten Platze gefüllt, und manche Hand streckte sich Rollmann entgegen. An einigen Tischen wurde gespielt, an anderen saßen junge und alte Arbeiter in lauter, lärmender Unterhaltung beisammen, und im Hintergrunde hielt ein Leiermann hinter seinem Leierkasten Wache. Eine dunstige, von Tabaksqualm erfüllte Luft beherrschte das Zimmer.

Der Wirth eilte herbei. „Es wird Raum geschafft,

meine Herren," rief er. „Da, die Anklagebank ist noch frei."

Die Anklagebank war ein Bret über einer hervorspringenden Grundmauer. Fröhlich nahmen die drei Herren darauf Platz. „Eine Weiße!" rief Gustav, und im Augenblick hielt er das breite Glas mit dem schäumenden Getränk in der Hand.

„Prosit, meine Herren!"

Er that einen tüchtigen Zug und reichte es dem Bildhauer. Dieser trank mit dem tiefen Zuge eines Mannes, dessen Gewandtheit im Trinken noch durch den Durst erhöht wird. Als der letzte, Herr Zimmermann, seinen Durst gestillt hatte, war das Glas leer.

„Eine Weiße!"

„Die ist gut," sagte Herr Seidel. „Donnerwetter, Herr Rollmann, was haben Sie hier für eine gute Quelle!"

„Das Local ist freilich sehr einfach," entgegnete Gustav.

„Ich bin nicht groß," sagte Herr Zimmermann, indem er mit den kleinen Augen emporschaute. „Aber, wenn ich mich aufrichte, stoße ich ein Loch in die Decke. Das ist eins von den alten Häusern, die auf dem Aussterbeetat sind, die heute stehen und morgen verschwunden sind."

„So ist es," bestätigte der Wirth, der eben mit

der neuen Weißen hinzutrat. „Wir feiern heute den Kehraus. Das Haus ist verkauft und morgen wird mit dem Abriß angefangen.“

„So wollen wir ihm das Valet trinken!“ rief der Bildhauer. „Möge es sich wie der Phönix verjüngt aus der Asche erheben!“

Der Leiermann fing an zu spielen. Es war der Schunkelwalzer. Die Melodie wurde erst leise, dann lauter und lauter von den Gästen mitgesungen, bei dem Refrain aber wurden alle Gefühle laut. Die Herren reichten sich die Hände und begannen nach dem Tacte der Melodie den Oberkörper zu wiegen. Herr Luchs ergriff auch Gustav's Hand und nöthigte ihn, ein Gleiches zu thun. Die zunächst sitzenden Arbeiter schlossen sich an Gustav an, und die andern bildeten den Reigen für sich. Bald schwankte das ganze Local, denn auch die Kartenspieler mußten dem allgemeinen Zuge folgen. Immer lebhafter wurden die Bewegungen, auf dem Fußboden, auf Tischen und Stühlen stehend, wiegten sich melodisch die Körper, und die rauhen Kehlen sangen nicht, sie brüllten den Text zu der Melodie. Als der Leiermann endlich die Kurbel ruhen ließ, erschallte im Local ein vielstimmiges Gejohle, das sich, von den tiefen Tönen beginnend, durch alle Octaven fortsetzte: Johoho!

Und nun begann der Uebermuth sein tolles Spiel.

Herr Luchs wußte mit den Arbeitern umzugehen und schnell ihr Zutrauen zu gewinnen. Er dirigirte den ganzen Hexensabbath, hielt alle zum Narren und amüsirte sich köstlich. Bier und Schnaps mußte der Wirth auf seine Kosten herbeischaffen. Die Gesellschaft trank, lachte, johlte. Das war ein Kehraus! Die größte Heiterkeit erregte es, als der Bildhauer den Leiermann nöthigte, mit ihm Brüderschaft zu trinken, und gleich darauf die dralle Wirthin um die Taille faßte und mit ihr im Locale herumwirbelte, bis sie athemlos auf einen Stuhl sank.

Und nun hinaus!

Erleichtert athmete Gustav die reine Luft oben auf der Straße. Er wollte seinen Begleitern zum Abschied die Hand reichen, Herr Luchs aber hielt ihn fest und sagte: „Nur nicht nach Hause! Sie müssen mit mir noch ein Glas Rüdesheimer trinken. Jetzt haben wir Ihr Stammlocal gesehen, nun müssen Sie das unsere kennen lernen."

Gustav fügte sich willig. Sie gingen die Potsdamer Straße bis zur Brücke hinunter und dann das Lützowufer hinauf. Unterwegs sagte der Bildhauer: „Nicht ein Charakterkopf! Die reine Hammelheerde."

„Wo?" fragte Gustav.

„Da unten im geflügelten Rade. Aber doch

einer, wenigstens wenn Sie dabei sind, Herr Rollmann."

„In wie fern ich?"

„Ja, lieber Rollmann, Sie haben einen Zug in Ihrem Gesicht, der ihm ein eigenthümliches Gepräge giebt. Wenn ich Gesichter dieser Art sehe, so bewegen sich unwillkürlich die Finger, um sich in weichen Thon einzugraben. Haben Sie Zeit, mir einige Stunden zu sitzen?"

„Das schon, aber ich weiß wirklich nicht, was Sie in meinem Gesichte finden können?"

„Wir sind zur Stelle," sagte Herr Zimmermann. Die Gesellschaft hielt vor einem Hause, an dessen Gartenzaun sich ein Schild befand mit der Aufschrift:

„Weinstube von Richard Zandel."

„Seht da, die Thür ist verschlossen!" rief Herr Luchs. „Unser getreuer Kellermeister wird doch hoffentlich nicht schon das Land der Träume aufgesucht haben?"

Er ging an die vorspringende Thür, welche in den Weinkeller hinabführte, und pochte an, wie ein Mann, der ein Recht hat, noch um Mitternacht Einlaß zu verlangen. Keine Antwort. Er pochte wieder und wieder. Endlich hörte man Schritte. Die Thür wurde aufgeschlossen, und der Wirth, ein Licht in der

Hand, erschien an der Schwelle. Sein Gesicht erheiterte sich, als er die Herren erkannte.

„Gegrüßet seid mir, edle Herren!“

Die Ankommenden stiegen hinab und gingen durch den Vorraum mit dem Büffet in die Weinstube.

„Theurer Fremdling, lampenhelle soll sogleich die Hütte sein,“ sagte der Wirth, indem er die Lampe an der Decke herunterzog, und augenblicklich erstrahlte das Zimmer in freundlichem Lichte.

„Und nun, lieber Herr Zandel, bringen Sie uns ein paar Flaschen Rüdesheimer!“ bestellte Herr Luchs.

„Der König sprach's, der Page lief.“ Mit diesen Worten entfernte sich der Wirth, um das Gewünschte zu holen.

Verwundert sah sich Gustav im Zimmer um. Dasselbe war ziemlich geräumig und mit geschnitzten eichenen Möbeln vornehm und behaglich ausgestattet. Was ihm aber ein eigenthümliches Ansehen gab, waren die vielen musikalischen Instrumente, die rings an den Wänden standen und hingen. Ein prachtvolles Pianino auf der einen Seite der Thür erhielt durch ein ebenso schönes Harmonium auf der anderen Seite ein entsprechendes Gegengewicht. Violine, Guitarre, Flöte und Clarinette zierten die Wände, und neben der Trompete fehlte die Posaune nicht.

Eine Göttin aus weißem Gips stand in einer Nische und beherrschte mit ihrem blendenden Weiß das Zimmer.

„Hier verkehrt wohl in der Regel eine musikalische Gesellschaft?“ fragte Gustav.

„Dieses weniger,“ erklärte der Bildhauer, „aber der Wirth ist ein Musiknarr und bildet sich ein, alle Instrumente spielen zu können. Er versteht es, seine Gesellschaft zu unterhalten. Die Polyhymnia dort habe ich gestiftet.“

„Er ist ein guter Kerl,“ setzte Herr Seidel hinzu, „wenn er sich nur die Untugend abgewöhnen wollte, immerwährend in Citaten zu sprechen. Ich habe starke Nerven, aber —“

„In ganz Europia, ihr Herren Zecher, ist solch ein Wein nicht mehr,“ ertönte des Wirthes Stimme aus dem Hintergrunde. Lächelnden Gesichts trat er ein, entkorkte die Flaschen und schenkte mit graziöser Gewandtheit die Gläser voll. Auch für sich goß er ein. Es war selbstverständlich, daß er zur Gesellschaft gehörte. Wie Glocken tönten die Gläser beim Anstoßen, und der Wein hatte einen köstlichen Geschmack. Der Wirth brachte eine Schale mit Cigarren, und als alle angezündet hatten und der würzige Duft in leichten Wölkchen zur Decke emporstieg, rief er:

„Trink ihn aus, den Trank der Labe!
Balsam für's zerriss'ne Herz,
Wundervoll ist Bacchus' Gabe!"

Die Gesellschaft trank aus, und die Gläser wurden von Neuem gefüllt.

„Und nun, mein theurer Ganymed," begann Herr Luchs, „zeigen Sie unserem neuen Freunde etwas von Ihrer Kunst! Herr Rollmann gehört zu den Rittern vom Geiste, welche der leidenden Menschheit mit einer gefahrlosen Eisenbahnkuppelung aufhelfen wollen. Er ist Erfinder, und keinem Unwürdigen hat der Tempel Polyhymnias seine Pforten geöffnet!"

„Kühner Segler in den Lüften, ich grüße Sie!" rief Herr Zandel, indem er Gustav einen Handkuß zuwarf. Dann setzte er sich an's Harmonium und griff in die Tasten. Während die feierlichen Orgeltöne erschollen, hätte man glauben können, in einer Kapelle zu sein. Schnell aber wechselte der Wirth die Instrumente, und aus den Saiten des Claviers ertönte eine heitere Haydn'sche Sonate. Ohne inzwischen zu vergessen, zum Trinken einzuladen und selbst herzhaft Bescheid zu thun, spielte er auf der Violine eine Opernmelodie, um sodann der Flöte mit gespitztem Munde und geübten Fingern ein Alpenlied zu entlocken. Dann ergriff er sein Glas und sang: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein

Narr sein Leben lang!" und die anderen stimmten fröhlich mit ein.

„Und nun werde ich einen Cantus steigen lassen," sagte Herr Luchs. Er stellte sich ans Clavier und ließ sich von dem Wirthe begleiten.

„Die Geschichte vom kleinen Mann."
„Es war einmal ein kleiner Mann,
Vallderie juchhe!" u. s. w.

Das „Vallderie juchhe!" wurde von Allen mitgesungen und lauter Beifall belohnte zum Schluß den Sänger, der sich mit komischer Grazie verneigte und nach allen Seiten Kußhände austheilte.

Ein wonniges Gefühl durchströmte Gustav. Der Genuß des Weines und der starken Cigarren berauschte ihn. Wie angenehm berührte ihn die vornehme Einrichtung des behaglichen Raumes! Er lehnte sich an die hohe Lehne seines Stuhles, streckte die Beine unter den Tisch und blies kunstgerecht blaue Ringe in die Luft. Und dann diese Gesellschaft! Hier dämmerte eine Ahnung in ihm auf, welche Genüsse Reichthum und Lebensluft den Menschen bereiten konnten. Er hatte es in der Hand, er konnte ein reicher Mann werden und sich eine feste Stellung in dieser Gesellschaft erringen. Ja, es gab noch etwas anderes in der Welt, als in einem finsteren Kellerloch zu brüten

und sich von der keifenden Stimme eines verständniß-losen und heftigen Weibes auszanken zu lassen.

Herr Zandel begann eine Rede, welche er reichlich mit lateinischen und griechischen Citaten schmückte. Noch verwunderlicher aber als diese Gelehrsamkeit dünkte Gustav die Gewandtheit, mit welcher der Redner die verschlungensten Perioden bildete. Die Worte sprühten förmlich aus seinem Munde. Was er sagte, war ein buntes Vielerlei, das mit einem Hoch auf die Geselligkeit schloß.

Herr Zimmermann, dessen kleine, listige Augen und lange, ehrwürdig graue Haare einen auffallenden Gegensatz bildeten, war bis jetzt am wenigsten hervorgetreten. Er hatte sich in einer stillen Beschaulichkeit gefallen, nur dann und wann ein Wort in die Unterhaltung geworfen, aber dem Weine fleißig zugesprochen. Jetzt wandte sich der Bildhauer mit folgenden Worten an ihn:

„Ehrwürdiger Herr und Freund! Es möge Ihnen gefallen, zu diesem edlen Naß einen Trunk aus dem tiefen Born Ihrer poetischen Empfindung zu credenzen! Ein Naturdichter wie Sie kann unmöglich einen Theil der lieblichen Gotteserde durchwandern, ohne sich zu einigen schönen Versen begeistern zu lassen. Die Spreewaldpartie wird doch etwas abgeworfen haben für Geist und Gemüth!“

„Gewiß, Sie müssen uns Ihr Neuestes vortragen,“ rief Herr Seidel, und: „Er gehorcht der gebietenden Stunde,“ fügte Herr Zandel hinzu.

Herr Zimmermann ließ sich nicht lange bitten, ja er schien auf eine solche Anregung nur gewartet zu haben. Den Kopf zurückgeworfen, die kleinen Augen zusammengedrückt, begann er ein Gedicht, den „Spreewaldgruß.“

Als er geendet, neigte er den Kopf und sah die Gesellschaft mit zufriedenem Lächeln an.

„Das war schön!“ flüsterte Gustav mit glänzenden Augen.

Der Bildhauer und Herr Seidel nickten sich bedeutungsvoll zu, als wollten sie sagen: „Wir wußten es ja.“ Herr Zandel aber rief mit Begeisterung: „Sänger, mein Sendling, empfange den Kranzschmuck, womit ich Dir lohnend kröne das Haupt!“ Damit überreichte er ihm eine Postkarte, bittend, ihm das Gedicht morgen zuzusenden; er wolle es in sein Allerheiligstes aufnehmen. Sehen Sie, dies ist mein Allerheiligstes,“ sagte er zu Gustav, ihm ein großes, starkes Buch vorlegend. „Hierin vereinige ich alle Gedichte der Vergangenheit und Gegenwart, welche die Saiten meines Herzens am mächtigsten erklingen lassen.“ Gustav aber ergriff sein Glas und trank Herrn Zimmer-

mann zu. „Ein Schmollis dem Sänger!“ rief Herr Seidel, und alle stießen an.

Eine Menge leerer Flaschen stand bereits auf dem Tisch, und immer noch schien die Gesellschaft an den Abschied nicht zu denken. Endlich erhob sich Herr Luchs, bezahlte wankend und reichte dem Wirth die Hand.

„Wir trinken noch eine Schwarze im Café Boulevard,“ sagte er zu den andern.

Sie stiegen hinauf und gingen, von Herrn Zandel begleitet, über die Brücke. Das Café Boulevard war aber bereits geschlossen, und da Herr Luchs in seinem unsicheren Zustande unmöglich noch nach der Stadt gehen konnte, so war man genöthigt, den Weg nach Hause zu suchen.

Die Herren drückten sich zum Abschiede die Hand. „Sie bringen mich nach Hause,“ sagte Herr Luchs zu Gustav. Dieser war gern dazu bereit und ließ sich die Wohnung des Bildhauers bezeichnen. Es war ein Haus in der Thiergartenstraße. Er nahm ihn unter den Arm und zog ihn mit sich fort.

Herr Luchs war äußerst aufgeräumt, versicherte Gustav wiederholt seiner Freundschaft und betheuerte, er müsse seinen Kopf haben. Vormittags von 9 bis 1 Uhr sei er immer in seinem Atelier. Der Pförtner

wisse Bescheid. Er brauche nur nach dem Professor Ferdinand Luchs zu fragen.

„Professor?“ fragte Gustav überrascht.

„Ja, für die Welt der Langeweile bin ich Professor, für die kurzweilige Welt aber Ferdinand Luchs. Und jetzt bin zu Hause.“

Sie standen vor einem jener prächtigen Gebäude, welche mit ihrer gediegenen Architektur an die ersten Meister der Baukunst erinnern. Gustav öffnete die Thür; der Professor drückte ihm herzlich die Hand und sagte: „Auf Wiedersehen, lieber Herr Rollmann!“ Er ging wankenden Schrittes hinein, schlug die Hausthür zu, verschloß sie, und erst als seine unsicheren Tritte verhallt waren, betrat Gustav den Heimweg.

Es war helle Morgendämmerung, als er die Treppe zu seiner Wohnung hinabstieg. Er trat ein und blieb betroffen vor dem Bilde stehen, das sich ihm bot.

Trudchen saß noch angekleidet am Tisch. Ihr Kopf war rückwärts über die Stuhllehne gebeugt und das Gesicht von den Spuren reichlicher Thränen bedeckt. Auf dem Schooße ruhte eine Näharbeit. Ohne Zweifel hatte sie durch fleißige Nachtarbeit den Schaden einbringen wollen, den Gustav ihrem Besitze durch den Besuch der Stettiner zufügte, war aber dabei eingeschlafen. Die noch brennende Lampe ver-

breitete einen matten Schein, der mit der hereindringenden Morgendämmerung um die Herrschaft rang. Bei der Lage des Kopfes hatte Trudchen den Mund geöffnet und ein herzhaftes Schnarchen stieg aus der Kehle empor.

Nur einen Augenblick dauerte Gustav's Betroffenheit, dann hatte der Unwille in ihm die Oberhand. „Das thut sie nun wieder aus Wuth gegen dich. Wachend und schlafend ist sie mir ein Vorwurf. Wie sie schnarcht! Sie schimpft selbst im Traume. Ein Weib von Haut und Knochen, aber der Böse steckt in diesem Leibe. Nun, ins Butterfaß krieche ich nicht, so wahr ich Rollmann heiße! Wie hieß es doch bei den Stettiner Sängern? Und schreit sie dir die Ohren voll, so mach dir nichts daraus! Das will ich mir merken!“ Er schüttelte Trudchen heftig. Erschrocken fuhr sie auf und rief: „Ach Gott!“

„Geh zu Bett!“ befahl Gustav barsch. Trudchen schauderte zusammen, löschte die Lampe aus und legte sich ins Bett.

Gustav nahm Karlchen aus dem Bett der Mutter und legte ihn in das seinige, als wollte er den Knaben vor dem bösen Einfluß schützen. Dann verfiel er in einen tiefen Schlaf. —

Sechs Wochen waren vergangen, da herrschte eines Tages im Patentbureau des Herrn Libauer in

der Leipziger Straße große Aufregung. Der Chef hatte die Ingenieure seines Geschäfts um sich versammelt und hielt ihnen in aufgeregter Gemüths-Verfassung einen Vortrag.

„Ich komme eben vom Patentamt, meine Herren. Da ist das Modell einer Seitenkuppelung ausgestellt, das mich in Erstaunen gesetzt hat. Bildschön, meine Herren! Ich gestehe offen, daß ich an eine solche Vollkommenheit der Erfindung nicht geglaubt habe. Denken Sie sich, die Erfindung besteht einfach aus einer Kapsel, einem Kolben und einer Feder. Diese Kapsel ist auf der bisherigen Patentkuppel angebracht, und zwar so, daß sich die Oese steif emporheben und einhängen läßt. Das Emporheben und Einhängen wird durch eine Welle besorgt, die durch eine Kurbel von der Seite bewegt wird. Die Biegungen dieser Welle, die ihr die Hebelkraft geben, sind wundervoll und verrathen einen staunenerregenden Scharfsinn. Die Erfindung ist gemacht, meine Herren, das unterliegt keinem Zweifel mehr!“

Die Aufregung des Chefs theilte sich bei dieser Mittheilung den Ingenieuren mit. „Wer ist der Erfinder?“ fragte einer der Herren.

„Ich weiß es nicht. Ich war von der Erfindung wie geblendet und eilte nach Hause, um Sie zu benachrichtigen. Die Erfindung verräth einen technisch ge-

schulten Geist. Wir werden den Erfinder in den höheren Verwaltungskreisen zu suchen haben. Das wird ein Geschäft! Ein grandioses Geschäft! Wir haben keine Zeit zu verlieren, meine Herren! Eilen Sie hin und studiren Sie das Ding genau! Lassen Sie sich die Patentschrift vorlegen! Vielleicht fällt Ihnen eine Aenderung, eine Verbesserung ein, die es uns ermöglicht, ein Zusatzpatent zu beantragen!"

Die Ingenieure eilten hinweg. Herr Libauer blieb in großer Aufregung zurück; er konnte die Wiederkehr seiner Abgesandten kaum erwarten.

Endlich traten sie ein, aber schon die ernsten, niedergeschlagenen Gesichter verriethen, daß ihre Bemühungen im Interesse des Geschäfts erfolglos geblieben waren.

„Nun, meine Herren, was sagen Sie?"

„In der That eine vorzügliche Arbeit," so lautete das einstimmige Urtheil der Herren. „Nur schade, daß für Andere dabei nichts zu thun übrig bleibt."

„Wie meinen Sie das?"

„Die Einfachheit der Erfindung schließt jede Veränderung aus. Die Patentschrift ist äußerst schlau abgefaßt. Selbst jede Biegung der Welle läßt sich der Erfinder patentiren. Dieser Rollmann muß ein heller Kopf sein."

„Wie sagen Sie? Rollmann?"

„So heißt der Erfinder. Der bloße Name. Ein Titel ist nicht beigefügt. Er muß entweder ein sehr bescheidener oder ein sehr einfacher Mensch sein.“

„Rollmann, Rollmann,“ wiederholte Herr Libauer nachdenklich. Er legte die Hand auf die Stirn und ging langsam im Zimmer auf und ab. „Wo hab' ich diesen Namen doch schon einmal gehört? Mir ist, als ob ich schon einmal mit ihm zu thun gehabt hätte. Rollmann, Rollmann.“

Plötzlich rief er: „Das Journal!“

Das Buch wurde ihm gebracht. Er blätterte hastig darin umher und wies dann mit dem Finger auf eine Stelle. „Da ist er! Rollmann! Arbeiter in der Zentralwerkstätte der Anhalter Bahn. Fünfzig Mark.“

„Arbeiter? Einfacher Arbeiter? Unmöglich!“ riefen die Ingenieure durcheinander.

„Es ist so,“ sagte Herr Libauer mit Nachdruck. „Ingeniöser Kopf und harter Kopf. Habe ihm einmal eine Selbstkuppelung abgekauft, die nicht schlecht war. Aber daß er so etwas leisten würde! Wir müssen ihn auf jeden Fall in unsere Hände zu bekommen suchen.“

„Schicken wir ihm unsere Offerte ins Haus,“ rieth ein Ingenieur.

„Das genügt nicht,“ entschied Herr Libauer sofort. „Der will anders genommen sein. Herr Werthholz,

bleiben Sie gefälligst hier! Sie können inzwischen gehen, meine Herren. Ich danke Ihnen."

Die Ingenieure gingen und ließen Herrn Libauer mit Herrn Werthholz allein zurück. Dieser letztere war der jüngste Ingenieur. Er hatte ein Gesicht mit runden, frischen Wangen und gutmüthigen Augen, dem er den Ausdruck größter Harmlosigkeit geben konnte, und wenn er lachte und die weißen Zähne sehen ließ, schien er die unschuldige Kindlichkeit selbst zu sein.

„Herr Werthholz, Sie sind mein Mann," sagte Herr Libauer, dem Ingenieur eine Cigarre präsentirend. „In Ihnen verbindet sich ein vertrauenerweckendes Aeußere mit einem scharfen Verstand. Ihnen übertrage ich die Mission, Rollmann für uns zu gewinnen. Selbstverständlich werde ich den Erfolg gebührend anzuerkennen wissen."

„Es wird meine Bemühung sein, Ihr Vertrauen zu rechtfertigen, Herr Libauer."

Herr Libauer nickte. „Das Geschäft soll ein durchaus reelles sein; nur den einzigen Vortheil möchte ich erlangen, meinen Concurrenten zuvor zu kommen. Erkennen Sie also die Erfindung vollkommen an. Schildern Sie dem Erfinder aber die Gefahren, welchen er als geschäftsunkundiger Mann bei der Verwerthung unterliegt. Ihr Ziel muß es sein, die geschäftliche Verwerthung in unsere Hände zu bringen,

und Sie werden dieses Ziel erreicht haben, wenn sich Rollmann zu einem Contract mit mir versteht. Mein Prinzip ist größtmögliche Offenheit. Vielleicht schickt es sich, den Mann in ein Weinlocal zu führen. Der Wein erfreut des Menschen Herz und macht den Geist willig. Nun gehen Sie, und viel Glück auf den Weg!“

Gustav Rollmann hatte sich nach jener Nacht, die er in Gesellschaft der Herren Luchs, Seidel und Zimmermann verlebt hatte, sehr zu seinem Vortheil verändert. Er fühlte sich am nächsten Morgen frei von den Beschwerden des vergangenen Tages, und da ihm die Zerstreuung so gut bekommen war, beschloß er, die angeknüpfte Bekanntschaft fortzusetzen. Er machte dem Professor Luchs den erbetenen Besuch und saß ihm zur Modellirung seines Kopfes. Eine neue Welt war ihm dort im Atelier aufgegangen: hell und freundlich lachte ihn das Leben aus den dort aufgestellten, zahlreichen Kunstwerken an, und als er schließlich des Bildhauers Frau kennen lernte, ein Weib in den mittleren Jahren von strahlender Schönheit und liebenswürdiger Anmuth, da war er von dem neuen Leben wie bezaubert. Der Umgang mit den neuen Freunden erhöhte sein Selbstbewußtsein. Er trug den Körper gerade und den Kopf aufrecht, seine Bewegungen wurden freier und seine Kleider wählte

er nach dem neuesten Schnitt. Das dumpfe Hinbrüten hatte einer hellen Lebensfreude Platz gemacht, und diesem Umstande war es zuzuschreiben, daß er mit seiner Erfindung schneller, als er gehofft hatte, zum Ziele gekommen war. Heute war er im Atelier des Professors gewesen, wo ihm Herr Luchs das fertige Medaillonportrait, seinen Kopf darstellend, gezeigt hatte. Nun wußte Gustav, daß er ein griechisches Profil hatte und den großen griechischen Helden ähnlich war. Sein Augenwinkel gehörte mit zu den größten, die der Professor je an Modellen wahrgenommen hatte, und dieser zeigte nicht übel Lust, Gustav's große, prächtige Gestalt in ihrer ganzen Größe zu modelliren. „Sie müßten einen prächtigen Achill abgeben," hatte der Professor gesagt.

In dem Maße, in welchem sich Gustav dieser anderen Welt näherte, hatte er sich innerlich von seiner Frau entfernt. Zwischen Trudchen und ihm bestand bereits eine tiefe Kluft. Er sah mit stiller Verachtung auf den beschränkten Geist seiner Frau herab, und Trudchen fand täglich und stündlich neuen Grund zum Aerger über den unbegreiflichen Unverstand ihres Mannes. Er machte einen für seine Verhältnisse bedeutenden Aufwand und hatte doch keinen Verdienst. Wo er nur das Geld dazu hernehmen mochte? Sie selbst hielt ihre Sparpfennige zusammen und hätte um

keinen Preis das unsinnige Treiben Gustav's auch nur mit einem Pfennig unterstützt. Gaben ihm seine Freunde das nöthige Geld, oder machte er Schulden? Sie konnte sich diese Frage nicht beantworten, aber von böser Ahnung getrieben, arbeitete sie nur noch rastloser Tag und Nacht, geizte sie sich nur noch mehr den Bissen vom Munde ab. Sie war fest überzeugt, daß Gustav auch mit der neuen Erfindung kein Glück haben würde, und sie trug den weitgehenden Hoffnungen ihres Mannes gegenüber eine stille Verachtung zur Schau. Innerlich beleidigt und gereizt, fand Gustav in dem Verhalten seiner Frau immer neue Veranlassung zu Vergleichen zwischen seinem nüchternen, freudelosen Heim und der geistig angeregten und gemüthlichen Gesellschaft, in welcher er für Herz und Geist stets neue Nahrung fand.

Kaum war Gustav vom Professor zurückgekehrt, als der Ingenieur Werthholz eintrat. Er machte sein harmlosestes Gesicht und sah Gustav mit verbindlichem Lächeln an.

„Habe ich die Ehre, Herrn Rollmann zu sprechen?"

„Ich bin es," entgegnete Gustav.

„Ich bin der Ingenieur Werthholz und möchte in Angelegenheit Ihrer Kuppelung gern einige Worte mit Ihnen sprechen."

Gustav bot ihm einen Stuhl an, und die beiden Männer saßen sich gegenüber.

„Zunächst erlauben Sie meinen herzlichsten Glückwunsch, Herr Rollmann. Ich habe mich über Ihre Erfindung aufrichtig gefreut und sage Ihnen, daß Sie das Problem einer gefahrlosen Kuppelung gelöst haben."

„Sie sagen mir damit nichts Neues," entgegnete Gustav kühl. „Wenn ich selbst meine Erfindung nicht beurtheilen könnte, so würden es mir diese Zuschriften sagen."

Er warf dem Ingenieur eine Menge Briefe auf den Tisch, die dieser langsam öffnete und las. Es waren Offerten so ziemlich aller Patentbureaus der Hauptstadt.

„Das kenn' ich," sagte Herr Werthholz geringschätzig. „Wo ein Licht ist, da sammeln sich die Motten. Einen größeren Werth kann man diesen Offerten nicht beimessen."

„Und warum nicht?" fragte Gustav vorsichtig.

„Erstens, weil man sie allen Patentbewerbern ohne Ausnahme zusendet, und zweitens, weil alle diese Firmen in erster Linie ihren eigenen Vortheil suchen."

„Aber Sie, Herr Werthholz, Sie suchen in erster

Linie nicht Ihren eigenen Vortheil, Sie suchen den meinigen?" Gustav fixirte den Ingenieur scharf.

Mit kindlicher Harmlosigkeit sah dieser in Gustav's Gesicht, als müsse er über den Sinn der eben erst gehörten Worte nachdenken. Dann entgegnete er: „Ach so! Sie halten mich für einen Agenten. Nein, Herr Rollmann, ich habe überhaupt kein geschäftliches Interesse an Ihrer Erfindung. Nur Sie kennen lernen und meiner Freude Ausdruck geben, das wollte ich."

Ein leichtes Lächeln glitt über Gustav's Gesicht. „Das ist ja sehr freundlich von Ihnen," entgegnete er, „sehr freundlich. Sie dürfen sich in meiner Wohnung nicht sehr umsehen. Ich bin ein einfacher Mann und muß mich einrichten."

„Nur ein Beweis mehr für die Behauptung, daß das Genie an jedem Orte gedeiht," sagte Herr Wertholz schnell. „Aber ich würde mich unendlich freuen, mit Ihnen längere Zeit gemüthlich zu plaudern. Ich glaube, daß meine Gegenwart hier auf die Dauer stören könnte. Dürfte ich mir wohl erlauben, Sie zu einem Glase Wein einzuladen? Sie würden mich sehr glücklich machen."

„Sehr gern," antwortete Gustav bereitwillig, und bald waren die beiden Herren auf der Straße.

„Gehen wir zu Engelmann?" fragte der Ingenieur.

„Da bin ich noch nie gewesen. Aber ich kenne hier eine Weinstube, die ich Ihnen empfehlen möchte, zwar ein Kellerlocal, aber sonst recht gemüthlich.“

Der Ingenieur willigte gern ein, und die beiden gingen die Potsdamer Straße hinauf der Brücke zu.

Unterwegs erzählte der Ingenieur viele Geschichten, die alle bewiesen, wie gefährlich es für einen Erfinder sei, sich mit den Patentbureaus einzulassen. „Die Patentanwälte schneiden für sich die Köpfe vom Spargel und überlassen ihren Clienten nur den holzigen Rest,“ behauptete er. Unter solchen Gesprächen erreichten sie Herrn Zandel's Weinstube.

Herr Zandel begrüßte Gustav mit gönnerhafter Freundlichkeit, und dieser verständigte den musikalischen Wirth durch Mienen und Handschlag, daß er mit dem Ingenieur etwas Besonderes vorhabe. Werthholz bestellte eine Flasche Portwein in der stillen Hoffnung, mit dem schweren Weine Gustav bald dahin zu bringen, wohin er ihn haben wollte.

Gustav trank und trank, aber eine Veränderung war nicht an ihm zu bemerken. Seine gute Natur widerstand der Kraft des Weines, während Herr Werthholz, der fast allein die Kosten der Unterhaltung zu tragen hatte und dessen Erfahrungsschatz bezüglich der Patentbureaus unerschöpflich schien, bereits die Spuren des Genusses erkennen ließ. Als er die zweite

Flasche bestellte, ging Gustav hinaus und verzehrte am Speisetisch im Vorraum heimlich zwei Caviarbrötchen, die seine Widerstandsfähigkeit erhöhten. Zurückgekehrt feuerte er den Ingenieur durch geschickte Fragen zu neuer Unterhaltung an, und bald zeigte dieser durch seine Redseligkeit, daß Ueberlegung und Zunge sich nicht mehr das Gleichgewicht hielten. Der Augenblick schien Gustav gekommen.

„Nun halten Sie einmal an, Herr Werthholz," rief er. „Was würde Herr Libauer dazu sagen, wenn ich ihm erzählte, welche schlechte Meinung Sie von den Patentbureaus haben."

Der Ingenieur horchte auf. „Herr Libauer? Kennen Sie ihn?"

„Nicht ganz so gut wie Sie, aber so aus der Entfernung."

„Wie ich? Woher soll ich Herrn Libauer kennen?"

„Warum? Weil er Sie geschickt hat, mich in seine Netze zu locken."

Herr Werthholz fuhr auf. „Gewiß und wahrhaftig, bei Allem, was mir heilig ist, ich kenne Herrn Libauer nur dem Namen nach."

„Ruhig, Herr Werthholz, ruhig. Lügen Sie meinetwegen, aber bemeineiden Sie Ihre Lügen nicht! Sie kennen Herrn Libauer so genau wie ein Angestellter seinen Chef."

„Ich ein Angestellter des Herrn Libauer?"

„Mit einem Worte, Herr Werthholz, ich selbst habe Sie da gesehen. Ich habe früher mit Herrn Libauer zu thun gehabt. Wenn man zur Thüre hinausgeht, sieht man jenseit des Ganges im Hintergrunde zwischen den beiden Fenstern nach dem Hofe ein Pult und an dem Pult einen jungen Mann, der Ihnen aufs Haar gleicht. Auf's Haar!" wiederholte Gustav, während er mit der Hand Herrn Werthholz über die kurzgeschorenen Haare fuhr.

„Ja, das ändert die Sache," entgegnete der Ingenieur langsam, aber ohne Verlegenheit. „Warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt?"

„Nun, sagen Sie mir offen, wie denkt Libauer über meine Erfindung?"

„Ich sehe, es hilft nichts, Ihnen etwas zu verschweigen, Herr Rollmann. Sie sind ein Schlauberger. Nun, so sollen Sie aber auch Alles wissen." Und er erzählte, was vor einigen Stunden im Bureau geschehen war, und wie sie alle sich das Modell daraufhin angesehen hätten, ob nicht ein Zusatzpatent zu beantragen sei.

„Und nichts gefunden?"

„Bei Gott, nichts! Die Arbeit steht da, wie aus dem Haupte des Zeus entsprungen."

Gustav's Gesicht färbte eine freudige Röthe. Er

schwieg einen Augenblick, um die freudige Wallung zu überwinden, und drückte seine Hände gegen die pochenden Schläfen.

„Sagen Sie Herrn Libauer,“ sagte er dann, „daß ich das Geschäft diesmal ganz allein zu machen gedenke, ganz allein, ohne jede fremde Beihülfe.“

„Ach was, Libauer!“ entgegnete der Ingenieur geringschätzig. „Lassen Sie Herrn Libauer aus dem Spiele!“

„Sie haben doch aber zugestanden, in seinem Auftrage gekommen zu sein.“

„Und Sie glauben, daß ich seinen Auftrag auszuführen die Absicht hatte?“

„Was denn sonst?“

Herr Werthholz lachte laut. „Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Rollmann, aber in geschäftlichen Dingen sind Sie ein Kind, und Libauer ist ein Pfuscher, so klug er zu sein glaubt.“

„In wie fern?“

„Weil er sich einbildet, daß ich für ihn den Karpfen aus dem Teiche fischen werde. Der Narr!“

„Sie täuschen mich nicht, Herr Werthholz. Sparen Sie Ihre List!“

„Was Täuschung, was List!“ rief Herr Werthholz heftig. „Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich

die Wahrheit spreche, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin!"

„Die Versicherung wiegt nicht schwer," entgegnete Gustav kühl.

„Hören Sie," fuhr der Ingenieur lebhaft fort. „Obgleich ich ein Angestellter des Herrn Libauer bin, habe ich innerlich ihm und seinem Geschäft doch stets fern gestanden. Es fehlt seinen Unternehmungen der große Zug. Er ist ein Knicker, ein Ignorant, ein Maulwurf, mit einem Worte ein Pfuscher. Er will Sie, Herr Rollmann, mit seinem beschränkten Maßstab messen. Und der Mann will eine Erfindung verwerthen, die berufen ist, sich die Erde zu erobern? Lächerlich!"

Gustav wurde aufmerksam. Diesmal schien Herr Werthholz wirklich die Wahrheit zu sagen.

„Sie haben mir also einen andern Vorschlag zu machen?"

„Ja — und ohne Umschweife, ich selbst will die Sache in die Hand nehmen."

„Sie selbst?"

„Ich selbst. Sie, Herr Rollmann, sind in einem verhängnißvollen Irrthum befangen, wenn Sie glauben, die Verwerthung selbst durchsetzen zu können. Es fehlt Ihnen dazu dreierlei, erstens Geld, zweitens Geld und nochmals Geld."

„Ich will die Erfindung einfach an den Staat verkaufen,“ sagte Gustav.

„Und glauben Sie, daß Ihnen die staatlichen Behörden deshalb ins Haus laufen werden? Nein, Herr Rollmann, die einschlägigen Kreise dafür zu interessiren, den Widerspruch der maßgebenden Persönlichkeiten zu besiegen, einen günstigen Beschluß durchzusetzen, dazu gehört in erster Linie die Fähigkeit, mit den Leuten zu verhandeln, Verbindungen aufzusuchen und auszunutzen, und hundert andere wichtige Kleinigkeiten mehr. Das können Sie nicht allein machen. Sie würden eine chinesische Mauer finden und sich an derselben den Kopf einrennen.“

„So schwer habe ich mir die Sache nicht vorgestellt.“

Der Ingenieur nickte.

„Und Sie wären der Mann dazu, alle diese Schwierigkeiten zu überwinden?“

„Ich bin es.“

„Wie alt sind Sie?“

„Das Alter thut nichts zur Sache. Machten graue Haare klug, so wäre der Esel das weiseste Geschöpf; der wird gleich grau geboren.“

„Sie würden sich also zuerst einen Capitalisten suchen?“

„Suchen? — Ich bin es selbst. Ist Ihnen mein

Name so unbekannt? Mein Vater war ein sehr berühmter Augenarzt. Er hat mir einige Hundertausend hinterlassen. Die Sache würde sich zwischen uns sehr einfach gestalten. Ich übernehme alle Kosten und Mühen der Verwerthung, und der Gewinn wird getheilt. Nun sprechen Sie!"

Gustav sah einen Augenblick sinnend vor sich hin, dann sagte er: „Ich werde es mir überlegen und Ihnen die Antwort nachher geben."

Das Gespräch lenkte sich nun auf gleichgiltige Gegenstände, und auch das musikalische Talent des Wirths kam zu seinem Recht. Er spielte auf sämmtlichen Instrumenten, aber Gustav hatte schon früher bemerkt, daß es immer dieselben Stücke waren. Auch seine Citate wiederholten sich, wie sich seine Reden wiederholt haben würden, wenn er genöthigt gewesen wäre, sie zu halten. Gustav war von seinem Erstaunen über die Fähigkeiten des Wirths deshalb auch sehr zurückgekommen.

Nachdem die Flasche geleert war, bezahlte der Ingenieur und ging mit Gustav hinweg. An der Brücke, als er ihm die Hand reichte, sagte er: „Die Antwort, Herr Rollmann?"

Gustav sah ihn mit durchbohrenden Blicken an und sagte: „Ich kann zu einem Menschen, der seinen Chef

hintergeht, wie Sie Herrn Libauer, kein Vertrauen fassen. Ich lehne Ihr Anerbieten ab."

Herr Werthholz wurde roth vor Aerger. „Noch Eins!" rief er. „Ich stelle Ihnen, so lange das Geschäft noch nichts abwirft, ein bestimmtes Monatsgehalt aus meiner Tasche in Aussicht."

„Nein!" sagte Gustav entschieden.

„Sie sind ein — unüberlegter Mensch!" rief der Ingenieur. „Sie werden's bedauern! Nun gut! Meine Offerte bleibt selbstverständlich unter uns."

Gustav lächelte. „Es ist ja Geschäftsgeheimniß."

„Adieu! — Indessen, sollten Sie anderer Meinung werden, ich bin stets für Sie zu sprechen. Bitte, nehmen Sie meine Karte."

Gustav steckte die Karte ein, und die Männer trennten sich.

Voll Befriedigung sowohl über das Gehörte als auch über sein Verhalten ging Gustav seiner Wohnung zu. Die Werthschätzung seiner Erfindung erhöhte sein Selbstbewußtsein und die Zukunft sah er im rosigen Licht. Zu Hause angekommen, überlegte er, ob es nicht gut sein würde, sich ein Bureau zu miethen. Besuche dieser Art hatte er wohl öfters zu erwarten und die Kellerwohnung war entschieden ein ungeeignetes Empfangs- und Geschäftslocal. Die Geschäftsleute mußten ihn ja gleich um hundert Procent tiefer

taxiren, wenn sie seine armselige Umgebung sahen. Zugleich entrann er der lästigen Zeugenschaft seiner Frau, die, wie er wohl bemerkte, ein scharfes Auge auf ihn hatte. Zufällig war in demselben Hause zwei Treppen hoch eine kleine Wohnung leer. Er miethete sie und stattete sie so schön und behaglich aus, wie er es bei seinen neuen Freunden gefunden hatte. Eine kleine Statue, das Modell einer größeren, bereits ausgeführten Arbeit, das ihm der Professor für die Sitzung geschenkt hatte, vollendete den schönen Eindruck des Ganzen. Als er Trudchen von der Veränderung Mittheilung machte, erbleichte sie und setzte sich vor Schwäche auf einen Stuhl. Sie hörte nicht auf die Gründe, die ihr Gustav mittheilte, sie hörte nur, daß er sich von ihr zu trennen beabsichtigte. Und was das wieder kostete! Gustav sah wohl die Veränderung seiner Frau, aber er sah darin nur den weibischen Eigenwillen, den er unter allen Umständen zu unterdrücken sich vorgenommen hatte.

Kaum hatte Gustav sein Bureau eingerichtet und seinen Namen mit goldener Schrift auf schwarzpolirtem Grunde draußen an der Thür angebracht, als eines Nachmittags ein eleganter Wagen vorfuhr und Herr Libauer in höchsteigener Person demselben entstieg. Er fragte unten im Keller nach Herrn Rollmann und stieg dann die zwei Treppen zum Bureau hinauf.

Gustav empfing ihn mit der vornehmen Nachlässigkeit, die er an Libauer selbst studirt hatte. Vom Fenster aus hatte er Libauer aussteigen sehen. Er war also auf sein Erscheinen vorbereitet.

„Guten Tag, mein lieber Herr Rollmann,“ rief der Patentanwalt mit herzlichem Biederton. „Wie geht es Ihnen?“

„Danke, Herr Libauer, zur Zufriedenheit.“ Er schob ihm einen Stuhl hin und bat ihn, Platz zu nehmen.

Libauer sah sich mit Kennerblicken im Zimmer um. „Wie schön, wie schön! Ich sehe, Herr Rollmann, Sie haben nicht nur Geist, Sie haben auch Geschmack.“

„Gefällt es Ihnen?“ fragte Gustav geschmeichelt.

„Ohne Frage. Was ist das dort für eine Statue?“

„Ein Geschenk von meinem Freunde, dem Professor Ferdinand Luchs.“

Libauer konnte ein leises Erstaunen nicht unterdrücken. „Von dem Professor? Ei, sieh' da! Sie kennen ihn?“

„Ich sagte Ihnen, daß Ferdinand Luchs mein Freund ist. Wir verkehren sehr intim miteinander.“

„Das muß interessant sein! Ein solcher Künstler! Sehr interessant. Den möchte ich kennen lernen. Dürfte ich Sie bitten, mein verehrter Herr Rollmann, mich gelegentlich mit ihm bekannt zu machen?“

„Sehr gern, Herr Libauer. Das kann vielleicht schon heute Abend geschehen. Wir werden nämlich mit einigen Freunden im Kurfürsten = Casino eine Champagnerbowle trinken, und zwar unter sehr interessanten Umständen. Der Professor hat einen Eberkopf modellirt in weichem Ton. Den will er dem allgemeinen Vergnügen opfern. Ein kleiner Gegenstand soll in demselben versteckt werden. Jedes Mitglied der Gesellschaft bekommt einen Draht in die Hand und nun schneidet einer nach dem andern einen Streifen vom Kopfe los. Wer zuerst auf den Gegenstand trifft, hat ihn gewonnen und muß dafür die Bowle bezahlen.

„Das ist ja ein herrlicher Gedanke, ein echter Künstlergedanke!“ rief Herr Libauer. „Ich komme hin. Uebernehmen Sie es, Herr Rollmann, mich in diese Gesellschaft einzuführen?“

„Gewiß! Kommen Sie nur, für das Uebrige wird gesorgt.“

Libauer nickte. Eine kleine Pause entstand, während welcher der Patentanwalt mit den Fingern auf seinem Knie trommelte.

„Sie kommen wegen meiner Kuppelung?“ fragte Gustav.

„Nein, Herr Rollmann,“ antwortete Libauer lebhaft. „Heute nichts von Geschäften! Ich protestire

gegen jeden geschäftlichen Gedanken. Heute will ich einmal ganz Mensch sein. Nein, ich bin gekommen, Sie zu einer Spazierfahrt durch den Thiergarten einzuladen. Keinen Widerspruch, Herr Rollmann! Sie dürfen mir diese Freude nicht versagen!"

Die Sache fing an, Gustav Spaß zu machen. Wo das nur wieder hinaus will? dachte er. Bereitwillig sagte er zu. Als er unten, von Libauer auf's Höflichste becomplimentirt, in den eleganten Wagen stieg, erschien Trudchens verwundertes Gesicht am Kellerfenster, und die Nachbarn standen an der Thür und machten ihre Bemerkungen über das Glück des Erfinders.

„Wie hoch er jetzt die Nase trägt!" sagte der eine.

„Ein Verschwender ist er, und seine arme Frau liegt fast auf der Erde mit der Nase vor Arbeit und Aerger," fügte eine theilnehmende Nachbarin hinzu.

„Der liebe Gott sorgt schon dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Es ist noch nicht aller Tage Abend, und Hochmuth kommt vor dem Fall."

Während dieser gewiß nicht aus Nächstenliebe hervorgegangenen Prophezeiung eines Dritten trieb der Kutscher die Pferde an, und Gustav, vornehm in den Sitz zurückgelehnt, fuhr mit dem Patentanwalt stolz davon.

Libauer bot Alles auf, Gustav angenehm zu un=

terhalten, und Gustav ließ sich seine Zuvorkommenheit wohl gefallen. Er rauchte die ihm dargebotene Cigarre, hörte aufmerksam auf die Unterhaltung seines Begleiters, wandte seine Augen nach den Aussichtspuncten, auf welche ihn Libauer besonders aufmerksam machte, und ließ zuweilen ein Wort des Beifalls oder ein „So, so!“ und „Hm, hm!“ hören. Am Brandenburger Thor angekommen, fuhr der Wagen über den Pariser Platz, die Südseite der Linden entlang, die Friedrichsstraße hinauf und bog in die Leipziger Straße ein. Nach einigen Minuten hielt er vor dem Technischen und Patent-Bureau des Herrn Libauer. Die Herren stiegen aus.

„Das war eine schöne Fahrt,“ sagte Gustav, Libauer die Hand reichend. „Ich danke Ihnen, Herr Libauer!“

„Wie, Sie wollen gehen?“ rief der Patentanwalt besorgt. „Nein, Herr Rollmann, das Unrecht dürfen Sie mir nicht anthun! Sie müssen mit mir ein Glas Wein trinken. Auf ein Viertelstündchen, bitte!“ Damit nahm er Gustav's Arm und führte ihn hinauf.

Als die beiden Herren eintraten, stand der Ingenieur Werthholz im vorderen Theil des Bureaus. Er erschrak leicht und warf Gustav einen fragenden Blick zu, den dieser beruhigend erwiderte.

„Discretion?“ fragte der Ingenieur.

„Ehrensache!“ antwortete Gustav's Blick.

Libauer führte Gustav in sein Zimmer, nahm eine Flasche Rothwein aus einem Schränkchen und goß ein. Beide stießen an und tranken, und Libauer mühte sich, die Unterhaltung fortzusetzen. Nach einem schwungvollen Satze über die Kolonialpolitik des Reichskanzlers nahm er plötzlich einen großen Bogen von seinem Schreibpult und reichte ihn Gustav dar. „Zur gefälligen Kenntnißnahme,“ sagte er.

Gustav hatte einen Contract in der Hand, auf seinen und Libauers Namen lautend.

Das also war des Pudels Kern! Er lächelte und gab das Blatt ungelesen zurück. „Sie wissen, Herr Libauer, daß ich meine Erfindung ohne Vermittelung eines Patentbureaus verwerthen will.“

„Wie gut Ihnen dieser Stolz steht!“ sagte Libauer gegen seinen Schreibtisch gelehnt und die Beine übereinandergeschlagen. „Wahrhaftig, Herr Rollmann, das muß man sagen, Sie verstehen es, Ihren Lorbeer mit Würde zu tragen.“

Gustav hielt ihm immer noch das Blatt hin. „Bitte!“

„Es wird Ihnen gefallen,“ fuhr Libauer hartnäckig fort. „Alles fertig bis auf die Unterschrift.“

„Ich unterschreibe nicht.“

„Aber lieber Herr Rollmann, das sollen Sie ja auch gar nicht. Wer verlangt denn das von Ihnen? Aber lesen werden Sie den Contract doch wenigstens. Lesen Sie nur! Das kostet nichts und verpflichtet zu nichts.“

„Ich bin jetzt zum Lesen nicht aufgelegt.“

„Nun, dann nehmen Sie ihn mit nach Hause!“ Libauer nahm den Contract, faltete ihn zusammen und gab ihn Gustav zurück. „Hier, stecken Sie ihn ein und studiren Sie ihn in Ruhe. Gefällt er Ihnen, gut, gefällt er Ihnen nicht —“

„Auch gut,“ vollendete Gustav.

„Nun ja, auch gut! Sie werden zugestehen müssen, Herr Rollmann, daß man als Geschäftsmann nicht offener und ehrlicher handeln kann.“

„Unter dieser Bedingung will ich ihn gern mitnehmen,“ sagte Gustav und steckte das Blatt ein.

„Er wird Ihnen gefallen, sage ich Ihnen. Bitte noch eine Cigarre auf den Weg! Ich habe zu Ihrem Scharfsinn ein großes Vertrauen, und ich müßte mich sehr in Ihnen täuschen, wenn Sie meine Bedingungen ablehnten. Adieu, Herr Rollmann, auf Wiedersehen heute Abend. Also im Kurfürsten-Casino? Gut, gut! Freue mich im Voraus auf den Genuß. Ich habe den Wagen unten halten lassen. Er wird Sie zu Ihrer Wohnung zurückfahren. Keine Einwendungen, Herr

Rollmann. Erfülle nur meine Pflicht. Einfach selbstverständlich! Leben Sie wohl!"

Als Gustav im Wagen saß und noch einmal emporschaute, sah er Libauer am Fenster, welcher ihm strahlenden Gesichts zuwinkte.

Der Abend im Kurfürsten-Casino war kreuzfidel. Gustav hatte den Professor von Libauer's Absicht unterrichtet, und Luchs wußte es im geheimen Einverständniß mit seinen Freunden so einzurichten, daß Libauer den Gegenstand im Eberkopf, einen keinen Esel aus Papier-Maché, fand. Er hatte also das Vergnügen, die Kosten des Abends zu tragen. Aber trotz aller aufgewendeten Opfer erreichte er sein Ziel nicht. Gustav schickte ihm nach einigen Tagen den Contract mit dem Bemerken zurück, daß er bei seinem Vorsatze, die Erfindung selbst zu verwerthen, beharren müsse.

Die Jubiläums-Kunstausstellung zog Schaaren von Fremden nach der Hauptstadt. Alle Gasthöfe waren gefüllt, durch die Straßen fluthete die Menge, vor den Schaufenstern verweilend, und in den zahlreichen Bierpalästen sich sammelnd zum erfrischenden Trunke. Spaten-, Pschorr- und Löwenbräu floß in Strömen, und der Weizen derer vom Fasse stand in voller Blüthe. So viel Anziehendes aber auch die Stadt selbst bot, die größte Sehenswürdigkeit war augenblicklich der

Ausstellungspalast in Moabit mit seinen Schätzen von Kunstwerken. Gemälde aus alter und neuer Zeit schmückten die reich dekorirten Wände, Statuen aus Bronze und Marmor füllten die Hallen, und die bedeutendsten Künstler der europäischen Staaten hatten dazu beigetragen, der Ausstellung eine hervorragende Bedeutung zu geben. Im Ausstellungspark concertirten mehrere Capellen, und wer sich von den künstlerischen Genüssen zu erholen das Bedürfniß hatte, der konnte hier neben plätschernden Springbrunnen, im Anschauen der neu aufgeführten Prachtgebäude und umrauscht von klangvollen Weisen in süßer Muße die Gabe des Gambrinus genießen.

In dieser Zeit empfing Amalie von Breidenbach einen Brief von ihrem Schwager in Köln. Derselbe theilte ihr mit, daß er nach Berlin kommen und das Angenehme mit dem Nützlichen vrrbinden wolle, indem er Amalie, seine liebenswürdige Schwägerin, besuchte, die Ausstellung in Augenschein nähme und die Verbindungen mit seinen Geschäftsfreunden persönlich unterstützte. Dieser Ankündigung folgte die Ausführung auf dem Fuße. Herr Kroll, so hieß der Schwager, kam, nahm Wohnung im „Kaiserhof“ und war nun täglich auf einige Stunden in Amaliens Gesellschaft.

An einem hellen Sommernachmittag erschien Amalie in der Ausstellung. Sie ging am Arme ihres Bräuti-

gams, des Ingenieurs Dorner, während Kroll und Dr. Kemnitz dem Paare folgten. Bis hierher war Dorner die Hauptperson gewesen, hier aber, im Reiche der Kunst, mußte er, er mochte wollen oder nicht, die Führung an Dr. Kemnitz abtreten. Mit tiefem Blick erfaßte dieser das Wesen der Kunstwerke, und mit beredtem Mund wußte er die Bedeutung jedes einzelnen zu würdigen, nicht mit jenem trockenen, pedantischen und oft aufdringlichen Ton, der manchem Gelehrten eigen ist, sondern in jener liebenswürdig plaudernden Weise, welche die eigene Freude an dem besprochenen Gegenstande verräth und auch dem Scherz gelegentlich eine Stelle gönnt. Amalie und der Kaufmann folgten mit dankbarem Herzen und entgegenkommendem Interesse seiner Leitung, und dem Ingenieur blieb dieser Thatsache gegenüber nichts weiter zu thun übrig, als mit unübertroffener Geschicklichkeit den Katalog zu handhaben und bei jeder Nummer den Titel des Kunstwerks und den Namen des Urhebers zu nennen.

So standen sie vor einem weiblichen Bildnisse still. Der Doctor betrachtete es lange Zeit, ohne ein Wort zu sprechen, während der Ingenieur schnell den Katalog aufschlug.

„Nun?“ fragte Amalie gespannt.

„Ein weibliches Bildniß,“ verkündete der Ingenieur.

„Und wen stellt es dar?“

Dorner zuckte die Achseln. „Es steht nichts weiter hier.“

Die Gesellschaft konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Der Doctor aber nahm das Wort und sagte:

„Dieses Portrait redet eine sehr deutliche Sprache. Eine meisterhafte Technik, eine geistige Leere ohne Gleichen — kann es einen traurigeren Gegensatz geben? Sehen Sie dieses enganschließende Sammetkleid mit dem seidenen Flitter! Der Maler scheint es als seine Aufgabe betrachtet zu haben, Sammet und Seide auf die Leinewand zu zaubern. Und im Gegensatz dazu dieses Gesicht! Wie ein Künstler, der nicht für das tägliche Brod malt, seine Kraft an ein solches Gesicht verschwenden kann, begreife ich nicht. Der pikante Ausdruck muß den geistigen Gehalt, die Sinnlichkeit die Schönheit ersetzen. Die alten Künstler haben durch die geringsten Mittel das Höchste ausgedrückt, einige moderne scheinen ihren Stolz darin zu suchen, mit dem Aufgebot aller künstlerischen Mittel so wenig als möglich zu sagen.“

So durchwanderten sie die Säle, von des Doctors Unterhaltung geleitet und erfreut. Nachdem sie sodann im Ausstellungspark dem angespannten Geiste Ruhe gegönnt und sich körperlich und geistig erquickt hatten, stiegen sie die Stufen zum Zeustempel hinauf.

Die Besichtigung des darin aufgestellten Pergamon-Panoramas versprach einen besonderen Genuß; hatte doch der Doctor selbst auf seinen Reisen die alte Stätte durchwandert und bei der Herstellung des Kunstwerks den ausführenden Künstlern mit gutem Rath zur Seite gestanden. Sein Ansehen in Künstlerkreisen war um so größer, je anspruchsloser er auftrat und je einfacher und natürlicher die Liebenswürdigkeit war, die er Jedem entgegenbrachte.

Kaum waren sie in das Panorama eingetreten, als Professor Ferdinand Luchs dem Doctor freudig entgegentrat und ihn herzlich begrüßte. Dr. Kemnitz machte den Professor mit seiner Gesellschaft bekannt, und dieser stellte seine anwesenden Freunde vor: „Herr Rollmann, Herr Seidel, Herr Zimmermann.“

Und nun wandte man sich dem Gemälde zu, das in einem großen Halbkreise den weiten Raum ausfüllte. Einen bezaubernden Anblick gewährte das auf einem Berge und seinen lorbeergeschmückten Abhängen mit der Fülle seiner Tempel und Villen sich erhebende Pergamon. Die Reconstruction der alten Stadt war wunderbar gelungen. Der Zuschauer fühlte sich in eine andere Welt versetzt, und eine feierlich wehmüthige Stimmung beschlich ihn im Anschauen dieser in den Stürmen der Jahrtausende untergegangenen Herrlichkeit. —

Der Doctor schwieg. Er wollte den Gesammteindruck nicht stören; dieses Kunstwerk mußte durch sich selbst sprechen. Eine gleiche Stimmung hatte sich aller Zuschauer bemächtigt. Obgleich der Zuschauerraum dicht gedrängt besetzt war, herrschte ringsum eine feierliche Stille. Nur ein Flüstern hörte man hin und wieder.

Jetzt bat Amalie den Doctor um Aufklärung über einige Gegenstände des Gemäldes, und eine leise Unterhaltung entspann sich zwischen den Beiden, die eben deshalb dem Beobachter so intim erscheinen mochte, weil sie mit halber Stimme geführt wurde. Die heitere Kunstwelt, welche auf dem Panorama zur Erscheinung kam, warf einen verklärenden Schein auf des Doctors Gesicht, und von idealer Freude leuchteten seine Augen, als er sich zu der schönen Frau herniederneigte und ihr seine Bemerkungen zuflüsterte.

Dorner stand hinter ihnen. Neid und Eifersucht erfüllten sein Herz und trieben ihm fiebernd das Blut durch die Adern. Er hätte den Doctor am Rockkragen fassen und die breiten Treppen zum Tempel hinunterwerfen mögen. Jetzt mußte er sich noch bezwingen, aber wenn erst das unabänderliche „Ja" gesprochen war, wenn er erst Macht gewonnen hatte über diese Frau, unumschränkte Macht, dann sollte ihm dieser schöngeistige Schwätzer keinen Fuß mehr über

die Schwelle setzen. Die Launen, die er bei der Braut ertragen, ja denen er schmeicheln mußte, er wollte sie bei der Frau mit Stumpf und Stiel ausrotten.

Diese innere Erregung Dorner's war aufs Höchste gestiegen, als sich Amalie plötzlich ihres Bräutigams entsann. Sie wandte sich um, faßte mit großer Herzlichkeit seine Hand und zog ihn näher.

„O William, wie schön, wie schön!"

Dorner drängte sich an ihre Seite und war fest entschlossen, diesen Platz nicht mehr zu verlassen. Die Ausführung dieses Vorsatzes wurde ihm um so leichter, als der Doctor jetzt von Professor Luchs in Anspruch genommen wurde, der ihn in ein Gespräch über die Verbindung der plastischen Darstellung mit der Malerei verwickelte.

Nach der Besichtigung beschloß die Gesellschaft, zusammen zu bleiben und noch ein Stündchen in gemüthlicher Plauderei zuzubringen. Dorner schlug vor, die Osteria zu besuchen. Da Amalie aber im Freien zu bleiben wünschte, so nahm man vor einem jener Restaurants Platz, welche die Bögen der Stadtbahn besetzt hatten. Den prächtigen Zeustempel vor Augen, den egyptischen Tempel zur linken und die rauschenden Wasser mit dem Gedränge des geputzten Volkes zur rechten Hand, sah man die entfernteste Vergangenheit mit der fröhlichen Gegenwart verknüpft.

Amalie und Gustav saßen sich gegenüber. Wer hätte es gedacht, daß er der „Gnädigen" noch einmal so gegenübersitzen würde. Er that indeß, als ob er die Dame heute zum ersten Male sehe, während Amalie vergeblich darüber nachdachte, wo sie diesen Mann, aber in etwas anderer Verfassung, schon einmal gesehen hatte.

„Welcher Gedanke zieht durch Ihr Gemüth, meine Gnädigste?" fragte nach einiger Zeit der Professor, „denn daß es ein Gedanke ganz besonderer Art ist, das sagt mir Ihr sinnendes Auge."

Amalie wandte ihr Gesicht vom Zeustempel, den sie lange betrachtet hatte, dem Professor zu, und lächelnd antwortete sie:

„Sie sind ein scharfer Beobachter, Herr Professor; Schiller's Gedicht an die Götter Griechenlands war es, das mir durch den Sinn ging, während ich, den Tempel dort vor Augen, an die Schönheit der griechischen Welt dachte." Sie sann einen Augenblick nach und citirte dann:

„Ja, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da,
Als man eure Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!"

„Sehr treffend!" bemerkten die Herren.

„Ich kann den einseitigen Standpunkt," fuhr

Amalie fort, „den der jugendliche Schiller in diesem Gedichte einnimmt, nicht theilen, aber wenn man so unmittelbar von der Schönheit des classischen Alterthums berührt worden ist, wie wir jetzt eben, findet das eigene Gefühl in den Worten des Dichters einen schönen und erhebenden Ausdruck.“

„Und man kann in der Bewunderung für die Kunstwerke der Alten,“ fiel der Professor ein, „kaum zu weit gehen. Was auch die Gegenwart Neues schaffen möge, niemals werden wir uns von den griechischen Vorbildern zu weit entfernen dürfen, wenn wir nicht der Unnatur und Abgeschmacktheit verfallen wollen.“

„Sehen Sie die Reliefs dort auf der Freitreppe des Tempels, Copien der pergamenischen Kunstwerke!“ rief der Doctor. „An ihren Trümmern sitzen die Forscher und lernen Weisheit, und die Künstler erstaunen über den Reichthum an Formen und Ideen!“

In Dorner hatte sich schon längst der Geist des Widerspruchs geregt. Jetzt ergriff er das Wort, und in seiner Stimme konnte er die Gereiztheit kaum unterdrücken.

„Ich kann die ausschließliche Bewunderung für die Kunst der Alten nicht theilen,“ rief er. „Mit Recht darf man den Wundern der alten Welt diejenigen der neuen entgegensetzen. Sehen Sie den Zug,

der soeben über die Stadtbahnbögen braust, betrachten Sie dieses Werk, die Stadtbahn selbst! Welch' eine Summe von Fleiß, Arbeit und Geist repräsentiren diese Werke! Auch darin liegt eine Größe, welche der Kunst der Alten nicht nur nicht nachsteht, sondern sie übertrifft. Ich bin weit davon entfernt, die Kunst geringschätzig zu behandeln, aber diese Tempel in der Nähe der Stadtbahnbögen, bedeuten sie in unserer Zeit nicht einen Anachronismus? Unsere Zeit gehört den Technikern und Erfindern. Die Erde umspannen sie mit einem Netze von Schienen, und wie im Fluge führen sie die Erzeugnisse der Erde, Menschen und Thiere nach den entferntesten Gegenden. Ueber die Ströme spannen sie die riesigen Brücken, das Räderwerk der Fabriken gehorcht ihrem Wink, und über ganze Städte werfen sie den Glanz des elektrischen Lichts. Gewiß, jenes Wort des alten Sophokles: „Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch" hat niemals eine größere Berechtigung gehabt als in der Gegenwart. Wir haben alle Ursache, uns über diese Fortschritte zu freuen und jenes sentimentale Gefühl über den Untergang der alten Herrlichkeit aus unseren Kreisen zu verbannen."

Bereitwillig ging die Gesellschaft auf dieses Thema ein. „Die Fortschritte der Technik," sagte der Doctor, „sind in der That staunenswerth, auch wenn man von

den Uebertreibungen Ihrer Darstellung absieht, Herr Dorner. Indessen handelt es sich hier nicht um die Frage, was der Kultur einen größeren Werth verleihe, ob Kunst oder Technik, sondern einfach um die Würdigung der Kunst an sich. Der Beifall, welchen wir der Kunst zollen, kann für die Technik keine Herabsetzung enthalten, ebenso wenig wie ein schöner Mensch sich nicht durch die Bemerkung beleidigt fühlen kann, daß Dieser oder Jener auch ein schöner Mensch ist."

„Und wenn ich genöthigt würde, mich für das Eine oder das Andere zu entscheiden, so würde ich dennoch der Kunst den Vorzug geben," rief der Professor. „Fragen wir, was dieses oder jenes Volk groß gemacht hat, so werden nicht in erster Linie die Entdecker und Erfinder genannt, ebenso wenig wie die Kriegshelden, von denen sonst die Geschichte so viel erzählt, sondern die Dichter nennt man, die Künstler und Philosophen. Die Griechen sind auch ohne Eisenbahnen und Brückenbauten, ohne die Wunder der modernen Technik berühmt geworden, und sie werden es bleiben, so lange die Erde steht."

„Und was ist es, das der Kunst dieses Uebergewicht verleiht?" fragte Amalie.

Zu Aller Ueberraschung ergriff jetzt Gustav, der bisher schweigend, aber mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte, das Wort. „Ich habe mir manchmal

die Stadtbahnbögen angesehen, wie sie die Straßen durchschneiden. Das ist gewiß praktisch und nützlich, aber schön ist es nicht."

„Das Nützliche und Schöne," rief der Doctor, „ja das ist in der That der alte Gegensatz, der auch hier zur Erscheinung kommt. Der Nutzen der Kunst ist allerdings nicht so handgreiflich wie derjenige der technischen Gewerbe, ebenso wie der Eisenbahn-Ingenieur scheinbar weniger schafft als der mit Karren und Schaufel hantirende einfache Arbeiter. Aber er ist dessen ungeachtet vorhanden in einem viel tieferen Sinne. Die Seele beherrscht den Körper, und die Heimath der Seele ist das Land der unvergänglichen Schönheit. Hier sucht sie Ruhe von der Arbeit des Tages, hier findet sie Kraft für neue Arbeit. Die Kunst beherrscht das Leben in allen seinen Thätigkeiten, bewußt oder unbewußt unterliegt Jeder diesem Einfluß, und deshalb ist sie das erste und hauptsächlichste Bildungselement eines Volkes."

Amalie nickte zustimmend, indem sie zugleich nach einer Vereinigung der streitenden Parteien suchte. „Die Bedeutung eines Kunstwerks," sagte sie, „kann ich unmittelbar empfinden, und auch dann, wenn mir der liebenswürdige Mentor fehlt" — sie verneigte sich vor dem Doctor — „werde ich ein Gemälde, eine Statue nie ohne Freude betrachten. Den Wundern

des gewerblichen Lebens aber stehe ich meistens verständnißlos gegenüber. Gerade deshalb aber bin ich für jede Belehrung nach dieser Hinsicht so dankbar."

Sofort ergriff Dorner das Wort, um an einigen hervorragenden Werken der Technik die Bedeutung derselben klar zu machen. Seine Ausführungen waren von hohem Interesse, und sie hätten angenehm sein können, wenn das Bestreben, vor der Gesellschaft zu glänzen, nicht zu auffallend gewesen wäre.

Am Abend dieses Tages ging Amalie voll innerer Erregung in ihrem Boudoir auf und ab. Doctor Kemnitz und Dorner standen vor ihrer Seele, und forderten sie auf, zwischen ihnen zu entscheiden. Daß Dorner der schönere Mann war, fiel längst nicht mehr ins Gewicht. Das tief angelegte Gemüth Amaliens verlangte zur äußeren Schönheit die innere, die Schönheit der Seele, und diese fand sie doch nur bei dem Doctor. „Die erste Heirath war eine Täuschung, ich habe sie ertragen," flüsterte sie. „Täuschte ich mich zum zweiten Male, so wäre es mein Unglück. Daran müßte ich zu Grunde gehen." Sie stellte die Photographien der beiden Männer vor sich hin und blieb lange in ihrem Anschauen versunken. Das schöne Gesicht des Ingenieurs erschien ihr fast wie eine Larve, während der bescheidene Kopf des Gelehrten nur die bescheidene Hülle für die edelsten Schätze

zu sein schien. Wählen? — Ach, sie hatte ja bereits gewählt, und wenn man schon einem jungen Mädchen das Flattern von Einem zum Anderen nicht verzeiht, um wieviel schwerer mußte man ihr, einer erfahrenen Frau, die Unbeständigkeit in einer so wichtigen Sache anrechnen! Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust, und voll inneren Unfriedens betrachtete sie den Verlobungsring an ihrer Hand.

Am nächsten Morgen wurde Amalie schon sehr früh durch den Besuch ihres Schwagers Kroll überrascht. Ein heller, mit bunten Blumen gestickter Schlafrock hielt ihre liebliche Gestalt umfangen, so daß sie ganz von Blumen umrankt schien. Aber das bleiche Gesicht verrieth eine unruhige, schlaflose Nacht. Auch Kroll, so sicher er sonst auftrat, schien etwas auf dem Herzen zu haben, und die Unruhe seines Wesens konnte der scharfblickenden Frau nicht entgehen.

Da legte sie vertraulich ihre Hand auf seinen Arm und sagte: „Lieber Schwager, welches Anliegen führt Dich heute zu mir? Ich sehe es Dir an, daß dieser Besuch eine besondere Bedeutung hat, und wir stehen uns zu nahe, um nicht ohne Umschweife sprechen zu können. Was es auch sei, Du darfst bei mir auf das größte Entgegenkommen rechnen.“

„Du hast Recht, liebe Schwägerin, und ich danke

Dir für Dein Vertrauen. Also ohne Umschweife: es ist die Sorge um Dich, die mich zu Dir führt."

„Die Sorge um mich? Wie soll ich das verstehen?"

„Willst Du mir nicht zürnen, wenn ich Dir eine offene Frage vorlege?"

„Dein Herz giebt Dir das Recht dazu."

„Nun denn: liebst Du Deinen Bräutigam?"

Amalie erschrak, aber schnell gefaßt erwiderte sie: „Aber was in meinem Verhalten bringt Dich auf einen solchen Gedanken?"

„In Deinem Verhalten nichts, aber das Verhalten Dorner's drängt mir fast diese Frage auf."

„Erkläre Dich deutlicher!"

„Sollte Dir allein verborgen geblieben sein, was doch vor Aller Augen klar liegen muß? Ich will nicht sagen, daß Dorner ein unbedeutender Mensch sei, aber daß seine Selbstschätzung seinen Werth bei Weitem übertrifft, ist zweifellos."

„Du hältst ihn für eitel?"

„Mindestens für eitel. Bei einem Anderen würde ich es Arroganz nennen."

„Und was sonst noch?"

„Durch einen meiner Geschäftsfreunde habe ich zufällig erfahren, daß er bedeutende Schulden hat, weil sein Aufwand sein Vermögen weit übertrifft."

„So!“ entgegnete Amalie nachdenklich. „William ist aus guter Familie, aber aus reicher Familie ist er nicht. Hältst Du Schulden für einen sittlichen Makel?“

„Es kommt darauf an, welcher Art sie sind. Schulden, welche gemacht werden, um in der Welt zu glänzen, sind mindestens keine Empfehlung. Kurzum, daß Dorner ein oberflächlicher und anmaßender Mann ist, das ist für mich wenigstens zweifellos, und ich glaube Grund zu der Annahme zu haben, daß er auch ein leichtsinniger Mann ist.“

Amalie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie: „Hoffentlich hast Du für seine guten Eigenschaften ein ebenso scharfes Auge.“

„In dieser Hinsicht muß ich meine Blindheit offen bekennen,“ entgegnete der Schwager. „Er ist schön, das gebe ich gern zu, aber das Aeußerliche ist es nicht, was das tiefe Gemüth meiner lieben Schwägerin auf die Dauer befriedigen könnte. Liebe Amalie, ich beurtheile Dich wie meine unvergeßliche, verstorbene Frau. Ich weiß, Ihr Beide waret nicht nur dem Gesichte nach Geschwister, und von meiner lieben guten Bertha weiß ich bestimmt, daß sie einen Mann wie den Ingenieur Dorner auf die Dauer nicht hätte lieben können.“

Amalie war in furchtbarer Aufregung. Mit

bleichem Gesicht und pochendem Herzen starrte sie den Schwager an, denn in seinem Munde schienen ihre eigenen Gedanken laut geworden zu sein.

„Verzeihe, wenn ich Dir wehe thue," fuhr der Schwager mild fort. „Dein Glück ist es, um das ich besorgt bin. Ich habe mehr von der Welt gesehen als Du, und ich muß mit meiner Erfahrung Deiner Vertrauensseligkeit ein wenig zu Hilfe kommen. Ein Irrthum auf diesem Gebiete ist nie mehr gut zu machen. Das ganze Leben kann dadurch ein verfehltes werden. Die Liebe hat freilich ihre eigenen Anschauungen, und ich werde den vergeblichen Versuch nicht machen, ihre Fehler corrigiren zu wollen. Aber das ist es ja eben, wonach ich frage. Sieh, Amalie, wenn Du mir sagen kannst: Ja, ich liebe diesen Menschen trotz alledem und alledem, ich fühle mich mit ihm eins an Seele und Leib und will mit ihm den Gang durchs Leben gehen auf jede Gefahr, dann will ich, wenn auch mit bangem Herzen, zurücktreten und schweigend Eurer Verbindung zusehen. — Nun?"

Amalie konnte ihre Fassung nicht bewahren. Ein Strom von Thränen ergoß sich über ihre Wangen, und ein heftiges Schluchzen kam aus ihrer gepreßten Brust.

„So also stehen die Sachen," sagte der Schwager. „Armes Kind! — Wer das Wissen und das Gemüth

eines Doctor Kemnitz zu schätzen wußte, konnte freilich von den weltmännischen Manieren eines William Dorner nicht vollauf befriedigt werden."

„Doctor Kemnitz! Wenn ich ihn nie gesehen hätte!" rief Amalie in leidenschaftlichem Schmerz.

„Also auch die Vermuthung trifft zu," dachte Kroll, und laut fügte er hinzu: „Du hast die Freundschaft eines solchen Mannes in keinem Falle zu bereuen, in keinem Falle!" Er faßte Amaliens Hand und fuhr eindringlich fort: „Amalie, beherzige das Eine: kein Mensch auf der weiten Erde kann, wie die Umstände auch immer liegen, verpflichtet sein, sich selbst unglücklich zu machen."

Amalie gewann ihre Fassung wieder. Sie trocknete sich das Gesicht, nahm den Schwager bei der Hand und führte ihn zu dem Modell der Selbstkuppelung. In kurzen Worten erzählte sie ihm die Entstehungsgeschichte desselben, und daß sie dem Ingenieur gegenüber ihr Wort einlösen müsse, wie er mit dem Modell das seinige eingelöst habe.

„Und von dieser Zusage kann Dich nichts befreien?"

Amalie schüttelte den Kopf.

„Dann mögen Dich die Götter beschützen," erwiderte traurig der Schwager.

„Aber weißt Du, daß einer der Herren, die

gestern in unserer Gesellschaft waren, auch eine Eisenbahnkuppelung erfunden hat?" fuhr der Schwager nach einer Weile fort. „Herr Rollmann ist der glückliche Erfinder. Er soll früher einfacher Arbeiter in der Centralwerkstätte der Anhalter Bahn gewesen sein, aber von seiner Erfindung ist man in Fachkreisen sehr eingenommen. Man behauptet geradezu, daß er die Aufgabe endgiltig gelöst habe."

„Woher weißt Du das?"

„Wir waren gestern Abend noch im „Spaten" zu einem gemüthlichen Schoppen zusammen; dort wurde davon erzählt."

„Das interessirt mich sehr. Ich muß es meinem Bräutigam erzählen. Er kann dem Erfinder vielleicht nützlich sein."

„Wenn er sich dafür interessirt."

„Unzweifelhaft, er wird Feuer und Flamme dafür sein."

„Obgleich es nicht sein Werk ist? Feuer und Flamme für die Arbeit eines Andern? Ich bin neugierig."

„Er wird es sein, sage ich Dir. Darin kenne ich ihn." Amalie sagte es fest, mehr zu ihrer eigenen Beruhigung als zur Widerlegung der gehörten Behauptung. Dann reichte sie dem Schwager die Hand und sagte mit großem Ernst: „Ich danke Dir, lieber

Schwager, für Deine Theilnahme, aber laß uns auf dieses Thema nicht mehr zurückkommen! Ich habe mich vorhin schwach gezeigt, ich schäme mich dessen. Eine unruhige Nacht, Deine Theilnahme, die Erinnerung an die Schwester, das Alles hat meine Nerven angegriffen. William Dorner hat Dein scharfes Urtheil doch nicht ganz verdient, und was ihm etwa noch fehlt, hoffe ich ihm von dem Meinigen mittheilen zu können. Denn wie er auch scheinen mag, von mir läßt er sich leiten wie ein Kind. Ich muß und will mein Wort einlösen, und was mir an seiner Seite auch beschieden sein möge, ich sehe mit festem Blick der Zukunft ins Auge."

„Herr Dorner," meldete das Mädchen.

Amalie und der Schwager sahen sich mit einem vielsagenden Blicke an. „Auch der kommt mit einem besonderen Anliegen," dachte Amalie und ging ihm entgegen. Gleich darauf führte sie den Ingenieur ins Boudoir.

Auch seinem Gesichte sah man eine unruhige Nacht an. Kühl begrüßte er Kroll. Er fühlte es, daß dieser ihm nicht freundlich gesinnt war, aber Dorner's egoistische Natur sah auch in Kroll's Verhalten nur egoistische Motive. „Er möchte mich verdrängen, um die reiche Schwägerin für sich zu gewinnen," dachte er.

Die kleine Gesellschaft nahm Platz und Amalie begann mit klopfendem Herzen die Unterhaltung.

„Mein Schwager machte mir soeben eine interessante Mittheilung. Entsinnst Du Dich des Herrn Rollmann, der uns gestern vom Professor zugeführt und vorgestellt wurde?"

„Sehr wohl."

„Denke Dir, dieser Herr hat auch eine Kuppelung, und zwar eine Seitenkuppelung erfunden, die in Fachkreisen Aufsehen erregt hat."

Dorner fühlte, daß in diesem Augenblick vier Augen forschend auf ihm ruhten. Er nahm seine ganze Kraft zusammen und antwortete:

„Das ist in der That interessant. Und die Erfindung soll brauchbar sein?"

„Sie hat in Fachkreisen Aufsehen erregt," erwiderte Kroll. „Man hält die Aufgabe für endgiltig gelöst."

„So, so," meinte Dorner mit überlegenem Lächeln. „Das wäre um so auffallender, als jener Herr zu den Gebildeten wohl kaum gezählt werden darf. Er sprach zwar wenig, aber gerade genug, um erkennen zu lassen, daß er die Sprache nur sehr unvollkommen beherrscht."

„Meinen Sie, daß dies etwas zur Sache thun könnte?" fragte Kroll.

„Im Allgemeinen hat man ein Recht," entgegnete

Dorner, „die Arbeit eines Menschen nach seinem Bildungsstandpunkte zu beurtheilen. Doch sind Ausnahmen wohl möglich. Jedenfalls möchte ich die Erfindung einmal sehen.“

Amaliens Gesicht hellte sich bei diesen Worten auf. „Das Modell ist auf dem Patentamt aufgestellt,“ sagte sie schnell.

„So werde ich in den nächsten Tagen hingehen und es mir ansehen,“ entgegnete Dorner. „Es interessirt Dich vielleicht, mein Urtheil darüber zu hören.“

„Gewiß,“ sagte Amalie. „Und wenn Dir die Arbeit gefällt, kannst Du vielleicht etwas für deren Einführung thun, meinst Du nicht?“

„Sehr gern. Wenn sie meine Empfehlung verdient, soll es ihr daran nicht fehlen. Aber ich sage es im Voraus, daß mein Urtheil streng ist, und daß die allgemeine Meinung auf mich keinen Einfluß ausübt.“

„Umso werthvoller wird dieses Urtheil sein,“ sagte Amalie freudig. Ihres Bräutigams Verhalten hatte die bösen Voraussetzungen des Schwagers widerlegt und ihre Hoffnungen erfüllt. Sie war glücklich darüber und fühlte sich in ihrem vorhin ausgesprochenen Entschlusse gestärkt.

Kroll war sehr ernst. Er erkannte in dem Entgegenkommen des Ingenieurs die schlaue Berechnung

eines egoistischen Menschen und beklagte im Stillen die Vertrauensseligkeit seiner Schwägerin. Aber vorläufig war hier nichts mehr für ihn zu thun, weshalb er sich verabschiedete und die beiden allein ließ.

Dorner warf ihm einen spöttischen Blick nach. „Und nun, liebe Amalie, habe ich eine besondere Angelegenheit sehr ernster Natur mit Dir zu besprechen," sagte er, indem er seinen Sessel an den ihrigen schob, traulich ihre Hand erfaßte und ihr liebevoll ins Auge sah.

„Sehr ernster Natur?" fragte Amalie lächelnd. „Das klingt ja ordentlich feierlich."

„Es ist es auch. Alles, was das innigste Verhältniß zwischen Mann und Frau berührt, ist ernster und feierlicher Natur."

„Nun?"

„Ich habe eine schlaflose Nacht gehabt."

„Und was beunruhigte Dich?"

„Dein Verhalten zum Doctor, oder vielmehr das seinige zu Dir. Du weißt offenbar nicht, welches vertrauliche Ansehen er seiner Unterhaltung mit Dir zu geben weiß."

Amalie hielt ruhig ihres Bräutigams forschenden Blick aus. Sie selbst war völlig ruhig, und sie beabsichtigte, Dorner jede billige Genugthuung zu gewähren

und damit das Unrecht zu sühnen, das sie gegen ihn begangen zu haben glaubte.

„Welches vertrauliche Ansehen?“ fragte sie. „Gewiß ist unser Verhältniß ein vertrauliches. Ich schätze ihn als einen guten Freund. Er war es, ehe ich mich mit Dir verlobte, und er ist es während unserer Verlobung geblieben. Was kann Dir daran auffällig sein?“

Dorner's Augen blitzten, und leidenschaftlich rief er:

„Es ist einfach unerhört! Ich wäre kein Mann, wenn ich dergleichen ruhig mit ansehen könnte, und ich will es nicht länger mit ansehen.“

„William —! Bist Du eifersüchtig?“

Dorner beruhigte sich. „Ja, Amalie, ich bin eifersüchtig, aber meine Eifersucht ist nicht gemeiner Natur. Zu glauben, daß Du mir jemals Deine Neigung entziehen und ihm oder einem Andern zuwenden könntest, wäre eine Lästerung. Nein, so etwas kann mir auch nicht im Traume einfallen. Aber für ihn kann ich nicht gut sagen. Ich weiß nicht, mit welchen Hoffnungen er sich trägt, und wenn ich daran denke, daß auch nur der Schimmer eines unedlen Gedankens von seiner Seite auf Dich fallen könnte, es müßte mich rasend oder elend machen.“

„Beruhige Dich, mein Lieber," sagte Amalie, seine Hand fassend.

„Und dann die Oeffentlichkeit!" fuhr er fort. „Meinst Du, daß andere Leute nicht beobachten und ihre Schlüsse ziehen? Wenn ich an den gestrigen Nachmittag denke — dem Fremden müßte es schwer fallen, zu entscheiden, wer von uns Beiden Dein Bräutigam ist."

„So darfst Du nicht sprechen," entgegnete Amalie ernst.

„Ja, Amalie, so darf ich, so muß ich sprechen!" rief der Ingenieur. „Merkst Du, in welcher Weise ich eifersüchtig bin? Eifersüchtig bin ich auf Deine und meine Ehre. Du überläßt Dich dem Zuge Deines menschenfreundlichen, liebenswürdigsten Herzens, und Du hast ein Recht dazu; mir aber ziemt es, darüber zu wachen, daß Deine Liebenswürdigkeit nicht gemißbraucht wird."

Er stand auf und ging im Zimmer auf und ab, während Amalie vor sich hinsah. Dann sagte sie:

„Du hast Recht, William. Ich kann Dir für Deine Aufmerksamkeit nur dankbar sein. Doch ich kann dem Doctor nicht einfach mein Haus verbieten, nachdem er jahrelang meine Freundschaft genossen hat. Es giebt nur ein Mittel, uns vor den geschilderten Gefahren zu beschützen."

„Und welches?“ fragte Dorner gespannt.

Amalie sah ihn mit ernsten Augen an. „Daß wir uns verheirathen,“ entgegnete sie.

„Amalie!“ Ein Jubelruf war es, der aus Dorner's Munde kam. Mit ausgebreiteten Armen ging er auf sie zu, sank vor ihrem Sessel nieder und zog sie an seine Brust. Er schien berauscht vom Glück, und seine Gluth theilte sich ihr mit. Der Zauber, der sie schon so oft besiegt hatte, übte auch jetzt wieder seine Macht. Nein, dieser Mann, der so ganz in der Liebe zu ihr aufging, konnte kein durchaus unedler Mensch sein, und allein schon durch seine große, flammende Liebe erschien er ihrer würdig.

Im weiteren Austausch der Gedanken und Liebesbeweise beschloß das Paar, zu Michaelis Hochzeit zu halten, aber bis dahin ein stilles Seebad zu besuchen. Kurz vor der Abreise kam Dorner eines Morgens zu Amalie mit der Mittheilung, daß er auf dem Patentbureau gewesen sei und sich die Rollmann'sche Kuppelung angesehen habe.

„Nun, was sagst Du dazu?“ fragte Amalie gespannt.

Dorner schüttelte mit mitleidigem Lächeln den Kopf. „Es ist nichts.“

„Wirklich nichts?“

„Man könnte ebensogut mit einer Nußschale

Amerika entdecken, als mit diesem Versuch die Frage der gefahrlosen Kuppelung lösen wollen. Ich habe es mir gleich gedacht. Wie sollte einem einfachen Arbeiter gelingen, was seit Jahrzehnten den tüchtigsten, wissenschaftlich gebildeten Technikern unmöglich gewesen ist!"

„Ist Rollmann ein einfacher Arbeiter?"

„Ja, er ist früher in unserer Centralwerkstätte beschäftigt gewesen und wegen eines Versehens im Dienst und Widersetzlichkeit gegen Vorgesetzte entlassen worden. Schon damals, sagte man mir, sei er von einer Art von Größenwahn befangen gewesen."

„Der Arme! Seine Erfindung ist also werthlos?"

„Sie ist nicht mehr werth als eine Nürnberger Spielschachtel. Wenn Rollmann seine Hoffnung darauf gesetzt hat, so ist er zu bedauern."

„Wie ist es aber zu erklären, daß man von manchen Seiten seiner Arbeit einen so bedeutenden Werth beilegt?"

„Sehr einfach: Wenn ein wissenschaftlich gebildeter Techniker ein bedeutendes Werk ins Leben ruft, so erscheint das einfach selbstverständlich. Hat aber ein ungebildeter Arbeiter einmal einen Gedanken, so ist das ein Ereigniß, das zunächst unter Freunden und Gevattern erzählt und bald der Oeffentlichkeit mit Pauken und Trompeten verkündet wird. Der Fachmann aber ist gewöhnt, die Dinge mit eigenen Augen

zu betrachten, und er muß immer wieder die Bemerkung machen, daß die Genies nicht wild wachsen."

Amalie seufzte. „Wie viel zerstörte Hoffnungen giebt es in der Welt," sagte sie leise und wie im Selbstgespräch, und laut fügte sie hinzu: „Hoffen wir, daß der Arme seinen Irrthum bald erkennt und zu seiner Arbeit zurückkehrt, ehe die Noth bei ihm anklopft."

„Ich selbst will ihm gern zu dieser Rückkehr die Wege ebnen," entgegnete Dorner. „Doch darüber zu sprechen, ist nach unserer Verbindung noch Zeit genug." Dann stellte er sich vor das im Boudoir aufgestellte Modell der Selbstkuppelung und sagte: „Ich bin weit davon entfernt, mich zu rühmen; aber wenn jene Arbeit auch nur einen Thaler werth ist, so darf ich die meinige nach Millionen schätzen."

* * *

Gustav Rollmann hatte die Quelle, welcher er seine Geldmittel entnahm, geheim gehalten. Das Geheimniß war einfach genug zu lösen. Er hatte sich durch Vermittelung eines Geldmaklers bei einem Wucherer fünfhundert Mark gegen Wechsel geborgt. Der Wucherer hatte sich zuvor vergewissert, daß die Möbel Rollmann's diese Summe werth seien, und Trudchen konnte sich nicht denken, daß der freundlich aussehende Herr, der eines Tages ihre Wohnung be-

sucht hatte und dann mit Gustav in Geschäften ausgegangen war, in Gedanken ihre Mobilien abgeschätzt hatte. Ebenso hatte Gustav die Ausstattung seines Bureaus gegen geringe Anzahlung einem Möbelgeschäft entliehen. Von der felsenfesten Hoffnung getragen, daß ihm seine Erfindung in kürzester Zeit goldene Berge einbringen werde, hatte er sich zu diesen Anleihen für vollauf berechtigt gehalten, und den Vorwurf, leichtsinnig gehandelt zu haben, hätte er mit Entrüstung von sich gewiesen.

Nun waren seine Geldmittel bis auf eine geringe Summe erschöpft, und mit Sehnsucht sah er dem Patent entgegen. Mit diesem Papier in der Hand hoffte er sich neue Geldmittel flüssig machen zu können. Da endlich erhielt er vom Patentamt das wichtige Document zugesandt. Seine Augen leuchteten, als er es las; er las es leise und laut, wieder und wieder. Wie ein Feldherr schaute er um sich, der sich die Welt zu erobern gewiß ist. Diese Patentschrift war für ihn die Anweisung auf den Reichthum der Welt, auf das Glück des Lebens. Und er wollte dieses Glück genießen.

Er steckte die Schrift ein und eilte zu seinem Makler. Eine große Summe war es, die er verlangte, und für deren Sicherheit er das Einkommen verpfänden wollte, das ihm seine Erfindung sicherte.

Sonderbarer Weise aber wollte Herr Ruben von einer solchen Sicherheit nichts wissen. Er lehnte es entschieden ab, auf das Patent auch nur einen Pfennig zu leihen, ließ sich aber schließlich zu folgenden Zugeständnissen herbei: er wolle den ersten, in einigen Tagen fälligen Wechsel auf zwei Monate prolongiren, ferner an Gustav Rollmann fünfhundert Mark als neues Darlehn gegen einen zweiten Wechsel auf dieselbe Zeit leihen. Die Zinsen zu 10 Procent und die Provision von ebenfalls 10 Procent sollten von der auszuzahlenden Summe sofort abgezogen werden. Außerdem sicherte Rollmann dem Makler 5 Procent Tantième von der etwaigen Einnahme der Kuppelung im Deutschen Reiche zu. Und zu diesen Zugeständnissen ließ sich der Makler auch erst dann bewegen, als er die Ausstattung von Gustav's Bureau in Augenschein genommen und sich überzeugt hatte, daß der Inhaber über dieselbe frei verfügen konnte.

Schon glaubte Gustav, dem das Feuer unter den Nägeln brannte, das Geschäft gesichert, als den Makler neue Zweifel befielen, und schließlich verlangte er, Rollmann solle sich mit der Summe von tausend Mark in eine Lebensversicherung einkaufen und ihm, dem Makler, die Police verpfänden. Das war denn Gustav doch etwas zu stark. Aber sein heftiger Protest nützte ihm nichts. Er mußte auch diese Forderung erfüllen,

wenn er sich in den Genuß der gewünschten Geldmittel setzen wollte.

Die Lebensversicherung machte ihrerseits wieder ihre Forderungen geltend. Gustav mußte sich von dem Arzte der Gesellschaft untersuchen lassen, er sollte ein Zeugniß seines Hausarztes einreichen, und er war so glücklich, sagen zu können, daß er nie eines solchen bedurft hatte. Er mußte drei vertrauenswürdige Männer namhaft machen, die über seine Gesundheit und seinen Lebenswandel ein Zeugniß ausstellen konnten, er mußte einen Fragebogen ausstellen, in welchem der Gesundheitszustand der Geschwister, der Eltern und der Großeltern eingehende Berücksichtigung erfuhr. Und als der Agent vernahm, daß Gustav vor fünf Jahren in Folge eines leichten Fiebers die Arbeit auf drei Tage hatte einstellen müssen, wurde ihm doch noch die Pflicht auferlegt, ein Zeugniß jenes Bahnarztes, der ihn damals behandelt hatte, beizubringen. Endlich wurde ihm die Police eingehändigt, und er mußte sofort die Prämie eines halben Jahres bezahlen.

„Was das wieder kostet!“ hätte Trudchen gesagt, wenn sie davon gewußt hätte.

Gustav brachte die Police dem Makler, der ihm nun die geforderten fünfhundert Mark nach Abzug von zwanzig Procent übergab. Es war Gustav doch nicht ganz wohl bei diesem Geschäft.

Nun warf er sich mit aller Kraft auf die Verwerthung seiner Erfindung. Von einem geschickten Schreiber ließ er sich eine Eingabe an den Eisenbahnminister anfertigen, in welcher er dem Staate seine Kuppelung zum Kaufe anbot. Der Minister aber schien es mit der Einführung der gefahrlosen Seitenkuppelung lange nicht so eilig zu haben wie der Erfinder. Wenigstens ließ er Gustav einige Wochen auf die Antwort warten und als diese endlich eintraf, enthielt sie einfach die Weisung, die Kuppelung zunächst von einer Eisenbahndirection praktisch erproben zu lassen.

Obgleich die abermalige Verzögerung Gustav sehr unangenehm berührte, mußte er sich doch sagen, daß das Verlangen des Ministeriums gerecht war. Selbstverständlich mußte der Minister erst seine Sachverständigen hören, ehe er in der Lage war, auf das Gesuch des Erfinders einzugehen.

Gustav wandte sich an die nächste Eisenbahn-Direction. Wieder verstrich eine lange und bange Wartezeit. Gustav war in immerwährender nervöser Aufregung. Jeder Schritt auf der Treppe erhöhte seine Spannung, jeder Brief jagte ihm einen augenblicklichen Schreck ein. Er konnte ja die Antwort bringen. Woche für Woche wartete er. Für ihn allein schien das geflügelte Rad keine Flügel zu haben.

Da kam der Brief mit dem blauen Amtssiegel.

Zitternd öffnete er ihn und las — o Wonne! — daß die Direction auf sein Gesuch eingehen wollte. Sie benachrichtigte ihn, daß sie den Maschinenmeister Herrn Georg Werner in Berlin beauftragt habe, die Kuppelung zu prüfen und ihr über das Ergebniß der Prüfung zu berichten. Einen Tropfen Wermuth aber enthielt dieser Brief doch. Der Maschinenmeister Werner war derselbe, mit welchem Gustav den Streit gehabt hatte, der die Veranlassung zu seinem Abschiede aus der Centralwerkstätte geworden war. Ob dieser der geeignete Mann zur vorurtheilslosen Prüfung sein mochte, war sehr die Frage. Aber Gustav wollte seinem etwaigen Tadel schon begegnen und ihn empfangen wie ein gewappneter Mann. Er war gerüstet.

Schon am nächsten Morgen erschien der Maschinenmeister in Gustav's Bureau. Das Modell der Kuppelung hatte derselbe vom Patentamte nach seiner Wohnung schaffen und hier aufstellen lassen. Gustav war gerade mit der Handhabung und Prüfung seiner Kuppelung beschäftigt, als es anklopfte und Werner eintrat. Er begrüßte Gustav wie einen alten, guten Bekannten und zeigte in seinem Verhalten sofort das größte Wohlwollen, aber auch die Befürchtung kam zum Ausdruck, die aufgewendete Mühe möchte vergeblich sein.

„Nun, Herr Rollmann, das ist wohl die Kuppelung?“ sagte er, dem Modell näher tretend.

„Das ist sie, Herr Maschinenmeister,“ erwiderte Gustav. Er ergriff die Kurbel, hob mit der Welle die Oese der Kuppelung empor und hing sie in den Haken. Ebenso leicht hob er sie wieder heraus. Diese Uebung wiederholte er einige Male hintereinander.

Ein ungeheucheltes Erstaunen kam auf dem Gesicht des Beamten zum Ausdruck. „Hm, hm!“ machte er und bückte sich, um das Wunder näher zu betrachten. Gustav mußte die Kuppelung langsam und schnell aus- und einheben, wobei der Maschinenmeister die Thätigkeit der einzelnen Theile genau beobachtete. Dann ergriff er selbst die Kurbel und arbeitete mit der Maschine. Die Wirkung war dieselbe, und er fand nun auch, wie leicht und sicher und mit welchem geringen Kraftaufwand das Ganze zu bewegen war.

„Aber wie macht sich die Sache auf den Curven?“ fragte er. Dem Sachverständigen war es klar, daß die Kuppelung auf den Curven der Bahnschienen eine Verschiebung erleiden mußte.

„Ganz ebenso,“ entgegnete Gustav und nun machte er den Maschinenmeister darauf aufmerksam, daß sich die Welle in ihren Lagern durch einen Ruck mit der Hand leicht verschieben ließ, wodurch die Kuppelung auch auf den schärfsten Curven sicher zu handhaben war.

„Ein Kind kann es machen," rief Gustav stolz.

Nun ließ der Maschinenmeister das Ganze in seine Theile zerlegen. Er betrachtete jeden Theil und seinen Zusammenhang mit dem Ganzen auf das Genaueste, und er fand, daß sich die höchste Einfachheit mit der größten Brauchbarkeit vereinigte. Wieder ließ er die Kuppelung zusammensetzen, wieder mußte sie Gustav in Thätigkeit setzen, und wieder griff er selbst nach der Kurbel. Eine Weile stand Werner sinnend da, dann sah er Gustav freudig ins Auge, drückte seine Hand mit Wärme und sagte:

„Lieber Herr Rollmann, ich bin aufs Höchste überrascht. Wir hielten bereits, nach den vielen, mißglückten Versuchen, die Erfindung für unmöglich, und ich gestehe offen, daß ich mir auch von Ihrer Arbeit nichts versprochen habe. Um so mehr bin ich jetzt erfreut. Die Erfindung ist zweifellos gemacht, und ich bin stolz darauf, daß ein Deutscher der Erfinder ist."

Gustav wirbelte der Kopf und die Welt drehte sich um ihn. Dieses Urtheil war ungleich wichtiger, als das Urtheil all' der Ingenieure und Agenten, welche sein Werk bisher gesehen hatten. Von amtlicher Seite, von einem persönlich ganz unintereſſirten Beamten wurde seiner Erfindung der Preis zuerkannt. Er hätte den Maschinenmeister umarmen und küssen mögen vor stürmischer Freude.

„Um aber ganz sicher zu gehen," fuhr Werner fort, „und der Sache durch ein vorschnelles Urtheil nicht zu schaden, werde ich morgen mit einem befreundeten Fachgenossen wieder kommen. Vier Augen sehen mehr als zwei, und das Urtheil aus zweier Zeugen Mund ist zuverlässiger, als das Zeugniß eines Mannes."

Das geschah. Und auch der zweite Fachgenosse fällte über die Kuppelung das günstigste Urtheil. „Die Sache ist noch viel einfacher," sagte er, „als ich sie mir nach der Beschreibung meines Freundes gedacht habe."

„Ich wünsche Ihnen den besten Erfolg," sagte Werner beim Abschiede. „Ich werde der Direction berichten und glaube nicht, daß Ihrem lobenswerthen Streben der Erfolg fehlen wird."

Am Abend dieses Tages kam Gustav mit seinen Freunden in Zandel's Weinstube zusammen. Voll von größter Freude erzählte er von seinem Erfolge, und die Freunde beeilten sich, ihn zu beglückwünschen und dem großen Unternehmen durch verschiedene Flaschen Rüdesheimer die nöthige Weihe zu geben. Professor Luchs sang ein Schelmenlied nach dem andern, Herr Zimmermann improvisirte einige Verse auf Gustav's Erfindung, Herr Zandel spielte auf verschiedenen Instrumenten seine Lieder, leider immer dieselben, und Herr Seidel erzählte mit Selbstbewußtsein, wie er

sich vom einfachen Arbeiter zum Hof-Pianofortefabrikanten aufgeschwungen habe. Spät nach Mitternacht ging Gustav mit dem erhebenden Gefühl nach Hause, ein gefeierter Mann zu sein.

Aber schon nach einigen Tagen erhielt die freudige Sicherheit, in welcher Gustav lebte, einen gewaltigen Stoß. Ein Herr trat in sein Bureau, welchen er sofort als den Bräutigam der Frau von Breidenbach, den Eisenbahningenieur Dorner, erkannte. Er war diesem Herrn ja in der Ausstellung vorgestellt worden, weshalb er ihm freundlich die Hand entgegenstreckte. Befremdet aber blieb er stehen, als Dorner, ohne Gustav's dargereichte Hand zu beachten, in herrischem Tone sagte: „Sie sind Herr Rollmann?"

„Ich bin es," entgegnete Gustav verletzt.

„Sie haben unserer Eisenbahndirection eine Kuppelung angeboten."

„Ja."

„Ich habe den Auftrag, der Direction ein amtliches Gutachten darüber zuzustellen."

„Wie?" rief Gustav erstaunt. „Herr Maschinenmeister Werner hat ja bereits im Auftrage der Direction meine Erfindung untersucht und sich sehr anerkennend darüber ausgesprochen."

„Herr Maschinenmeister Werner," entgegnete Dorner, „ist im Interesse des Dienstes plötzlich ver-

setzt worden. Es ist ihm keine Zeit geblieben, sein Gutachten auszuarbeiten, weshalb ich den Auftrag erhalten habe."

Gustav erbleichte. Das Wohlwollen des ersten Sachverständigen war ihm gewiß, dasjenige Dorner's nach dem anmaßenden Tone, den dieser Herr anschlug, mindestens zweifelhaft. Und doch hing so viel, ja Alles von diesem Urtheile ab.

Dorner's Aufenthalt im Bade war bei seinen amtlichen Verpflichtungen von verhältnißmäßig kurzer Dauer gewesen. Er hatte seine Braut dort zurückgelassen und seine amtliche Thätigkeit auf der Bahn wieder aufgenommen. Da es bekannt war, daß auch er sich mit der Erfindung einer gefahrlosen Kuppelung beschäftigte, so schrieb man ihm in maßgebenden Kreisen eine große Sachkenntniß zu, weshalb er nach dem plötzlichen Weggange des Maschinenmeisters Werner mit dem Gutachten betraut wurde. Dieser Auftrag bereitete ihm eine heimliche Genugthuung. Er fühlte etwas von dem Geiste jener Recensenten in sich, die im Herunterreißen der Werke Anderer ihre größte Freude finden.

Gustav war redlich bemüht, dem Ingenieur die Vorzüge seiner Erfindung klar zu machen. Aber von jener edlen Begeisterung, die dem Maschinenmeister Werner eigen war, zeigte Dorner keine Spur. Er

blieb kalt und gemessen und sein Verhalten bewies, daß er der Kuppelung ungefähr so gegenüberstand, wie ein Lehrer einer ungenügenden Schülerarbeit. Dicker Schweiß stand Gustav auf der Stirn und mit Mühe drängte er seinen Unwillen zurück.

„Ich danke Ihnen,“ sagte Dorner endlich kalt und griff nach seinem Hute.

„Herr Ingenieur!“ rief Gustav.

„Nun?“

„Darf ich fragen, was Sie der Direction berichten werden?“

„Die Wahrheit,“ entgegnete Dorner. Ein hochmüthiges Lächeln spielte dabei um seinen Mund. Er verneigte sich vornehm und ging.

Und nun hieß es wieder warten. Gustav wartete eine Woche, zwei Wochen, drei Wochen — kein Bescheid! Der Tag, an welchem er die geliehenen Summen zurückzahlen sollte, war nicht mehr fern, und was er anfangen sollte, wenn ihm seine Erfindung bis dahin nichts eingebracht hatte, wußte er nicht zu sagen. Endlich riß ihm die Geduld. Er schrieb an die Direction und bat um Antwort, die denn auch umgehend eintraf.

„Wir benachrichtigen Sie, daß wir leider nach dem uns zugegangenen amtlichen Sachverständigen-Urtheil uns nicht veranlaßt sehen können, auf Ihre patentirte Seitenkuppelung weiterhin zu reflectiren.“

So lautete der kurze Bescheid. Gustav fühlte Dorner's Einfluß. Alles Blut trat ihm nach dem Herzen und seine Hände zitterten. Er las noch einmal, die Buchstaben veränderten sich nicht. Mit dürrer Deutlichkeit stand da geschrieben, daß man von seiner Arbeit, einer mühevollen, wohlgelungenen und anerkannten Arbeit nichts wissen wolle. Alle seine Hoffnungen waren für den Augenblick vernichtet. Ein tiefer Schmerz ging durch seine Brust, jener Schmerz, welchen das Bewußtsein verlorenen Lebens bei jedem tiefer angelegten Menschen erzeugt. Er ließ das Blatt zu Boden fallen, ein tiefer Seufzer quoll aus seinem gepreßten Herzen, und eine scheue Thräne lief aus dem Auge über die Wange herab.

Aber diese schmerzliche Stimmung machte bald einer zornigen Aufwallung Platz. Was hatte er dem Ingenieur gethan, daß dieser ihn in den Staub trat? Hatte er nicht gearbeitet wie ein Mann? Hatte er nicht ein Recht, den Lohn seiner Arbeit zu fordern? Und der Schmerzensschrei jener armen Arbeiter, welche zwischen den Puffern ihr Leben aufs Spiel setzen mußten, erweckte er kein Mitgefühl in der Brust jenes Herrn, dessen Pflicht es doch war, für die Untergebenen zu sorgen? Alle Zeichen der Wuth kamen bei Gustav zum Ausdruck. Er knirschte mit den Zähnen, ballte die Hände und stampfte mit den Füßen. Er hob den

Brief vom Boden auf, und nachdem er ihn noch einmal durchflogen, drückte er ihn zu einem Ball zusammen und warf ihn in den Winkel. Hastig lief er im Bureau auf und ab, bis er ermüdet auf das Sopha sank.

Aber auch diese Stimmung war nur vorübergehend. Bald erwachte der Trotz, und die Hoffnung regte aufs Neue ihre Schwingen. „Ist's die eine nicht, so ist's die andere," hatte er in seinen Jünglingsjahren oft gesungen. Das galt jetzt auch von den Directionen. Er wollte doch seine Erfindung zur Geltung bringen, jetzt erst recht. Und wenn er sein hohes Ziel erreicht hatte und sein Name über den Erdball getragen war, dann wollte er vor aller Welt auf Dorner hinweisen und ausrufen: „Seht, dieser Mann hat mit schnöden Worten meine Erfindung zurückgewiesen. Ohne Angabe eines Grundes, ohne ein Wort der Anerkennung oder der Vertröstung hat er mich, der ich der Menschheit ein großes Geschenk anbot, wie einen unbequemen Bittsteller, ja wie einen Bettler abgefertigt." Dann mag die öffentliche Meinung mit ihm ins Gericht gehen!

Gustav beschloß, sich an eine zweite Direction zu wenden, die ihren Sitz in Berlin hatte. Am nächsten Morgen schon stand er im Bureau einem Beamten gegenüber.

„Was wünschen Sie?"

„Ich möchte eine patentirte Seitenkuppelung Ihnen zur Prüfung vorlegen."

„Ja, darüber könnte nur der Herr Director entscheiden."

„Könnte ich den Herrn Director nicht sprechen?"

Der Beamte schüttelte den Kopf. „Der Herr Director hat wegen Krankheit einen längeren Urlaub genommen. Während seiner Abwesenheit sind wir genöthigt, alle Anträge dieser Art zurückzuweisen."

„Und wie lange wird der Urlaub dauern?"

„Ein Vierteljahr, voraussichtlich aber wird er sich weit über diese Zeit ausdehnen."

Gustav's ganze Traurigkeit kam auf seinem Gesicht zum Ausdruck. „Ist denn gar keine Möglichkeit vorhanden, daß meine Erfindung geprüft werden kann? Der Herr Minister hat mich an eine Eisenbahndirection verwiesen, und die Kuppelung ist gut. Vielleicht haben Sie selbst die Güte?"

„Ich kann dazu leider nichts thun," entgegnete der Beamte mit mitleidigem Lächeln. Er hatte schon viele Erfinder dieser Art vor sich gesehen, die mit weitgehenden Hoffnungen ihre Werke zum Besten der Menschheit und zum eigenen Nutzen angepriesen hatten.

Gustav stand noch einen Augenblick, als wolle er etwas sagen, ohne die geeigneten Worte finden zu

können. Dann drückte er die Hände vor sein Gesicht und ging langsam hinaus.

* * *

Was nun?

Diese Frage hatte sich Gustav hundert Mal vorgelegt, ohne sie beantworten zu können. Vielleicht war es doch unvorsichtig von ihm gewesen, die Bewerbungen des Ingenieurs Werthholz und des Patentanwalts Libauer so kurz abzuweisen. Jedenfalls war der Weg der privaten Vermittelung der einzige, der ihm jetzt noch offen blieb. So unangenehm es Gustav auch war, mit den selbstsüchtigen Zwischenhändlern wieder in Verbindung treten zu müssen, so sehr sah er die Nothwendigkeit dazu ein; denn der Termin der Wechselfälligkeit war nahe, und bis dahin mußte er unter allen Umständen baares Geld schaffen. Er wandte sich deshalb zunächst an Werthholz, weil er von ihm die besten Zugeständnisse erwartete.

Brieflich fragte Gustav an, wann und wo er mit dem Ingenieur in Angelegenheit seiner Erfindung sprechen könnte, denn die Karte desselben hatte er als werthlos außer Acht gelassen und verloren. Der Ingenieur lud ihn ein, nach seiner Privatwohnung in der Victoriastraße zu kommen.

So machte sich denn Gustav eines Abends dorthin auf den Weg. Das frühere Selbstbewußtsein war einer

großen Niedergeschlagenheit gewichen, und so sehr er sich auch aufraffte, um den Ingenieur nichts merken zu lassen, im nächsten Augenblick schon war er wieder in sich gekehrt und traurig. Er wußte wohl, daß ihm Werthholz um so weniger bieten würde, je verzagter er aussah, und bei dem Eintritt ins Haus raffte er sich deshalb noch einmal auf und hob den Kopf in die Höhe.

Werthholz empfing ihn kühl und herablassend.

„Nun, Herr Rollmann, was wünschen Sie von mir?"

Gustav erzählte sein bisheriges Mißgeschick und machte dem Ingenieur den Antrag, die Verwerthung der Kuppelung zu übernehmen und ihm einen Vorschuß von tausend Mark auszuzahlen. Er sei dafür zu den günstigsten Bedingungen bereit.

Werthholz schüttelte lange schwermüthig den Kopf und sagte dann:

„Ich habe es Ihnen ja gleich gesagt, aber Sie bestanden auf Ihrem dicken Kopf. Sie haben mit Ihrem unvorsichtigen Vorgehen die ganze Geschichte verpfuscht. Mit dem deutschen Staate sind Sie für jetzt fertig. Da ist nichts mehr zu machen. Es bleibt noch ein Versuch mit dem Ausland übrig, aber das ist eine sehr fragwürdige Geschichte. Das macht viel Mühe und kostet vor allen Dingen viel Geld. An einen Vorschuß ist gar nicht zu denken. Wer die Sache jetzt auf seine eigene

Gefahr und Kosten übernimmt, muß viel hineinstecken ohne eine Bürgschaft dafür, daß er auch nur einen Pfennig herausnehmen kann. Wollen Sie also die Erfindung einem Capitalisten überlassen, so will ich Sie, natürlich gegen entsprechende Provision, einem solchen zuführen. Das ist Alles, was ich für Sie noch thun kann."

„Aber Sie sind doch selbst Capitalist, wie Sie früher behaupteten," entgegnete Gustav.

Werthholz maß Gustav mit einem geringschätzigen Blick. „Halten Sie mich denn für so unvorsichtig, mein eigenes Geld in ein so unsicheres Unternehmen zu stecken?"

„Schwindler!" sagte Gustav leise für sich. Er war jetzt überzeugt, daß der Ingenieur nicht hundert Mark sein eigen nannte.

„Entscheiden Sie sich!" sagte Werthholz ungeduldig.

„Nun denn," sagte Gustav, „führen Sie mich zu Ihrem Capitalisten!"

„Und welche Provision sichern Sie mir zu? Unter fünfundzwanzig Procent der Einnahme würde ich die Vermittelung nicht übernehmen."

So unverschämt diese Forderung auch war, so sah Gustav doch keinen Ausweg. Er sicherte dem Ingenieur schriftlich die verlangte Provision zu für den Fall, daß

es ihm gelinge, einen Capitalisten zur Verwerthung der Kuppelung zu gewinnen.

Nun ging der Ingenieur mit Gustav die Potsdamerstraße hinauf. Er führte ihn in eins jener alten Häuser, die nach Herrn Zimmermann's Ausspruch heute stehen und morgen abgerissen werden. Auf dem Hofe stiegen sie eine schmale, eiserne Wendeltreppe hinauf und traten in ein roth tapezirtes, von einer Deckenlampe erhelltes Gemach. Außer zwei Schreibpulten und einigen Stühlen hatte dasselbe nichts aufzuweisen, was an menschliche Bedürfnisse erinnerte. Nackt und kalt sahen die vier Wände auf die Eintretenden hernieder.

Drei Herren saßen rittlings auf ihren Stühlen in eifriger Unterhaltung beisammen. Es war nicht schwer, sie an der Aehnlichkeit ihrer Gesichtszüge, an ihrer Natur und ihrer Wohlbeleibtheit als Brüder zu erkennen; ja, bei näherem Hinsehen bemerkte man, daß sich diese Aehnlichkeit sogar auf Stoff und Schnitt ihrer Röcke, Westen und Hosen erstreckte. Sie erhoben sich und wurden Gustav als die Gebrüder Siegfried, Marcel und Friedhelm Bromberger vorgestellt.

Während Siegfried und Marcel Gustav aufs Gönnerhafteste begrüßten, fragte Friedhelm leise: „Wie stehts?“

„Er ist mürbe," entgegnete Werthholz mit bedeutungsvollem Handdruck.

Die Herren setzten sich und luden Gustav zum Sitzen ein. Es war ihm nicht wohl im Anschauen dieser raubvogelartigen Gesichter, und er wäre gern sofort wieder umgekehrt. Widerstrebend setzte er sich und sah die Augen seiner neuen Bekannten voll innerer Gier auf sich gerichtet.

„Sie also, Herr Rollmann, sind der Erfinder der neuen Kuppelung," begann Siefried, der älteste der Gebrüder Bromberger. „Unser Freund, Herr Werthholz, hat uns viel Gutes davon berichtet. Alles, was wahr ist, die Kuppelung soll gut sein."

„Ohne Frage, zweifellos!" fielen die beiden anderen Brüder ein.

„Wir unterstützen gern aufstrebende, junge Talente," fuhr Siegfried fort. „Welche Arbeit muß Ihnen die Erfindung gemacht haben, welche Hoffnungen hat sie erregt und welche Mühe macht Ihnen die Verwerthung! Es ist keine Phrase, wenn ich Ihnen sage, daß wir dies Alles aufs Tiefste mitfühlen."

Marcel und Friedhelm gaben durch eifriges Kopfnicken und lautes Murmeln ihre Zustimmung zu diesem Mitgefühl zu erkennen.

„Wie hoch wir aber auch immer diese geistige Arbeit anschlagen, der Wahrheit kann sich Keiner ver-

schließen, auch Sie nicht, Herrr Rollmann, daß mit dieser geistigen Arbeit erst der kleinste Theil der Arbeit überhaupt geleistet ist. Der größte Theil bleibt dem Capitalisten, dem Geschäftsmanne zu thun übrig. Wohl, Sie haben das Ihrige gethan, Herr Rollmann, überlassen Sie uns nunmehr das Unserige!"

Jetzt nahm Marcel das Wort. „Wir kommen Ihnen mit vollem Vertrauen entgegen, Herr Rollmann. Sie sind ein braver, ehrlicher Mann, wir sind's auch. Nur auf der Grundlage dieses gegenseitigen, uneingeschränkten Vertrauens ist ein Geschäft möglich. Gegenseitiges Vertrauen! so heißt unser Wahlspruch, und wenn wir ein Wappen hätten, was wir nicht haben, Herr Rollmann, denn wir sind einfache Leute, so müßte dieser Spruch mit goldener Schrift auf silbernem Grunde im Wappen stehen."

„Bei Gott!" „So ist es!" riefen Siegfried und Friedhelm.

„Es ist Ihre erste Erfindung, Herr Rollmann, aber es wird nicht Ihre einzige bleiben. Ein Mann von Ihrem Streben und Ihren Talenten, um nicht zu sagen Genie, bleibt auf dieser ersten Stufe nicht stehen. Er wird weiter arbeiten, bis er die höchste Stufe erreicht hat."

„Die höchste Stufe, gewiß!" riefen Siegfried und Friedhelm mit einem Tone, als wollten sie Jeden

fordern, der dieser Meinung zu widersprechen schlecht genug sein sollte.

„Es kommt jetzt für Sie nur darauf an, mit dieser ersten Arbeit einen Erfolg zu erreichen. Der Erfolg ist die Sonne der Arbeit, Herr Rollmann. Sie müssen sich einen Namen machen. Sind Sie erst mit einer Arbeit durch, so haben Sie sich den Weg für alle übrigen gebahnt. Selbstverständlich sollen Sie auch verdienen, aber es ist unzweifelhaft, daß der Erfolg, der ideale Erfolg, zunächst für Sie die Hauptsache ist."

Voll idealer Begeisterung stimmten die Brüder zu, und nun überließ Marcel das Wort seinem Bruder Friedhelm.

„Zur Einführung Ihrer Kuppelung gehört ein bedeutendes Kapital, Herr Rollmann. Nun, Sie haben es unserem Freunde, Herrn Werthholz, zu danken, daß er Sie gleich vor die rechte Schmiede geführt hat. Jeder von uns ist Millionair. Wir verfügen somit über die größten Machtmittel, denn Geld ist die Macht."

„Mit Geld kann man alles!" „Ein mit Gold beladener Esel übersteigt jede Mauer!" secundirten Siegfried und Marcel.

„Unser Risico bei dieser Sache ist freilich kein kleines. Wir müssen sofort die Patente in allen

außerdeutschen Staaten erwerben, Oesterreich-Ungarn, Frankreich, England, Rußland und den kleineren Ländern. Wir müssen Agenten in allen diesen Staaten halten und Verbindungen mit den Vereinigten Staaten anknüpfen. Das verschlingt Unsummen. Aber Sie sind ja glücklicherweise ein heller Kopf, Herr Rollmann, ein umsichtiger Mann. Wir haben das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie uns keine Schwierigkeiten bereiten werden."

Siegfried und Marcel schlossen sich begeistert diesem Vertrauensvotum an.

Gustav machte bei all diesen Schmeicheleien ein ziemlich einfältiges Gesicht. Er hatte das Gefühl, daß die Gebrüder Bromberger Fangball mit ihm spielten, und er nahm seine Sinne zusammen, sich von ihnen nicht übertölpeln zu lassen. Durch das Verhalten Gustav's kühl gemacht, schritten die drei Millionaire zum eigentlichen Geschäft.

Gustav bestand darauf, mindestens tausend Mark als sofortige Anzahlung zu erhalten. Die Verhandlungen hierüber wurden so erregt, daß die Brüder aufsprangen, sich rittlings auf die Stühle setzten, wieder aufsprangen, im Zimmer umherliefen und jedes Mittel aufboten, den Erfinder von einer ebenso ungerechten als für ihn unvortheilhaften, ja verhängnißvollen Forderung abzubringen. Ihre Worte um-

brausten Gustav's Ohren bald wie das brandende Meer, bald umsäuselten sie ihn wie der schmeichelnde West; auf ihren Gesichtern kamen bald der tiefste Schmerz, bald die höchste Entrüstung und das edelste Wohlwollen zur Erscheinung. Gustav hätte ein gefühlloser, blinder, undankbarer, verstockter und selbstmörderischer Mensch sein müssen, wenn er die Gründe der Gebrüder Siegfried, Marcel und Friedhelm Bromberger nicht als die allein richtigen anerkannt hätte. Er war aber kein so ausgesucht schlechter Mensch, und deshalb verstand er sich dazu, auf die tausend Mark Anzahlung zu verzichten.

Nun legte sich der Sturm, die Brüder setzten sich, lächelten Gustav an, wie die Sonne nach einem Gewitter lächelt, zündeten sich Cigarren an, und Siegfried fragte Gustav, ob er auch rauche. Als er diese Frage bejahte, boten sich ihm plötzlich drei Cigarren-Etuis dar, und das dreifache Angebot war von so stürmischer Liebenswürdigkeit, daß er jedem Etui eine Cigarre entnehmen und zwei davon in die Rocktaschen stecken mußte. Auch „unser Freund", der Ingenieur, wurde mit einer Cigarre bedacht.

Nach einigen Bemerkungen über das Wetter, sowie über die nächsten Kriegs- und Friedensaussichten schritt Siegfried wieder zur Sache. Wir haben in der Voraussicht Ihrer Zustimmung, Herr Rollmann, bereits

einen Contract aufgesetzt. Willst Du so freundlich sein, Marcel, Herrn Rollmann den Contract vorzulesen?"

„Sehr gern," erwiderte Marcel.

Während Marcel mit einiger Umständlichkeit den Contract aus der Schublade seines Pultes hervorsuchte, legte Friedhelm Gustav einige andere bereits vollzogene Contracte vor. „Sehen Sie, Herr Rollmann," sagte er, indem er auf die Unterschriften hinwies, „eigenhändig vollzogen. Strebsame Leute, wie Sie. — Johann Steinhagen, da! Kennen Sie Johann Steinhagen? Nicht? — O, den müssen Sie kennen lernen! Er ist es werth, daß Sie ihm Ihre Freundschaft schenken. Ein großer Mann, ein geistvoller Mann, und dabei ein Gemüth — wie ein Kind. Erfinder einer Waschmaschine, prachtvolle Construction."

Marcel hatte seinen Entwurf gefunden und setzte sich zurecht. „Erlaube, Friedhelm," sagte er. „Gern," entgegnete Friedhelm, und Marcel begann.

Der Contract war ungemein einfach und klar. Gustav Rollmann überläßt den Gebrüdern Bromberger zur alleinigen Verwerthung und Ausnutzung seine patentirte Kuppelung. Gustav Rollmann erwachsen aus dieser Ueberlassung keinerlei Kosten und Verbindlichkeiten, vielmehr werden sämmtliche Kosten des Unternehmens von den Gebrüdern Bromberger getragen. Der Reingewinn wird so vertheilt, daß

jedem der drei Brüder fünfundzwanzig Procent zufallen, während dem Erfinder der Rest von fünfundzwanzig Procent voll und ganz verbleibt. Der etwaige Contractbruch wird mit einer Conventionalstrafe von zehntausend Mark belegt.

Die „Gebrüder“ hatten bei jedem Paragraphen ihre laute Zustimmung zu erkennen gegeben. Es fehlte nur noch die Zustimmung des Erfinders.

Gustav starrte die Millionäre mit offenen Augen an. „Jeder erhält fünfundzwanzig Procent des Reingewinnes?“ wiederholte er.

„Gewiß,“ sagte Siegfried. „Sie werden die Vertheilung als gerecht anerkennen müssen. Man kann nicht ehrlicher zu Werke gehen. Fünfundzwanzig Procent könnten Sie, wenn die Sache gut geht, immerhin zum Markmillionär machen.“

„Aber ich habe ja schon fünfundzwanzig Procent Herrn Werthholz schriftlich versprechen müssen. Da bleibt ja für mich gar nichts!“

„Was?“ riefen die Gebrüder und wandten sich mit voller Entrüstung dem Ingenieur zu. „Und wir haben Ihnen auch schon eine Provision versprochen. Diese Unverschämtheit!“

Voll Bitterkeit sprang Gustav auf und stand vor den Gebrüdern in seiner ganzen Größe.

„Was wollen Sie, Herr Rollmann?“

„Nichts mehr mit Ihnen zu thun haben, das will ich.“ Zornig blitzten seine Augen, und seine Stimme donnerte.

„Aber Herr Rollmann!“ Siegfried vertrat ihm den Weg, während Marcel und Friedhelm sich zur Rechten und zur Linken postirten.

„Lassen Sie mich hinaus,“ donnerte Gustav, „oder —“ –

Nun entstand ein Höllenskandal. Marcel und Friedhelm ergriffen Gustav bei den Armen, während Siegfried seine Rockschöße faßte. So suchten sie ihn zu halten und zurückzuziehen. Bei dem Hin- und Herzerren baten, schimpften, drohten und schmeichelten sie in einem Schwall von Worten, die ein wildes Durcheinander bildeten. Gustav sollte um keinen Preis ihren Händen entrinnen.

Da wurde das Kind wieder zum Riesen. Wie Simson die Fesseln, mit denen ihn die Philister gebunden hatten, so schüttelte Gustav die beiden Brüder ab, daß sie zur Erde stürzten. Er wandte sich um, und auch Siegfried wankte zur Wand, nicht ohne Gustav's Rockschoß durch einen Riß einen empfindlichen Schaden zugefügt zu haben. Dann eilte Gustav hinaus, die Treppe hinab.

Unten machte er Halt und lauschte. Ein wüthendes Geschrei drang von oben herunter. Die „Ge-

brüder“ waren mit „unserem Freund“ handgemein geworden, weil er ihnen durch seine Unverschämtheit das Geschäft verdorben habe. Plötzlich wurde aber die Thür aufgerissen, und mit furchtbarem Gepolter und Geschrei, in welchem das Wort „Schweinhund“ wiederholt durchschallte, kam etwas die Treppe herabgeflogen. Es war der Ingenieur.

An der Hausthür erwartete ihn Gustav. Schon auf dem Hofe hatte Werthholz seine Sachen abgeklopft und die verrenkten Glieder gerade gebogen. Jetzt stand er mit dem harmlosesten Lächeln vor Gustav und sagte:

„Wie gefallen Ihnen die Gebrüder Bromberger? Sehr biedere Leute, wenngleich etwas lebhaft. Man darf sich durch die rauhe Schale nicht beirren lassen. Guter Kern. Nun, morgen ist auch noch ein Tag. Auf Wiedersehen, Herr Rollmann!“

* * *

Am nächsten Tage ging Gustav zum Makler Ruben, um ihn zur Prolongation des in einigen Tagen fälligen Wechsels zu bewegen. Der Makler aber, welcher mit feinem Instinct die Aussichtslosigkeit Gustav’s erkannte, weigerte sich mit Entschiedenheit, länger zu warten, und drohte mit all’ den Unannehmlichkeiten, welche eine Wechselklage im Gefolge hat. Gustav ließ alle seine Freunde und Bekannten, welche

er etwa um Hilfe bitten könnte, an seinem geistigen Auge vorbeiziehen. Seine Frau mußte von vornherein ausgeschlossen bleiben. Sie hatte nach wie vor nicht das mindeste Verständniß für Gustav's höheres Streben gezeigt und dasselbe gelegentlich mit bissigen Bemerkungen einer abfälligen Kritik unterzogen. Sie hatte Geld auf der Sparkasse, vielleicht genug, um die Schuld zu bezahlen; aber sie hätte ihrem Manne die Augen ausgekratzt, wenn er es gewagt hätte, seine Hand danach auszustrecken. Wenn er dieses Weib vor sich sah mit dem bleichen, knochigen Gesicht und dem ewigen Vorwurf in den trüben Augen, ja, wenn er an sie dachte, so stieg der Zorn in seinem Herzen auf. Er haßte sie und beklagte das Schicksal, das ihn an ein solches empfindungsloses Wesen gefesselt hatte. Aber da waren ja seine drei Freunde, Ferdinand Luchs, Zimmermann und Seidel! Wie viele fröhliche Stunden hatte er in ihrer Gesellschaft verlebt, wie oft hatten sie ihm Beweise ihrer Zuneigung und Werthschätzung gegeben. Sie waren die einzigen, an welche er sich wenden konnte. Er seufzte tief. Diejenigen um Hilfe bitten zu müssen, vor denen man stets als ein wohlhabender Mann erschienen ist, das ist ein schweres Stück. Er beschloß, mit dem Professor anzufangen. Er hatte von den Summen gehört, die derselbe für seine Kunstwerke bekam, ungeheure

Summen. Es konnte ihm auf tausend Mark nicht ankommen.

Gustav wurde vom Professor wie immer sehr freundlich empfangen. „Sie haben etwas auf dem Herzen, lieber Herr Rollmann. Herunter damit! Sprechen Sie!"

Stotternd brachte Gustav sein Anliegen vor.

Der Professor lächelte. „Halten Sie für mich reich?"

„Ich glaubte, daß Sie wohlhabend seien."

„So!" sagte der Professor. „Freut mich, wenn ich diesen Eindruck mache. Aber bitte, kommen Sie mit! Ich will Ihnen etwas zeigen."

Gustav folgte dem Professor aus dem Atelier in die prachtvoll ausgestattete Wohnung. Hier hob er einen Sessel auf und zeigte auf eine für gewöhnlich nicht sichtbare Stelle unterhalb desselben.

Gustav erkannte das Siegel des Gerichtsvollziehers.

„Ist es möglich!" rief er.

Lächelnd legte der Professor seine Hand auf Gustav's Schulter. „Mein lieber Freund," sagte er, „es ist eine oft zu beobachtende Erscheinung, daß die hilfsbereiten Menschen nichts haben, und daß diejenigen, die etwas haben, nicht hilfsbereit sind. Ein Mensch mit meinen Ansprüchen ans Leben, mit meinen Aus-

gaben und den Bedürfnissen meiner Frau Professorin kann unmöglich mit seinem Einkommen ausreichen, noch viel weniger Geld sparen. Es zeugt von Ihrer Harmlosigkeit, daß Sie das nicht selbst erkannt haben."

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Professor."

„Durchaus nicht, lieber Herr Rollmann. Bedauernswerth ist es für mich nur, daß ich Ihnen nicht helfen kann."

„Glauben Sie, daß Herr Zimmermann oder Herr Seidel dazu in der Lage sind?"

Der Professor zuckte die Achseln. „Ich weiß es nicht. Es ist mein Grundsatz, niemals die Hilfe derjenigen in Anspruch zu nehmen, mit denen ich verkehre. Aber Sie mögen es immerhin versuchen."

Schweren Herzens wandte sich Gustav zur Wohnung des Herrn Zimmermann. Zwar flößten ihm dessen kleine listige Augen keineswegs Vertrauen ein, aber daß er Gemüth hatte, bewiesen ja seine Gedichte, die er wiederholt in der Weinstube des Herrn Zandel vorgetragen hatte.

„Welch freudige Ueberraschung," rief Herr Zimmermann, als Gustav eintrat. „Siehst Du, Frauchen, das ist der berühmte Erfinder Gustav Rollmann, von dem ich Dir erzählt habe. Hoffentlich bringen Sie mir etwas Gutes. Ihre Erfindung wird nun doch noch vom Staate angekauft, nicht?"

Gustav erzählte, wie die Sachen stehen, und bat schließlich um ein Darlehn von tausend Mark.

Aufmerksam hatte Herr Zimmermann zugehört, und lebhaft leuchteten seine grauen, klugen Augen. „Aber wie mich das schmerzt!“ rief er. „Wären Sie eine Stunde früher gekommen! Jetzt vor einer Stunde, nein, es kann noch nicht eine ganze Stunde vergangen sein, war ein Freund bei mir mit derselben Bitte. Ich habe dem armen Kerl natürlich geholfen. Fünfzehnhundert Mark! Und jetzt bin ich so arm, daß mir sogar das nöthige Kleingeld fehlt.“

„Das klingt fast wie ein Gedicht,“ dachte Gustav, und da er den armen Herrn Zimmermann unmöglich noch ärmer machen konnte, so bat er um Entschuldigung, von dem herzlichen Bedauern und den besten Wünschen Herrn Zimmermann's begleitet.

Es blieb ihm nun noch der dritte Weg zu Herrn Seidel übrig. Zu diesem hatte Gustav das geringste Vertrauen, da dem Gesichte Seidel's ein scharfer, herber Zug eigen war. Aber der Mann hatte sich ja vom einfachen Arbeiter zum Hofpianofortefabrikanten emporgeschwungen. Er mußte wissen, wir einem Armen zu Muthe ist.

Herr Seidel empfing Gustav mit sehr ernstem Gesicht und in kühler Stimmung. Gustav blieb fast das Wort im Halse stecken. Es war ihm zu Muthe,

als ob Herr Seidel kühler und kühler wurde und als ob schließlich eine eisige Kälte von ihm ausgehe. Als Gustav seine Bitte ausgesprochen hatte, bedauerte er bereits, es gethan zu haben.

„Sie überraschen mich nicht, Herr Rollmann,“ sagte der Hofpianofortefabrikant, so langsam und feierlich, als ob es sich um einen Richterspruch handelte. „Ich habe mir längst im Stillen die Frage vorgelegt, wovon Sie eigentlich leben mögen, da Sie nicht arbeiten und ein baronisirendes Leben führen. Daß Sie die Arbeit in der Centralwerkstätte niederlegten, war ein großer Fehler; daß Sie keine neue suchten, war ein nicht minder großer Fehler, und daß Sie so bestimmt auf den Erfolg Ihrer Erfindung bauten, war vielleicht der größte Fehler, denn aus diesem ergeben sich alle anderen. Und so, Herr Rollmann, ist Ihr Leben gleichsam eine Kette von Fehlern.“

„Und mein neuester Fehler ist es,“ entgegnete Gustav bitter, „daß ich von Ihnen Hilfe in der Noth zu erlangen glaubte.“

„Ich bin weit davon entfernt, diesen Fehler zu beschönigen,“ entgegnete Herr Seidel kalt. „Aber bleiben Sie, Herr Rollmann. Man muß für jede Wahrheit dankbar sein, auch wenn sie bitter ist. Sie sind ein junger Mann und werden noch viel lernen

müssen. Sehen Sie mich zum Beispiel an. Ich habe mich vom einfachen Arbeiter zum Hofpianofortefabrikanten emporgeschwungen. Ich könnte ein Buch schreiben über die Kunst, ein glücklicher und wohlhabender Mann zu werden."

„Ich wünschte, Sie studirten ein Buch über die Kunst, sich in der Wohlhabenheit nicht zu überheben," antwortete Gustav. „Ich habe mit Ihnen nichts mehr zu theilen." Er stand auf und ging.

„Sie werden überhaupt niemals etwas zu theilen haben, wenn Sie so fortleben," rief ihm Herr Seidel nach. „Merken Sie sich das, Herr Rollmann!"

Gustav war fertig mit seinen Freunden und der Welt. Eine ungeheure Bitterkeit erfaßte ihn. „Diese Menschheit ist nicht werth, daß man zu ihrem Heil auch nur einen Finger rührt. Wölfe sind es, die sich gegenseitig auffressen, und der beste Wolf ist der angesehenste und mächtigste." Er hätte in die Wüste fliehen mögen, um keinen Menschen mehr zu sehen. Er hätte die Welt mit einem Fußtritt zertrümmern mögen. Nach und nach verlor sich die Aufregung, eine dumpfe Resignation beherrschte ihn, in welcher er theilnahmslos alles über sich ergehen lassen wollte. Was noch weiter mit ihm geschehen sollte, das war ihm völlig gleichgiltig.

Der fällige Wechsel wurde Gustav präsentirt, und

dieser schickte ihn unter Protest zurück. Die Wechselklage wurde eingeleitet und Gustav zur Zahlung der Summe und der bedeutenden Kosten verurtheilt. Ruben beantragte sofort die Execution.

Trudchen hatte in dieser Zeit die schwersten Tage ihres Lebens durchlebt. Einen doppelten Schmerz hatte sie zu tragen. Mit der größten Besorgniß für die Zukunft erfüllte sie die Wahrnehmung, daß Gustav sich der Arbeit immer mehr entwöhnte und bei seinem Müßiggange ein ziemlich kostspieliges Leben führte. Er verdiente nichts und verbrauchte viel, indem er zugleich das Verdienen verlernte. Traurige Gegenwart, traurige Zukunft. Aber dieser Schmerz um die materiellen Güter des Lebens hatte bald dem tieferen um die verlorene Liebe Gustav's nachstehen müssen. Trudchen war voll von Zärtlichkeit gegen Diejenigen, die ihr nahe standen, aber es lag nicht in ihrer Natur, dieser Zärtlichkeit Ausdruck zu geben; hatte sie wie alle einfachen Leute eine gewisse Scheu vor Aeußerungen eines tieferen Gefühls, so kam bei ihr noch die Heftigkeit hinzu, die sie im Augenblick beherrschte und ihr ein Wort auf die Zunge legte, das ihrem tieferen Wesen fremd war, und welches sie bald aufrichtig bereute. Ein Wort der Liebe wollte sie sprechen und ein Wort des Aergers kam aus dem Munde. Und wie sie selbst von Zärtlichkeit erfüllt war, so bedurfte sie

der Beweise liebender Zuneigung von Seiten Anderer. Ihr Herz mußte verkümmern und endlich hinsiechen unter der Kälte, welche in dem Eheleben mit Gustav Platz gegriffen hatte. Die Liebe Gustav's war die Sonne gewesen, unter deren Strahlen sie aufblühte und glücklich war. Seine Abneigung war für sie der Tod. So lebte sie, die Liebe im Herzen und den Haß auf der Zunge, zwischen unerfüllter Sehnsucht und doch nie ersterbender Hoffnung, ein jämmerliches Leben. Hätte sie Karlchen nicht gehabt, so hätte sie sich ein Leid anthun können. Aber das Kind fühlte mit dem feinen Instinct, der Kindern eigen ist, daß die Mutter unglücklich war und daß ihr vom Vater Unrecht geschehe. Voll kindlichen Mitgefühls schloß sich daher Karlchen immer enger an die Mutter an, während er vor dem Vater scheu zurückwich. Der Knabe war seiner Mutter einzige Stütze in dem traurigen Dasein. Für ihn mußte sie leben und arbeiten, um seinetwillen durfte sie den Platz nicht verlassen, den zu behaupten ihr so schwer wurde.

Da erschien eines Tages ein Herr in dem Keller, dessen sicheres Auftreten und dessen Mappe unter dem Arme trotz der fehlenden Uniform auf eine amtliche Eigenschaft schließen ließ. Trudchen's Gesicht wurde um einen Ton blasser, als derselbe nach Herrn Rollmann fragte. Sie war gerade mit ihren Mädchen

beim Plätten der Wäsche, weshalb sie die Thür zum Wohnzimmer öffnete und den Herrn bat, einzutreten.

„Mein Mann ist nicht zu Hause. Was soll er?"

„Ich bin der Gerichtsvollzieher und habe den Auftrag —"

Frau Rollmann stieß einen Ruf des Schreckens aus. „Was?"

„— die Sachen mit dem Gerichtssiegel zu versehen."

Trudchen wankte und setzte sich todtenbleich auf einen Stuhl. „Warum denn?" keuchte sie.

„In Sachen Ruben gegen Rollmann. Wechselklage."

„Haben Sie die Papiere da?"

„Hier!" Der Gerichtsvollzieher nahm ein Blatt aus der Mappe und reichte Frau Rollmann das amtliche Schriftstück hin.

Trudchen sah nur ein Gewirre von Buchstaben, die vor ihren Augen tanzten. Die Hand fuhr willenlos mit dem Blatt hin und her.

„Wie viel ist es denn?"

„Tausend Mark."

„Tausend Mark!" wiederholte Trudchen und rang die Hände.

„Giebt's denn keinen Ausweg! Läßt sich die

Sache nicht aufschieben? Vielleicht könnte ich Hilfe schaffen."

„Das können Sie immer noch, liebe Frau. Heute habe ich nur den Auftrag, die Sachen zu versiegeln. Wenn Sie sich mit dem Gegner einigen, wird Ihnen nichts genommen."

„Versiegeln? O, die Schande! Das ertrag' ich nicht!"

„Beruhigen Sie sich und machen Sie mir keine Unannehmlichkeiten."

„Muß es denn wirklich sein?"

„Freilich muß es. Daran ist nichts zu ändern."

Trudchen rang nach Fassung. „Warten Sie — einen Augenblick. Ich will die Mädchen — erst nach Hause schicken."

Sie wankte hinaus und gebot den verwunderten Mädchen Feierabend. Sie mußten Alles stehen und liegen lassen, zogen sich an und gingen fort.

Währenddessen begann der Gerichtsvollzieher seine wenig erfreuliche Thätigkeit und bald waren alle entbehrlichen Gegenstände mit dem Gerichtssiegel versehen.

„Wo ist das Bureau?"

„Oben."

„Kommen Sie mit hinauf."

„Ich habe keinen Schlüssel. Ich bin noch nie

oben gewesen. Mein Mann hat es nie gelitten. Aber da kommt er eben. Er geht hinauf."

Der Gerichtsvollzieher eilte Gustav nach und trat mit ihm zu gleicher Zeit ins Bureau. Gustav sah seiner Thätigkeit mit einer Gleichgiltigkeit zu, die Demjenigen eigen ist, der nichts mehr zu hoffen hat.

Als der Gerichtsvollzieher fertig war, sagte er: „Die da unten ist Ihre Frau?"

„Ja."

„Sie wußte noch nichts davon. Sie hat sich sehr erschrocken und sieht elend aus." Damit ging er.

Gustav hatte den Mann des Gesetzes verstanden. Er sollte sich um seine Frau kümmern, sie trösten. Ja, trösten! Nun war ja in Erfüllung gegangen, was sie immer wie ein Unglücksrabe vorausgekrächzt hatte. Er hatte mit seinen großen Plänen kein Glück gehabt, er hatte sie an den Bettelstab gebracht. An den Bettelstab? Noch war es nicht so weit, aber ganz nahe dabei war er. Und mit der anderen Prophezeiung konnte sie auch noch Recht haben: „Du wirst noch einmal überschnappen." Fühlte er doch schon, wie es in seinem Gehirn pochte.

Er mußte hinab zu ihr. Unzweifelhaft wollte sie sich von ihm trennen. Sie hatte ja oft genug gesagt, daß sie nicht mit ihm untergehen wollte, daß sie sich schon würde zu wahren wissen. Er wollte ihr sagen,

daß sie ziehen dürfe, daß sie den Rest der Habe mitnehmen dürfe, auch Karlchen, da der Junge ihr anhänge wie eine Klette. Er wollte ihr trotzen bis zum letzten Augenblick.

Er ging hinab.

Bleich wie der Tod saß Trudchen am Tisch. Sie hatte den Kopf auf die vorgelegten Arme gedrückt und hob ihn auf, da Gustav eintrat. Er erschrak. Aus diesen Augen sah ihn etwas Anderes an als Wuth und Haß, ein Schmerz, der in den Tiefen der Seele wühlte. Der Zornesausbruch seiner Frau, den er bestimmt erwartet hatte, unterblieb. Sie war stumm und hatte nichts für ihn als diesen räthselhaften Blick. Karlchen hatte den Kopf auf der Mutter Schoß gelegt und ließ, weil er sie traurig sah, ein leises Weinen hören.

Gustav setzte sich und die Gatten saßen sich eine Weile stumm gegenüber.

„Gustav!“ sagte Trudchen endlich.

„Ja.“

„Warum hast Du mir nichts davon gesagt?“

„Dir —?“ entgegnete er mit schmerzlicher Bitterkeit.

Trudchen fühlte die Schwere des in dem einen Wort ausgesprochenen Vorwurfs. „Freilich, ich bin

manchmal heftig gewesen; Du hast mir zuviel angethan. Aber das hättest Du mir sagen müssen."

Sie stand auf, wankte zur Commode und nahm ein kleines Heft heraus. „Da!" sagte sie, indem sie es Gustav auf den Tisch legte.

„Was ist das?"

„Mein Sparcassenbuch."

Gustav sah seine Frau verwundert an. „Was soll ich damit?"

„Es sind sechshundert Mark. Hole sie Dir und bezahle die Schuld. Der Kläger beruhigt sich vielleicht, wenn er Geld sieht, und wartet mit dem Uebrigen. Da wird ja auch noch Rath werden."

„Ist das Dein Ernst?"

„Aber Gustav, wie kann man in einer so schlimmen Sache spaßen! Beeile Dich! Ich kann nicht eher schlafen, als bis das Schandmal von unseren Sachen wieder entfernt ist."

„Aber — Du wolltest Dich doch von mir trennen?"

Trudchen fuhr auf. „Ich — trennen? Das ist eine Verleumdung. Wer das gesagt hat —"

„Du selbst hast es oft genug gesagt."

Sie sah Gustav mit offenem Munde an. Ja, sie hatte es wirklich manchmal gesagt, im Aerger, aber es war nicht so gemeint gewesen. Sie antwortete kein Wort, aber die Thränen traten ihr in die Augen.

Sie wandte sich ab und führte die Schürze vor ihr Gesicht, und je mehr sie wischte, um so lauter wurde ihr Weinen, desto herzbeweglicher ihr Schluchzen, bis endlich alle Schleusen geöffnet schienen und ihr Gesicht von Thränen überströmte. Das ganze Elend der letzten Zeit schien sie noch einmal in diesem Augenblick anzufassen, da sie erkannte, daß ihr Verhalten es mitverschuldet hatte.

Für Gustav sagten diese Thränen mehr als Worte. Sie liebte ihn und wollte ihn nicht aufgeben. Ein böser Vorwurf war ihr schon der Gedanke. „Ich kann nicht leben ohne Dich. Das größte Elend der Welt ist nicht so schlimm als die Trennung von Dir.“ Das ungefähr sagten ihre Thränen. Diese Frau, die er lieblos behandelt hatte, wollte dennoch nicht von seiner Seite weichen. Sie, die er verachtet und gehaßt hatte, war dennoch die einzige, die ihm die helfende Hand entgegenstreckte. Sein Herz wurde weich, und er mußte die heraufdringenden Thränen mit Gewalt zurückhalten.

Endlich hatte Trudchen ihre Fassung wiedergewonnen. Sie schob Gustav das Sparcassenbuch hin und sagte: „Nimm es!“ So weich und ängstlich flehend hatte sie noch nie mit ihm gesprochen.

Er erwiderte kein Wort, aber er nahm das Buch und ging.

Die geschäftliche Angelegenheit war bald erledigt. Ruben war beruhigt, als er das Sparcassenbuch in Händen hatte, und er bewilligte für den Rest einen neuen Wechsel auf vier Wochen. Gustav ging langsam durch die Straßen und lenkte seinen Weg zum Thiergarten. Stundenlang lief er in den Gängen desselben umher, über sein Schicksal nachdenkend. Sein Leben erschien ihm auf einmal in einem anderen Lichte. Er hatte ein Recht zu haben geglaubt, mit seiner Frau zu zürnen, sie verächtlich zu behandeln und zu hassen, und nun fühlte er, daß er für ihre tieferen Gefühle kein Auge gehabt, daß er sie einfach nicht verstanden hatte. Wie blind, wie abscheulich kam er sich vor! Und wenn er weiter nachdachte, so gab er Trudchen auch in anderer Beziehung Recht. Freilich war es zunächst ein edles, selbstloses Gefühl gewesen, was ihn getrieben hatte, die Erfindung zu machen. Aber sehr bald hatte er sich von der ursprünglichen Absicht entfernt. Die nackte Selbstsucht war es, die ihn beherrscht hatte. Es war gewissenlos, eine feste Stellung aufzugeben und auf eine ungewisse Hoffnung seine Zukunft zu bauen; es war gewissenlos, seine Familie sich selbst zu überlassen und sich mit Schulden zu belasten, die Frau und Kind an den Bettelstab bringen mußten. Er war ein eitler, eingebildeter Narr. Nun wußte er, was das Leben war.

Das Leben war Sünde, nichts als Sünde. Wohin er sah, trat ihm seine Schuld grinsend entgegen, und selbst die guten Thaten erschienen ihm von dem Gesichtspuncte seines sträflichen Hochmuthes verwerflich.

Unmöglich konnte er zurückkehren. Seiner Frau mochte er nicht mehr unter die Augen treten, er hätte vergehen müssen vor Scham. Ebensowenig konnte er seine frühere Arbeit wieder aufnehmen. Die Erniedrigung und den damit verbundenen Spott der Menschen ertrug er nicht. Er hatte unter den Menschen nichts mehr zu suchen.

Wenn er das Leben hätte von sich abwerfen können wie einen Rock! Er jauchzte auf bei dem Gedanken, von der Last befreit zu sein. Aber warum durfte er's nicht? Wer wollte ihn daran hindern? War dieses Leben nicht sein Leben, war es nicht das einzige Eigenthum, über das er noch zu verfügen hatte?

Mit dämonischer Gewalt bannte ihn dieser Gedanke. Ueberall schaute ihn der Tod verlockend an, hier aus dem stillen Spiegel des Kanals, dort von der Höhe der Säule oder des Thurmes, und in dem Rauschen des vorbeisausenden Stadtbahnzuges hörte er seine erlösende Stimme.

Bei der letzteren Wahrnehmung bekamen seine Gedanken eine bestimmte Richtung. Er ging durch den

Thiergarten zurück, die Potsdamerstraße hinauf und bog nach dem Matthäikirchhof ein. An der hinteren Mauer des Kirchhofes stieg er den Tempelhofer Berg hinan, ging an der Kaserne des Eisenbahn-Regimentes vorbei und stand bald darauf auf der Brücke des Rangirbahnhofes.

Der Abend war angebrochen, und die hohen Bogenfenster des Anhalter Bahnhofes erglänzten im elektrischen Licht. Die hundert Lichter und Flämmchen des Bahnhofes waren entzündet. Die Luft war mild, und nur das Stöhnen der rangirenden Züge störte die feierliche Stille des Abends. Aus der Ferne nahte brausend und dampfend ein Zug. Starren Auges sah Gustav seinem Nahen entgegen, und weit beugte sich sein Körper über das Geländer der Brücke.

* * *

Gustav war kaum eine halbe Stunde fort, als in dem Waschkeller der Frau Rollmann eine Dame erschien in schwarzem Kleide und mit einem weißen Häubchen auf dem Kopfe. Ein frisches Gesicht wurde von der weißen Rüsche umrahmt, und aus demselben sahen zwei große, schöne Augen freundlich auf die kleine, vergrämte Frau.

„Guten Tag, Trudchen.“

Verwundert sah Trudchen auf die Diakonissin und

in das ihr so bekannte und doch unbekannte Gesicht. Aber nur einen Augenblick sann sie nach. Dann tönte ein Freudenruf aus ihrem Munde, und unter Weinen und Lachen schloß sie die Diakonissin in ihre Arme und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen.

„Anna, liebe Anna!“

Ja, es war Anna, die Braut des unglücklichen Robert. Wie oft hatten sie sich dort oben vier Treppen hoch im Hinterhause der Bülowstraße gegenüber gesessen, von der „Gnädigen“ erzählt und unter Plaudern und Scherzen sich die Zukunft so schön ausgemalt! Wie oft hatte Trudchen an die Freundin gedacht und bedauert, nicht in ihr theilnehmendes Herz alle ihre Sorgen ausschütten zu können! Und nun hielt sie die Freundin in ihren Armen, schaute sie in ihr liebes Gesicht, hörte sie ihre traute Stimme! Es war zu schön!

Anna war von der Diakonissen-Anstalt in Stettin nach einem Tochterhause in einer süddeutschen Stadt geschickt worden und hatte die Erlaubniß erhalten, auf ihrer Durchreise einen Tag in Berlin zu verweilen, um ihre alten Freunde wiederzusehen. Ihr erster Weg hatte sie zu Trudchen geführt, die sie anfänglich in der alten Wohnung gesucht und dann in der neuen gefunden hatte.

Trudchen wußte sich nicht zu lassen vor Freude,

und kaum hatte Anna Platz genommen und die ersten Fragen beantwortet, als Trudchen begann, der Freundin ihr Leid zu klagen. Von jenem unglückseligen Augenblick, wo Gustav die Idee gefaßt hatte, eine gefahrlose Kuppelung zu erfinden, bis zur letzten Viertelstunde, wo sie ihm das Sparcassenbuch ausgehändigt hatte, erzählte sie die Geschichte ihres Unglücks. Ihre Zunge überstürzte sich fast bei der Ueberwältigung des aufgehäuften Stoffes, so daß Trudchen die Zeitfolge nicht immer einhielt und zuerst erzählte, was erst später geschah. Und dazwischen flossen die Thränen in Strömen, ließ die Kaffeemühle ihr verheißungsvolles Knarren hören, wurde das köstliche Getränk gekocht, eingegossen und getrunken. Das schönste Geschirr hatte Trudchen gewählt und den schönsten Kranzkuchen aus der „Feinen Kuchenbäckerei" geholt.

Anna hatte mit größter Theilnahme zugehört und sich der Thränen bei der Erinnerung an Robert nicht enthalten können. Bald aber hatte sie die Bewegung überwunden, und wie die Sterne vom blauen Himmel, so voll ruhiger Freundlichkeit strahlten ihre Augen aus dem gütigen Gesicht. Es war ihr Beruf, Wunden zu heilen, und niemals, das fühlte sie, war ihre Hilfe nöthiger als hier. Zwei Menschenleben standen auf dem Spiele, und der Knabe auf dem Schooße der Mutter, welcher sich an der mitgebrachten Zuckertüte

der Tante Anna erfreute, erinnerte daran, daß mit den Zweien noch ein Drittes eng verbunden war.

„Armes Trudchen! Du bist sehr unglücklich!“ sagte sie.

„Ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt!“ bekräftigte Trudchen, indem sie aufs Neue die Schürze zum Gesicht führte.

„Aber noch unglücklicher scheint Dein armer Mann zu sein. So zu arbeiten, um schließlich nichts zu erreichen, alle Hoffnungen begraben zu müssen! Er verdient unser größtes Mitgefühl.“

„Freilich, schlimm genug ist's ja,“ gab Trudchen zu, „aber Anna, konnte ich anders handeln? Ich habe mich gequält Tag und Nacht, um ein paar Pfennige zu verdienen, und er ist zu Biere gegangen, um mit seinen Freunden herrlich und in Freuden zu leben, ja, er hat gethan, als ob ich und Karlchen für ihn gar nicht mehr da wären. Konnte ich mir das ruhig gefallen lassen? Konnte ich?“

Trudchen kannte recht gut den Theil ihrer Schuld, aber vor Anna hätte sie gern rein dagestanden. Sie fühlte das Bedürfniß, so recht von Herzen bemitleidet und bedauert zu werden, und sie befürchtete, daß ihre Schuld den Eindruck bei Anna abschwächen könnte.

Anna lächelte. „Ich mache Dir ja keinen Vorwurf, Trudchen, aber es handelt sich hier nicht darum,

wer von Euch Beiden Recht oder Unrecht hat, sondern darum, wie Euch zu helfen ist."

„Ach, wenn wir wieder glücklich werden könnten!" rief Trudchen. „Es ist mir nicht leicht geworden, mein Sparcassenbuch mit meinen sauer ersparten paar Groschen hinzugeben, aber was ist das gegen das Glücklichsein! Ach, Anna, Dich schickt der liebe Gott. Wenn Du etwas dazu thun könntest! Man sagt, daß eine richtige Diakonissin ein halber Pastor ist und mit Gottes Wort umzugehen weiß, und Dir trau ich's zu, mehr wie irgend einer."

„Du meinst also, daß ich Deinem Manne eine Predigt halten soll?" fragte Anna.

„Freilich," antwortete Trudchen. „Er hat zwar einen harten Kopf, aber ein Unmensch ist er nicht. Er wird schon auf Dich hören, wenn Du ihn so recht ins Gebet nimmst. Ganz verstockt ist er noch nicht."

Anna wurde sehr ernst und sagte: „Und wenn ich nun mit der Predigt bei Dir anfinge?"

„Bei mir?"

„Ja, Trudchen, bei Dir. Du hast an Deinem armen Mann nicht recht gehandelt."

„Ach mein Gott, man ist doch auch nur ein Mensch!"

„In der Bibel steht: Er soll Dein Herr sein!

Du aber hast ihn zum — nun ich will es nicht aussprechen, wozu Du ihn erniedrigt hast."

„Wenn er nur nicht so unverständig gehandelt hätte!"

„In der Bibel steht: Die Liebe eifert nicht, sie stellet sich nicht ungeberdig. Und wie hast Du geeifert, wie ungeberdig hast Du Dich gestellt!"

„Freilich bin ich kein Engel gewesen!" rief Trudchen.

„In der Bibel steht: Wer zu seinem Bruder sagt: Du Narr! der ist des höllischen Feuers schuldig. Und wie oft hast Du Deinen armen Mann einen Narren gescholten!"

„Hör nur auf!" rief Trudchen. „Ich will mich ja gar nicht weißbrennen. Ich sehe ein, daß ich unrecht an ihm gehandelt habe."

„Jedes böse Wort," fuhr Anna fort, „hat eine Wunde in das Herz Deines Mannes gerissen. Ist es ein Wunder, daß er sich abwandte und die Heilung anderswo suchte? Sein Herz verblutete im Stillen, und dann wunderst Du Dich, daß er kein Herz mehr für Dich hat?"

„Ich will ja Alles wieder gut machen!"

„Jedes böse Wort muß mit einem guten gesühnt werden, sein Herz muß geheilt, seine Liebe wieder

angefacht werden. Werde Du eine Andere, Trudchen, und Dein Mann wird ein Anderer werden!"

Trudchen nickte wortlos. Sie schluchzte heftig und konnte nur durch Zeichen ihre Zustimmung zu erkennen geben.

„Die Liebe hoffet Alles, sie glaubet Alles, sie duldet Alles." Anna sagte es mit leuchtendem Gesicht und erhobenem Tone, ein Zeugniß dafür, daß sie selbst im Hoffen, Glauben und Dulden die Ruhe und das Glück ihres Lebens wieder gefunden hatte.

Eine längere Pause entstand; jene feierliche Stimmung beherrschte die Gemüther, welche von guten Entschlüssen und frohen Hoffnungen unzertrennlich ist. Dann nahm Anna wieder das Wort.

„Vierhundert Mark waren es also, die Euch zur Deckung der Schuld noch fehlen?"

„Ja, vierhundert Mark. Anna, wenn Du uns das Geld borgen könntest! Wir würden es Dir Heller für Pfennig zurückgeben, darauf kannst Du Dich verlassen. Die Leute haben erzählt, daß in den großen Krankenhäusern sehr oft Grafen und Fürsten auf Besuch kommen, sogar der Kaiser und die Kaiserin kommen manchmal hin. Da giebt's gewiß manches hübsche Trinkgeld."

Anna schüttelte lächelnd den Kopf. „Unsere Arbeit hat nur einen Lohn, den die Welt nicht geben

kann. Nein, Trudchen, ich habe nichts, denn auch die kleine Summe, die ich mir im Dienst gespart hatte, und den Erlös aus dem Verkauf der Sachen habe ich den Eltern Robert's geschenkt. Die paar Thaler sollen den armen, alten Leuten das Alter erleichtern. Aber ich will zur Frau von Breidenbach gehen. Sie pflegt um diese Zeit aus dem Bade zurück zu kommen. Ihr will ich die Sache vorstellen, und ich zweifle nicht daran, daß sie helfen wird."

„Das ist wahr, Anna," rief Trudchen freudig. „Die Gnädige hat immer ein so gutes Herz gehabt. Ach, wie dankbar bin ich Dir für Deine Vermittelung."

„Das ist ja selbstverständlich, Trudchen."

Anna ging und ließ Trudchen in einer getrösteten Stimmung zurück. In einigen Minuten stand sie vor dem Hause in der Bülowstraße. Sie stieg eine Treppe hinauf und klingelte. Die Thür öffnete sich und das Mädchen fragte nach dem Begehr.

„Ist Frau Oberstlieutenant von Breidenbach zu Hause?"

„Zu Hause ist sie wohl, aber ob sie zu sprechen ist, das ist eine andere Frage. Wir sind nämlich erst heute Mittag vom Bade zurückgekehrt."

„Glückliches Zusammentreffen!" dachte Anna, und laut fügte sie hinzu: „Melden Sie mich nur,

Schwester Anna aus Stettin. Mich wird sie bestimmt empfangen."

„Bitte, treten Sie ein!" sagte das Mädchen und ging, Anna zu melden.

Von wunderbaren Gefühlen bewegt, blieb Anna zurück. Wie bekannt sie diese Wände, diese Bilder und Möbel des Empfangs-Salons ansahen, sie an die Zeit erinnernd, wo sie noch in diesen Räumen gewaltet, voll von Lebenslust und Hoffnung. Aber wenn sie die Zeiten hätte zurückrufen können, sie hätte es nicht gethan. Trotz Allem, was geschehen war, sah sie doch in ihrem Loose das höchste Glück. Ein vergängliches Kleinod hatte sie verloren, um ein unvergängliches dafür einzutauschen, und das schmerzliche Erinnern konnte nicht aufkommen gegen die reine Freude, die ihr Beruf ihr bereitete.

Jetzt näherten sich rasche Schritte. Die Thür wurde aufgerissen, und Amalie erschien auf der Schwelle.

„Anna, o meine Anna!" rief sie und schloß die Diakonissin in ihre Arme.

Bald saßen sich Anna und Amalie im Boudoir gegenüber. Sie sahen sich an und fanden, daß sie beide ernst geworden waren. Aber der Ernst, welcher aus Anna's Gesicht sprach, war jener milde, den das Gefühl versöhnender Ruhe zeitigt, während Amalien's

Ernst von schweren inneren Kämpfen und Entsagung sprach. Der heitere Schmelz, welcher sonst ihr Gesicht verklärt und ihre Schönheit gehoben hatte, war verschwunden und hatte einem trüben Schatten Platz gemacht. Eine Landschaft ist dieselbe, ob die Sonne sie bescheint oder eine Wolke sie beschattet, Berg und Thal und Flur sind unverändert; aber ihr Aussehen ist ein ganz anderes geworden. So war das Gesicht Amalien's dasselbe geblieben, aber es hatte den früheren Sonnenglanz inneren Glückes verloren.

Anna bemerkte es mit tiefer Betrübniß.

„Sind Sie noch mit Herrn Dorner verlobt?" fragte sie.

„Ich werde mich nächstens mit ihm verheirathen," antwortete Amalie, aber sie sagte es gleichgiltig und ohne das Aussehen einer glücklichen Braut.

Anna schwieg. Das trübe Aussehen der Frau von Breidenbach bedurfte für sie keiner Erklärung mehr.

„Die Aussicht auf die Verbindung scheint Sie nicht glücklich zu machen, gnädige Frau," sagte Anna endlich.

„Was ist Glück!" antwortete Amalie und sah traurig vor sich hin. Nach einer Weile fuhr sie fort: „Ich weiß, Anna, daß Du zu dem Ingenieur niemals ein großes Vertrauen gehabt hast. Man

empfindet eine unerklärliche Abneigung manchmal einem Menschen gegenüber, der sie nicht verdient. Wir können deshalb gegen uns und unsere instinctiven Gefühle niemals mißtrauisch genug sein. Man läuft leicht Gefahr, ein Unrecht zu begehen, wenn man lediglich der Stimme seines Herzens folgt."

„Das ist wahr," sagte Anna, „die Religion lehrt etwas Aehnliches."

„Leute auf der einfachsten Stufe der menschlichen Bildung mögen ihren Trieben folgen, heute dies und morgen das lieben, Bande knüpfen und lösen. Von ihnen verlangt man nichts, was sie nicht zu geben im Stande sind. Aber das ist ja wohl der Endzweck der Bildung, daß der Mensch seine Leidenschaften beherrschen und seine Pflicht erfüllen soll."

„Daß er sein Kreuz auf sich nimmt," ergänzte Anna.

„Sein Kreuz —" Amalie rief es in bitterem Tone. „Ja, sein Kreuz!" wiederholte sie mit einem Seufzer. „Aber, liebe Anna, sprechen wir von anderen Dingen. Du hast mir gewiß aus der Diakonissen-Anstalt viel zu erzählen. Ich wünschte, man nähme dort auch junge Wittwen auf."

„Ich komme mit einer Bitte, gnädige Frau."

„Sie ist erfüllt, ehe Du sie ausgesprochen hast."

Anna erzählte von Gustav Rollmann, von seiner Erfindung und seiner gegenwärtigen Noth.

„Rollmann? Den kenne ich ja bereits," rief Frau von Breidenbach, „und auch von seiner Erfindung habe ich schon gehört."

„Er wohnte früher in diesem Hause, auf dem Hofe vier Treppen. Sie entsinnen sich vielleicht, daß mein Bräutigam bei ihm wohnte und daß ich seine liebe Familie oft besuchte."

„Gewiß, gewiß! Deshalb war er mir auch gleich so bekannt, als ich ihm in der Ausstellung begegnete. Aber seine Erfindung sollte ja vorzüglich sein."

„Er hat doch kein Glück damit gehabt," entgegnete Anna.

„Dorner's Urtheil hat sich also bewährt," dachte Amalie. „Ja, er hat einen scharfen Verstand, das muß man ihm lassen."

„Jedenfalls ist er in großer Noth und bedarf der Hilfe," fuhr Anna fort. „Gnädige Frau, ich möchte den armen Mann Ihrer Güte recht warm empfehlen."

„Ich bin zu jeder Hilfe bereit," entgegnete Amalie schnell. „Vielleicht wäre es gut, wenn ich mit ihm persönlich sprechen könnte. Wir könnten uns so am sichersten und schnellsten verständigen. Ich will ihn durch mein Mädchen bitten lassen."

„Er ist jetzt nicht zu Hause, gnädige Frau. Aber

wenn Sie so gütig sein wollen, kann er ja morgen früh zu Ihnen kommen."

„Gut, lassen wir's dabei," entschied Frau von Breidenbach. „Und Du, Anna, bist natürlich für diese Nacht mein Gast. Ich weiß es wohl, die Frau Rollmann wird Dich nicht gerne entbehren, aber sie hat einen Mann und ich bin allein. Ach, liebe Anna, wenn man in Gesichter schaut, wie das Deinige ist, dann glaubt man wieder einmal, daß der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist."

Anna sagte zu. „Rollmann und Trudchen," sagte sie sich, „haben heute Abend noch sehr viel mit einander zu reden, wobei sie keinen Zeugen brauchen können." Aber sie ging noch einmal zu Trudchen zurück, um ihr die freudige Botschaft von der zugesagten Hilfe zu bringen.

Amalie empfand über die Anwesenheit Anna's eine große innere Freude. Es war nicht der Umstand allein, eine Dienerin von erprobter Treue wiederzusehen und bei sich zu wissen, was sie so glücklich machte, sondern sie sah auch in dem plötzlichen Erscheinen Anna's in diesem Augenblicke eine Fügung des Himmels. Ein so gutes Mädchen wie Anna konnte nur Glück bringen. Nun mochte kommen, was da wollte, es mußte gut werden. —

Dr. Kemnitz war von der plötzlichen Abreise

Amalien's nach dem Besuche in der Ausstellung auf's Tiefste erschüttert worden. Die Abreise hatte ihm Dorner im Auftrage seiner Braut mitgetheilt, und der Briefschreiber schien nicht die Absicht gehabt zu haben, zart vorzugehen und seinen Triumph über den Sieg zu verbergen. Durch Kroll erfuhr der Doctor, was geschehen war, und daß er, der Schwager, durch seinen gut gemeinten Eifer die Sache nur verschlimmert habe. Der Doctor fühle, daß nun Alles aus war. Wunder geschehen nicht mehr, und doch konnte nur ein Gott die Rettung bringen. Aber er war weit davon entfernt, sich seinem Schmerze hinzugeben. Sein kräftiger Geist hob ihn über das Elend des Lebens empor. Er vertiefte sich in seine Arbeit, denn Arbeit ist die beste Medicin gegen alle seelischen Leiden. Aus der Arbeit weht dem Menschen Gebirgsluft für die Seele entgegen. Den ganzen Vormittag saß der Doctor bei seinen Büchern, ein neu begonnenes wissenschaftliches Werk fördernd, und wenn er in der ersten Hälfte des Tages den Geist angestrengt hatte, so benutzte er den Nachmittag dazu, ihn wieder zu kräftigen und neu zu beleben. Nicht allein große Naturschönheiten erheben den menschlichen Geist, sondern auch die Menschen selbst in ihrem Streben und ihrer Arbeit, in den Aeußerungen ihrer Kraft und ihrer Lebensfreude wirken erhebend. Des=

halb suchte er den Strom der Menschen auf, der in den Hauptstraßen der Stadt fluthet, stand er bei den Bauten still, die in riesigen Ausdehnungen aus der Erde emporwuchsen, bei den Straßen, die wie mit einem Schlage neu erstanden. Er besuchte die Maschinenfabrik eines befreundeten Großindustriellen im Norden der Stadt und hatte seine Freude an dem kraftvollen Treiben der Arbeiter. Die Ausstellung mit ihren Kunstwerken und ihrer Lebensfreude ergötzte ihn, und wenn er einen befreundeten Begleiter fand, so lenkte er seine Schritte hinaus nach dem Grunewald, nach Potsdam oder an die freundlichen Ufer der Unterspree.

Heute hatte er auf seinem Spaziergange in der Ferne das Kreuzbergdenkmal gesehen, und sogleich erwachte der Wunsch in ihm, bei dem klaren Wetter von der Höhe des Berges die Aussicht über die Stadt zu genießen. Nach einer Viertelstunde war er oben. Er stieg die hohe Steintreppe zum Denkmal hinauf und lehnte sich über die steinerne Brüstung.

Wie rein und erfrischend hier oben die Luft wehte! Er nahm den Hut ab und gab seine Stirne dem frischen Zuge preis. Dann weidete er seine Augen an dem Panorama, das zu seinen Füßen ausgebreitet lag! Hier die Stadt mit ihren Häusern und Thürmen ins Unendliche sich erstreckend und mit den nächsten

Straßen bis an den Berg heranreichend, dort das freie Feld mit dem fernen Hintergrunde der dunklen Waldstreifen und den darüber ragenden Thürmen der Dorfkirchen, und über dem allen der reine, blaue Himmel, der sich wie ein duftiger Baldachin über Stadt und Flur spannte und sich vor dem beobachtenden Auge immer mehr erweiterte und vertiefte. Ein erhebender Anblick! Die Sonne stand tief und neigte sich zum Untergange. Der Doctor beobachtete das leuchtende Gestirn, dessen Glanz nicht mehr stark genug war, seine Augen zu blenden. Je mehr sich die Sonne dem Horizont zuneigte, desto schneller schien sie zu gehen, desto größer wurde ihre Scheibe. Leichte Wolken am Horizont brachen ihre Strahlen, so daß der Himmel purpurn erglühte und die Stadt im rosigen Scheine, wie von einer majestätischen bengalischen Flamme beleuchtet, erglänzte. Nach und nach erloschen die Lichter und die Dämmerung hüllte Stadt und Land in ihren duftigen Schleier.

Der Doctor hatte schon manche großartige Illumination, manche glanzvolle Einholung in Berlin miterlebt, aber was war aller künstliche Aufwand gegen diese Pracht der Natur! Und die angeschaute Hoheit bedrückte ihn nicht wie jenes Schaugepränge in den Straßen der Stadt. Die Sonne wandelt ihre Bahn jedem Menschen zum Segen: Kleine und Große, Vornehme

und Geringe, Bettler und Könige beglückt ihr belebender Strahl. Von allen bewundert und geliebt, zieht sie in den Höhen dahin, und noch lange nach ihrem Untergange merkt man ihre segnende Wirkung.

„Das ist das Bild des guten Menschen," dachte der Doctor. „Dürfte ich leben wie sie, wäre mein Abschied einst dem ihrigen gleich!"

Er stieg die Treppe und den Berg hinab und wählte den Weg über das Tempelhofer Feld. Der frische Hauch, der von Tempelhof herüberwehte, that ihm wohl; er mäßigte seinen Schritt und machte einen großen Umweg in die weite Ebene hinein.

Endlich nahte er sich der Brücke des Rangirbahnhofes. Ein in der Ferne heranbrausender Zug fesselte seine Aufmerksamkeit. Er blieb an der Barrière stehen und sah dem Zuge entgegen. Da bemerkte er, daß er nicht allein war. Bei dem Lichterscheine des Bahnhofes sah er einen Mann, der sich auf das hohe Geländer geschwungen hatte und mit weit vorgebeugtem Oberkörper den Zug zu erwarten schien. Die Bewegungen des Mannes schienen dem Doctor verdächtig. Unbemerkt ging er näher. Jetzt war der Zug der Brücke ganz nahe. Mit den zwei feurigen Drachenaugen brauste die Maschine heran. „Das geflügelte Rad!" rief der Mann auf dem Geländer und machte eine Bewegung, die es unzweifelhaft ließ, daß

er sich hinabstürzen wollte. Aber schon hatte ihn der Doctor gepackt. Mit dem ganzen Aufgebot seiner Kraft zog er den Widerstrebenden zurück. Auf der Brücke begann ein Kampf, ein Kampf der Verzweiflung auf Seiten des Lebensmüden, ein Kampf kraftvollen Lebensmuthes auf Seiten des Doctors. Zwar seine Kräfte waren denjenigen seines Gegners nicht gewachsen, aber er hielt sich an ihn geklammert, fest entschlossen, ihn nicht frei zu geben, und sollte er selbst mit ihm zu Grunde gehen. Nun stemmten sich beide Gegner gegen das Geländer, nun lagen sie am Boden, der Doctor unten, aber der andere konnte sich, von dem Doctor umklammert, nicht aufrichten. Da brauste der Zug durch die Brücke. Durch alle Fugen quoll der Dampf und hüllte die Kämpfer ein. Schon verklang das Geräusch des Zuges in der Ferne. Die Gefahr war vorüber und der Doctor gab den Lebensmüden frei.

Beide sprangen auf. Der Unglückliche wandte sich ab und lehnte sich tief athmend an das hohe Geländer.

„Sie sind gerettet,“ sagte Dr. Kemnitz.

„Ich danke Ihnen nicht dafür,“ entgegnete der Andere dumpf.

Der Doctor horchte auf. Die Stimme hatte er schon einmal gehört. Er trat nahe an den Unglücklichen heran und entzündete plötzlich ein schwedisches

Streichholz. Der Schein fiel auf ein todtbleiches Gesicht.

„Gott im Himmel! Herr Rollmann!“

Auch Gustav hatte den Doctor erkannt. „Lassen Sie mich!“ rief er.

„Nein,“ entgegnete der Doctor mit einer Stimme, welche aus den Tiefen seines Herzens quoll und in der das reine, menschliche Erbarmen zitterte. „Nein, lieber Herr Rollmann, ich verlasse Sie nicht. Ich werde nicht eher von Ihrer Seite gehen, als bis ich Sie in jeder Hinsicht gesichert weiß, in jeder Hinsicht, Herr Rollmann!“ Er ergriff seine Hand. „Kommen Sie, mein armer Freund,“ sagte er und führte Gustav von der Brücke der Kaserne zu.

Den theilnehmenden Fragen des Doctors gegenüber verhielt sich Gustav zunächst schweigend. Aber bald schmolz sein Widerstand vor der Gemüthswärme seines Begleiters. Das war keine Neugier, die sich an Gustav herandrängte, das war die reine menschliche Theilnahme eines guten Herzens. Er begann zu antworten, erst stotternd und in einzelnen, abgerissenen Worten, dann mit ganzen Sätzen, bis endlich Herz und Augen zugleich überquollen. Der Doctor hörte erschüttert bis zum Ende zu, nur dann und wann durch eine leitende Frage die Unterhaltung anregend und belebend.

Gustav schwieg. Sein Herz war ihm so leicht geworden.

„Sie haben ganz Recht, Herr Rollmann," sagte der Doctor. „Das Leben ist in der That Sünde und Schuld. Die besten Menschen haben das erfahren, und selbst in den Schriften jener Männer, welche wegen ihres frommen Herzens heilige Männer genannt werden, finden sich Aussprüche, welche diese Erkenntniß in erschütternder Weise zum Ausdruck bringen. Aber, lieber Herr Rollmann, das ist nur eine Seite des menschlichen Lebens. Das Leben ist nicht nur Sünde und Schuld, es ist auch Sühne und Versöhnung, und nur der hat sein Leben voll ausgelebt, der durch die Schuld zur Versöhnung, durch den Schmerz zum Frieden hindurchgedrungen ist."

„Ja, Frieden!" rief Gustav, „wenn ich ihn auf dieser Welt noch finden könnte!"

„Sie werden ihn finden," sagte der Doctor so bestimmt, daß es Gustav war, als ob die Gewißheit eines glücklichen Lebens von seinem Begleiter in sein Herz überströmte. „Freilich nicht auf dem Wege, den Sie einschlagen wollten. Sie machten die Rechnung Ihres Lebens und fanden, daß die Schuld groß war. Anstatt sie nun zu bezahlen, wie es unter ehrlichen Leuten Sitte ist, wollten Sie die Rechnnng einfach zerreißen und sich Ihren Verpflichtungen entziehen."

„Ich sah eben, daß sie zu groß war, daß ich sie nicht bezahlen konnte,“ antwortete Gustav.

„Sind Sie Soldat gewesen?“ fragte der Doctor.

„Ja, Kürassier,“ entgegnete Gustav.

„Nun gar! Was würden Sie zu einem Soldaten sagen, der einen wichtigen Platz zu vertheidigen hat und nur deshalb seinen Posten verläßt, weil er die anstürmende Feindesmacht für zu groß und seine Niederlage für gewiß hält? Hat er nicht vielmehr die Pflicht, um jeden Preis seinen Posten zu behaupten? Den Tapferen unterstützt das Glück, sagt ein altes lateinisches Sprichwort. Oft ist die Gefahr kleiner, als sie auf den ersten Blick erscheint, und man hat Beispiele, daß ein Einzelner durch eine große Uebermacht sich glücklich durchgeschlagen hat.“

„Das ist richtig,“ sagte Gustav.

„Und deshalb, mein lieber Freund, gehen Sie zurück und nehmen Sie den Kampf mit dem Leben wieder auf. Sie haben nicht bedacht, daß Frau und Kind ein Recht auf Sie haben, Sie haben nicht bedacht, daß Ihre Sache noch keineswegs verloren ist. Wenn auch die staatliche Behörde zunächst Ihre Erfindung abgelehnt hat, so ist doch nicht ausgeschlossen, daß dieselbe noch zur Geltung kommt. Ich selbst bin gern bereit, wenn Sie mir vertrauen wollen, meine ganze Kraft dafür einzusetzen. Und sollte der Erfolg

doch ausbleiben, so sind Sie ja auf die Erfindung nicht angewiesen. Sie sind ein geschickter und starker Arbeiter. Es würde mir nicht schwer werden, in der Maschinenfabrik meines Freundes Sander eine Stelle für Sie zu gewinnen."

„Ach!" antwortete Gustav seufzend, „wenn man seine ganze Kraft und seine ganze Hoffnung auf etwas gesetzt hat und es schlägt Alles fehl — Sie können sich nicht denken, wie weh das thut!"

„Ich weiß es wohl," sagte der Doctor sehr ernst, indem seine Gedanken zu Amalie und Dorner schweiften. „Ich kenne den Schmerz, für eine schöne und herrliche Sache vergebens gearbeitet zu haben, so gut wie Sie, aber die Flinte ins Korn werfe ich deshalb noch nicht. Ich bin sozusagen ein Leidensgenosse von Ihnen, wenn mein Unglück auch anderer Art ist. Aber da fällt mir ein, Sie brauchen Geld."

„Sie sind zu gütig," entgegnete Gustav. „Nein, das kann ich nicht annehmen."

„Von mir sollen Sie es auch nicht annehmen, lieber Herr Rollmann. Ein deutscher Schriftsteller, wie ich, sammelt keine Schätze, die Motten und Rost fressen, und dankt Gott, wenn er leidlich durchkommt. Aber ich kenne eine Dame, eine ebenso reiche als wohlthätige Dame, die Sie auf meine Empfehlung hin gern unterstützen würde. Nehmen Sie das an?"

„Von Herzen gern, natürlich nur als Darlehn und gegen Zinsen.“

„Das mögen Sie mit der Dame selbst ausmachen,“ entgegnete der Doctor.

Die beiden Männer waren während des Gesprächs weitergegangen und standen jetzt an dem Kreuzungspunkt der Bülow- und der Potsdamerstraße.

„Hier trennen sich unsere Wege,“ sagte der Doctor. Er nahm Gustav's beide Hände, drückte sie herzlich und sah ihm mit leuchtenden Augen ins Gesicht. „Lassen Sie uns also ringen und schaffen, mein lieber Herr Rollmann, und unser Losungswort für alle Zeit: Durch Kampf zum Frieden! Auf Wiedersehn, Herr Rollmann!“

Der Doctor wandte sich zur Maaßenstraße hinauf, während Gustav dem Dennewitzplatze zuging. Sein Herz brannte von den Worten, die er gehört hatte. Er that das Gelübde, sich der eben erfahrenen Menschenfreundlichkeit werth zu zeigen und Alles wieder gut zu machen. Freilich, wenn alle Menschen dem Doctor ähnlich wären, so wäre ihm der verzweifelte Gedanke gar nicht erst gekommen. Und Trudchen, wenn sie ihrer Bitterkeit nur halb so viel Güte beimischen wollte, wie der Doctor ihm gezeigt hatte, was müßte das für ein Leben werden! Nun hatte sie ihm ihr Sparcassenbuch überlassen, sie hatte ihm auf die

nachdrücklichste Weise gezeigt, daß sie an eine Trennung von ihm nicht denke. Aber wie oft würde sie ihm dieses Opfer nun wohl vorwerfen! Schweren Herzens stieg er in den Keller hinab.

„Guten Abend.“

„Guten Abend, Gustav.“ So weich hatte ihre Stimme lange nicht geklungen.

Er setzte sich und sagte: „Ich hab's besorgt. Er ist mit Deinem Sparcassenbuch zufrieden gewesen und wird die Execution zurücknehmen. Natürlich gebe ich Dir das Geld wieder. Ich werde eine Stelle in einer Maschinenfabrik annehmen. Dann wird sich ja Manches machen lassen.“

Trudchen sah Gustav mit einem so traurigen und doch so liebevollen Blick an. „Ach Gustav, Du brauchst mir nichts wiederzugeben. Was mein ist, ist Dein.“

„Wie? Du hast doch aber für Dich gespart.“

„Ja — aber es war Unrecht von mir. Nimm es mir nicht übel, Gustav.“

Er sah seine Frau betroffen an und sagte kein Wort.

„Ich habe Dir überhaupt manches Unrecht angethan. Meine Heftigkeit — ich habe es ja nie so böse gemeint. Nimm es mir nicht übel, Gustav!“

„Trudchen!“ rief er mit leuchtenden Augen. Er stand auf, zog sie in großer Bewegung an sich und

sagte: „Laß das, Trudchen! Kein Wort mehr davon! Auch ich habe Manches gut zu machen. Wir wollen das Alte vergessen, und nicht wahr, von heute ab soll es heißen: Friede auf Erden!"

Anna hatte Recht gehabt. Die beiden Ehegatten hatten sich heute Abend viel zu erzählen, wobei sie einen Zeugen nicht brauchen konnten.

* *
*

Dr. Kemnitz konnte an diesem Abend nicht zur Ruhe kommen, denn alle seine Gedanken waren wieder auf Amalie von Breidenbach gerichtet. Ihr wollte er Rollmann empfehlen; aber ob sie schon zu Hause sein mochte, ob er ihr schreiben oder sie besuchen sollte, diese Fragen drängten sich durch seinen Kopf und verlangten Beantwortung. Endlich entschloß er sich zur schriftlichen Mittheilung. Eine solche konnte keinen Argwohn erregen, und wenn Amalie noch im Bade weilte, wurde ihr der Brief einfach nachgeschickt. Das war der sicherste Weg. Er setzte sich und schrieb, aber er konnte seine Gedanken nicht klar in Worte fassen, und als er fertig war, fand er den Brief so geschäftsmäßig kühl, daß ihn Frau von Breidenbach als eine Beleidigung hätte aufnehmen müssen. Er zerriß ihn und überlegte. Warum sollte er sie nicht besuchen und seine Sache persönlich vertreten? Das bisherige freundschaftliche Verhältniß erlaubte es ihm nicht nur,

sondern forderte es geradezu. Der Doctor fühlte in diesem Augenblick die ganze Süße ihrer Erscheinung. Nein, die Freude, Amalie wenigstens einmal zu sehen und zu sprechen, wollte er sich nicht rauben. Er war weit davon entfernt, einem Andern seine Rechte streitig zu machen, er hätte diesen Anderen gesegnet, wenn er fähig gewesen wäre, Amalie glücklich zu machen. Sein Herz war frei von jeder sträflichen Begierde. Er durfte deshalb ohne Gefahr für sie und sich den Besuch wagen.

Am nächsten Morgen saß Amalie in ihrem Boudoir, als das Mädchen mit einem prachtvollen Blumenarrangement eintrat. Ein Herz von Rosen ruhte auf einem Kissen von Vergißmeinnicht. Amalie erschrak förmlich bei dem Anblick desselben. Es kam von Dorner. Sie ließ das Kissen von dem Mädchen niederlegen und träumte weiter. Anna war mit Trudchen nach dem Kirchhofe gefahren, um Robert's Grab mit einem Kranze zu schmücken. „Das muß eine wahre, glückliche Liebe gewesen sein, die über das Grab hinaus dauert," dachte Amalie. „Wenn Dorner stürbe, ob ich ihn wohl so betrauern könnte, und wenn ich unter dem Rasen läge, ob er mir dann auch wohl ein solches Rosenherz mit Vergißmeinnichtkissen widmen würde!"

Das Mädchen trat ein und meldete Herr Dr. Kemnitz.

Amalie erbleichte. Kaum hatte sie den Fuß in ihr Heim gesetzt, so trat diese Versuchung aufs Neue an sie heran.

„Führen Sie den Herrn in den Salon!“ gebot sie.

Sie lauschte und hörte, wie die Thüren gingen; sie vernahm den Schritt des Doctors. Er wartete auf sie.

Zwei Herzen, getrennt durch einige Thüren, schlugen sich in Liebe entgegen, und sie zögerte, ihn zu empfangen. Ja, sie liebte den Doctor in demselben Maße, wie ihr Herz sich von Dorner abneigte, das kam ihr jetzt lebhafter denn je zum Bewußtsein. Umsonst hatte sie ihr Herz in Fesseln gelegt, umsonst jede Verbindung mit dem Doctor aufgehoben. Da auf einmal übermannte Amalie ein übermächtiges Gefühl. Die Wahrheit kam in ihr zur Herrschaft über die Lüge, die Natur über die Unnatur. Sie erkannte die Sünde, die sie zu begehen im Begriff gewesen war, die dreifache Sünde, gegen sich, Dorner und den Doctor; sie schauderte vor dem Abgrund, in den sie sich hatte hineinstürzen wollen, vor dem kalten, trostlosen Leben ohne Liebe. „Kein Mensch ist verpflichtet, sich lebenslang unglücklich zu machen.“ Diese Worte des Schwagers Kroll verstand sie in ihrer ganzen Tiefe. Nein, sie

wollte nicht unglücklich sein. Sie hatte so gut wie jede Andere ein Recht auf Glück und Liebe, und sie wollte dieses Recht zur Geltung bringen. Aller Stolz, alle conventionellen Rücksichten waren von dem Sturm, der sie erfaßte, weggeblasen wie der Nebel vom Morgenwind. Sie wurde ruhig und mit ihrer früheren Sicherheit, die durch die Liebenswürdigkeit ihres Wesens einen unbeschreiblichen Reiz erhielt, trat sie dem Doctor entgegen.

Sie begrüßte ihn, der sich einer gewissen Beklommenheit nicht erwehren konnte, mit ungezwungener Herzlichkeit und führte ihn aus dem vornehmen Salon in das trauliche Boudoir. Dieser Beweis alter Vertraulichkeit that dem Doctor ungemein wohl, so daß er seine Unbefangenheit wieder gewann.

„Ich komme heute mit einer Bitte, gnädige Frau.“

„Ich bin nie so zur Erfüllung aufgelegt als jetzt,“ entgegnete Amalie heiter.

Der Doctor erzählte seine gestrige Begegnung mit Rollmann und bat für den Armen um Amaliens Unterstützung.

Sie hatte mit großer Theilnahme und mit Ausrufen schmerzlicher Ueberraschung zugehört. „Sonderbar,“ sagte sie jetzt, „daß Alles in meinem gegenwärtigen Leben auf diesen Mann hinweist.“ Und nun erzählte sie, was sie von Rollmann bereits wußte, und daß sie

ihn in einer halben Stunde zu einer mündlichen Besprechung erwarte.

„Ich bitte, daß Sie an der Unterredung Theil nehmen, Herr Doctor," sagte sie. „Ihre Anwesenheit dürfte dem Armen in seiner schwierigen Lage eine große Erleichterung sein."

Mit Freuden willigte der Doctor ein, und die Zeit bis zum Erscheinen Gustav's füllten sie mit munterem Geplauder aus.

Nach kurzer Zeit wurde ihre Unterhaltung durch das Erscheinen Gustav's unterbrochen, der in Begleitung Anna's kam. Seine Beklommenheit wurde durch die herzliche Begrüßung von Seiten der Frau von Breidenbach bald beseitigt, und als er den Doctor sah, drückte er ihm mit freudiger Rührung die Hand.

„Ich habe Ihnen viel zu danken, Herr Doctor," sagte er. „Was Sie an mir gethan haben, kann ich Ihnen nie vergelten."

Der Doctor lehnte jeden Dank ab, und die Gesellschaft setzte sich. Im traulichen Raum saßen sie sich gegenüber, die Offiziersfrau, der Gelehrte, die Diakonissin und der einfache Arbeiter, alles Menschen, auf welche das Wort der Frau von Breidenbach paßte: wenn man ihnen ins Gesicht schaut, glaubt man, daß der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist.

„Ich bin bereits von Allem unterrichtet, Herr

Rollmann," begann Amalie. „Ich weiß, daß Ihr Streben ein ebenso anerkennenswerthes als erfolgloses gewesen ist. Die Welt mag den Werth einer Arbeit nach dem Erfolg bemessen, in unsern Augen gilt sie, was sie durch sich selbst bedeutet. Ich erfülle gern die Pflicht, Ihnen die helfende Hand zu reichen."

Gustav nickte und sah die vornehme Frau mit dankbaren Blicken an. Wie Musik umschmeichelte ihre klangvolle Stimme sein Ohr.

„Für die Verwerthung Ihrer Erfindung," fuhr Amalie fort, „wird sich unser lieber Freund, Herr Doctor Kemnitz, bemühen. Derselbe wird Ihnen auch Gelegenheit zu neuem Erwerb verschaffen. Der kleinste Theil bleibt mir zu thun übrig. Bitte!"

Sie überreichte ihm ein mit Banknoten gefülltes Couvert und fuhr fort:

„Es sind sechshundert Mark. Vierhundert Mark brauchen Sie zur Abtragung Ihrer Schuld. Den Rest werden Sie wohl für Miethe und sonstige Auslagen verwerthen können. Ich gebe Ihnen das Geld als unverzinsliches Darlehn. Sie mögen es zurückzahlen, wenn Sie können. Vor einer Mahnung meinerseits sind Sie sicher."

Gustav ergriff die Hand der Frau von Breidenbach und küßte sie. „Ich danke Ihnen, gnädige Frau! Möge Gott Ihnen die Güte lohnen."

„Und Ihnen möge es Glück bringen, lieber Herr Rollmann. Es wird mich sehr freuen, von Ihrem und Ihrer Familie Ergehen zu hören. Leben Sie wohl!“

Indem Gustav dem Doctor die Hand reichte, fiel sein Blick plötzlich auf das Modell der Selbstkuppelung, welches auf einem Tischchen an der Seite stand. Wieder und wieder blickte er hin, so daß es Frau von Breidenbach bemerkte.

„Dieses Modell ist es, was Ihre Aufmerksamkeit fesselt?“ fragte sie. „Richtig, Sie sind ja ein Mann von Fach. Bitte, sehen Sie es sich an. Es ist auch eine Kuppelung, eine Erfindung des Ingenieurs Dorner.“

Gustav trat hinzu und erkannte sein Modell.

„Was?“ fragte er, „wessen Erfindung?“

„Des Ingenieurs Dorner, desselben Herrn, den Sie in der Ausstellung an meiner Seite gesehen haben.“

„Unmöglich! Diese Erfindung hat der Ingenieur Dorner nicht gemacht, überhaupt kein Ingenieur, sondern ein einfacher Arbeiter.“ Gustav's Erfinderstolz war erwacht, und seine Augen leuchteten.

Amalie erschrak. „Woher wissen Sie das?“

„Daher, daß ich selbst der Erfinder bin.“

„Sie? — Sie selbst?“

Es war ein Ausruf größter Ueberraschung, der aus Aller Munde kam.

„Ich selbst! Ich habe ein halbes Jahr daran gearbeitet, Tag und Nacht. Jeden Theil habe ich selbst ausgesonnen, gefeilt und zusammengesetzt.“

„Aber sehen Sie nur genau hin!“ rief Amalie. „Täuschen Sie sich nicht? Jedes Wort aus Ihrem Munde ist eine schwere Anklage gegen einen Mann, den ich — für keinen Betrüger halten konnte.“

„Es ist mein Werk,“ sagte Gustav mit einer Festigkeit, die keinen Zweifel aufkommen ließ. „Ich habe es mir sogar patentiren lassen. Später, als ich erfuhr, daß man eine Selbstkuppelung nicht wollte, habe ich das Modell an den Patentanwalt Libauer verkauft, und nur durch den kann es Herr Dorner erhalten haben.“

Amalie wurde es schwarz vor den Augen. Sie wankte und ließ sich am Arme des Doctors in einen Sessel nieder. Sie legte den Kopf an die Lehne und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

So hatte Dorner also ein schimpfliches Spiel mit ihr getrieben. Sein Scharfblick, seine Fachkenntniß, seine Bedeutung, nichts als Lug und Trug! Dieser Mann hatte die Erfindung Rollmann's herabzusetzen gewagt. Er hatte es gewagt, zu behaupten, daß seine Arbeit Millionen werth sei, wenn Rollmann's Kuppelung auch nur einen Thaler gelte. Er hatte es gewagt, aus dieser Arbeit ein Recht auf ihre Hand

abzuleiten! Und diesem Moloch hatte sie sich opfern wollen!“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ bat Gustav, als er die Wirkung seiner Worte auf Frau von Breidenbach erkannte. „Ich habe Ihnen nicht wehe thun wollen. Die Kuppelung gehört mir ja gar nicht mehr. Ich habe sie mit allen Rechten an Libauer verkauft, und es muß mir gleich sein, wie er sie verwerthet.“

Frau von Breidenbach beherrschte ihre Erregung. „Sie haben nichts zu befürchten, Herr Rollmann. Sprechen Sie! Sie sollen und müssen sprechen. Mein Gott, ist es möglich, daß ein ehrliches und vertrauensvolles Menschenherz so schrecklich betrogen werden kann?“

Sie stand auf und sagte in feierlichem Tone:

„Herr Rollman, Sie wissen nicht, was Ihr Zeugniß für mich bedeutet. Ich muß in dieser Angelegenheit ganz klar sehen. Geben Sie mir einen untrüglichen, greifbaren Beweis für Ihre Behauptung! Ich mißtraue Ihnen nicht, aber der Einzelne kann sich irren. Durch zweier oder dreier Zeugen Mund soll die Wahrheit offenbar werden.“

„Nun, die fehlenden zwei Zeugen wären leicht zu beschaffen,“ sagte Gustav. „Wenn meine Frau dieses Modell nicht auf den ersten Augenblick als mein Werk erkennt, will ich ein Lügner sein. Und

schließlich wird ja Herr Libauer die Wahrheit auch nicht verschweigen können."

„Gut, wir wollen sie gleich hören," sagte Amalie. „Liebe Anna, erweise mir die Freundlichkeit, Frau Rollmann auf ein Viertelstündchen herzubitten! Und Sie, Herr Doctor, übernehmen wohl die Aufgabe, den Patentanwalt Libauer unter irgend einem Vorwande zu bewegen, mich, wenn möglich, sofort zu besuchen. Er soll es nicht umsonst thun. Beide aber dürfen von der Kuppelung vorher kein Wort erfahren!"

Anna und der Doctor eilten hinweg; während der Abwesenheit der beiden erzählte Gustav der Frau von Breidenbach, wie er zu dem Entschluß, die Erfindung zu machen, gekommen sei, und welche Erfahrungen er damit gemacht habe. Nur mit getheilter Aufmerksamkeit hörte Amalie zu.

Ihre ganze Seele war in Erregung und ihre gespannte Aufmerksamkeit auf das gerichtet, was die nächste Zukunft bringen sollte.

Anna kehrte mit Frau Rollmann zuerst zurück. Trudchen hatte schnell ein Sonntagskleid anziehen wollen, aber da Anna drängte, so begnügte sie sich damit, eine glänzend weiße Latzschürze anzulegen. So stand sie erwartungsvoll vor der vornehmen Frau, verlegen ihre Schürze streichend.

„Kommen Sie, liebe Frau Rollmann," sagte Amalie freundlich, ihr die Hand reichend. „Ich möchte Ihnen etwas zeigen. Sehen Sie dieses Spielzeug, wie gefällt es Ihnen?"

„Ach Gustav, das ist ja Dein Modell!" rief Trudchen verwundert.

„Erkennen Sie es bestimmt?" fragte Amalie.

„Gnädige Frau, sollte ich das nicht kennen!" antwortete Trudchen. „Es hat mir manche unruhige Nacht gemacht. Und was es gekostet hat! Gegen hundert Mark haben wir bezahlt und fünfzig wiederbekommen. Aber ich will nichts mehr sagen. Ich und mein Mann, wir haben Frieden gemacht, und deshalb soll die Vergangenheit begraben sein. Hoffentlich wird ihm das Modell nicht jetzt noch Ungelegenheiten machen."

Obgleich die Sache sehr ernst war, konnte sich Amalie doch eines Lächelns über die Befürchtung der Frau Rollmann nicht erwehren. „Seien Sie ganz ohne Sorge, liebe Frau!" sagte sie, und nachdem sie Frau Rollmann für die Bemühung gedankt und deren Dank für die freundliche Hilfe in der Noth entgegengenommen hatte, entließ sie die fleißige Frau, die bei ihrem Geschäft unentbehrlich war.

Nach kurzer Zeit traf der Doctor mit Libauer ein. Der Doctor hatte sich in eine Droschke geworfen

und dem Kutscher doppeltes Fahrgeld versprochen, wenn er innerhalb einer Viertelstunde das Haus in der Leipziger Straße erreiche. Libauer, in der Meinung, ein gutes Geschäft machen zu können, war dem Doctor sofort gefolgt, und im Fluge waren beide zu Frau von Breidenbach geeilt.

Libauer verneigte sich tief vor der vornehmen Frau, während er Gustav gnädig zunickte, dann nahm er auf die Einladung der Frau von Breidenbach Platz.

„Herr Libauer,“ begann sie, „ich bedarf Ihres fachmännischen Gutachtens in einer für mich sehr interessanten Angelegenheit.“

„Ich stehe gern zu Diensten, gnädige Frau,“ entgegnete der Patentanwalt.

„Bitte, betrachten Sie dieses Modell und sagen Sie mir, ob es Ihnen bekannt ist!“

Libauer erkannte das Modell auf den ersten Blick, aber er betrachtete es doch mit prüfenden Blicken von allen Seiten. Endlich sagte er: „Ja, gnädige Frau, ich kenne es. Es ist das Modell einer Selbstkuppelung.“

„Ist Ihnen der Erfinder derselben bekannt?“

„Er ist mir bekannt, und ich hoffe, nicht gegen die geschäftliche Discretion zu verstoßen, wenn ich er=

kläre, daß ich das Modell von Herrn Rollmann gekauft habe."

„Und Herr Rollmann ist der Erfinder?"

„Ein Urtheil hierüber entzieht sich der Machtbefugniß eines Patentanwalts, gnädige Frau," entgegnete Libauer vorsichtig. „Aber ich bestätige gern, daß Rollmann nach meiner moralischen Ueberzeugung der Erfinder sein dürfte, und daß jedenfalls die Patentschrift auf seinen Namen lautete."

Amalie nickte. „Sie haben das Patent wieder verkauft. Ist Ihnen der Name des Käufers noch gegenwärtig?"

„Ein tüchtiger Geschäftsmann, meine Gnädigste, vergißt niemals einen Mann, mit dem er geschäftlich verbunden gewesen ist." Libauer sagte es mit einem selbstbewußten Lächeln und fuhr fort: „Ueberdies dürften meine Geschäftsbücher darüber unzweifelhafte Auskunft ertheilen."

„Nun, wie heißt der Käufer?"

Libauer machte ein sehr ernstes Gesicht. „Die Beantwortung dieser Frage verbietet mir die geschäftliche Discretion. Ich hoffe, gnädige Frau haben von der geschäftlichen Discretion einen zu hohen Begriff, um auf der Beantwortung dieser Frage zu bestehen."

„Ich bestehe nicht darauf," entgegnete Amalie. „Das Gehörte genügt mir. Sind Sie bereit, Herr

Libauer, mir Ihr Gutachten bezüglich dieses Modells und der Urheberschaft Herrn Rollmann's schriftlich zu geben?"

„Sehr gern."

„Bitte, setzen Sie sich an diesen Schreibtisch. Hier ist Papier, und hier auf dieses Blatt schreiben Sie mir gefälligst Ihre Liquidation."

Libauer setzte sich und schrieb und überreichte die beiden Blätter der Frau von Breidenbach. Amalie dankte, bezahlte das geschäftliche Gutachten des Patentanwalts mit fünfzig Mark und entließ den sich tief verneigenden Inhaber des technischen und Patentbureaus mit einem gnädigen Kopfnicken.

„Und nun, meine lieben Freunde," sagte sie zu den Anwesenden, „danke ich Ihnen allen herzlich für die wichtigen Dienste, die Sie mir geleistet haben. Wie lieb mir Ihre Anwesenheit ist, bedarf keiner Betheuerung; dennoch muß ich Sie bitten, mich für die nächsten Stunden allein zu lassen. In meinem Kopfe hämmert es, ich brauche Ruhe, Sammlung. Eine schwere Aufgabe steht mir noch bevor. Aber ich werde sie lösen, und dann: Auf ein fröhliches Wiedersehen!"

Freudig glänzte ihr Auge, als sie sich zum Doctor wandte und ihm die Hand reichte, die dieser an seine Lippen führte. Anna entließ sie mit einer herzlichen

Umarmung und Gustav mit einem freundlichen Händedruck.

Sie preßte die Hände gegen ihre pochenden Schläfen und ging erregt im Zimmer auf und ab. Die Kräfte verließen sie fast, aber heute durfte sie nicht schwach sein. Sie mußte das entscheidende Wort sprechen. Ueber die Art und Weise ihres Vorgehens war sie bald im Klaren. Sie wollte ihn nicht wiedersehen, die Erniedrigung, ihm seinen schändlichen Betrug Auge in Auge vorhalten zu müssen, wollte sie sich ersparen. Dorner wollte wie gewöhnlich Nachmittags um vier zum Mittagbrod ihr Gast sein. Ihr Brief mußte ihm zuvor kommen. Sie setzte sich und schrieb. Klar und entschieden sprach sie es aus, daß sie ihre Verlobung als einen Irrthum, die Hoffnung, mit ihm glücklich zu sein, als eine trügerische erkannt habe, indem sie zugleich die Unredlichkeit seiner Handlungsweise andeutete und ihn bat, von jeder weiteren Annäherung Abstand zu nehmen. Das Weitere würde in den nächsten Tagen von ihr veranlaßt werden.

Wenn Amalie glaubte, nunmehr mit Dorner ganz fertig zu sein, so hatte sie sich abermals in seinem Charakter getäuscht. Für ihn stand Alles auf dem Spiele, und er war, von jedem Zartgefühl und jeder Rücksichtnahme weit entfernt, fest entschlossen, sich den Besitz Amaliens um jeden Preis zu sichern.

Etwa eine Stunde mochte vergangen sein, seitdem Amalie ihren Brief durch einen Dienstmann an den Ingenieur befördert hatte, als sie plötzlich Dorner's laute Stimme auf dem Corridor vernahm. Sie fuhr zusammen, ihr Busen wogte und ihr Athem ging schneller. Der letzte schwere Kampf sollte ihr also nicht erspart bleiben. Nun, Dorner mochte kommen, er sollte sie gewappnet finden.

Dorner trat ins Boudoir so sicher und selbstbewußt wie ein Fürst, der sein Reich betritt. Sie empfing ihn hochaufgerichtet und mit düsterem Blick.

„Aber Amalie!" rief er im Tone sanften Vorwurfs, ihren Brief in der Hand haltend, „was sind das wieder für Launen! Schäme Dich, mir, Deinem Bräutigam, vor Gott und aller Welt solche Dinge zu sagen! Oder ist es vielleicht eine Mystification? Hat dieser Brief mit Deinem Herzen etwas zu thun?"

„Ich habe ihn geschrieben," sagte Amalie, „und ich hätte wohl gewünscht, Sie hätten mir die Erniedrigung einer persönlichen Auseinandersetzung erspart."

„Was ist das?" sagte Dorner befremdet. „Ist das meine Amalie, die mir sonst mit offenen Armen entgegengeflogen kam und deren Mund nur Worte innigster Liebe für mich hatte? Amalie, Kind, ich erkenne Dich nicht wieder!"

Amalie wandte sich verächtlich ab. „Spielen Sie Ihr falsches Spiel nicht weiter! Gehen Sie!"

„Und Du meinst im Ernst, daß ich fähig wäre, mein ganzes Lebensglück einer Laune zu opfern? Nein, Amalie, da kennst Du Deinen William schlecht. Einen so kostbaren Besitz giebt ein Mann von meinem Charakter so leichten Kaufes nicht preis."

„Ich warne Sie vor jedem Widerstande. Ich habe Mittel in den Händen, denselben auf einmal niederzuschlagen. Schonen Sie mich und sich, indem Sie mich verlassen, um niemals wiederzukehren!"

Der Ingenieur bewahrte mit Mühe seine Ruhe. „Amalie, das ist nicht die Stimme Deines Herzens. Ich bin verleumdet worden. Gestehe es, Doctor Kemnitz war hier. Er ist der Feind, der Unkraut zwischen Weizen gesät hat."

„Er war hier," bestätigte Amalie, „aber Doctor Kemnitz hat so wenig mit dem bösen Feind gemein, wie Sie selbst mit einem guten Engel."

„Ach!" sagte Dorner mit einer verächtlichen Handbewegung, und dann, in einen elegischen Ton verfallend, fuhr er fort:

„O Amalie, welche Unruhe habe ich schon Deinetwegen empfunden! Tantalusqualen sind es, die ich an Deiner Seite ausgestanden habe. Ich genoß den Anblick des höchsten Kleinods, ohne es doch ganz be-

sitzen zu können, jeden Augenblick in Gefahr, mich desselben beraubt zu sehen. Dem Doctor Kemnitz, diesem ästhetischen Schönfärber, habe ich nie getraut. Ich wußte, daß er mir mein Glück mißgönnt und darauf sinnt, mich um dasselbe zu betrügen. Aber Amalie, laß uns fest stehen, jetzt und für alle Zeit! Ich will Alles vergessen. Sieh, wie ich diesen Brief zerreiße, so sei Alles vernichtet, was feindlich zwischen uns steht!"

Er zerriß den Brief in kleine Stücke, warf sie auf den Boden und ging mit ausgebreiteten Armen auf sie zu. Amalie trat entsetzt einen Schritt zurück.

„Heuchler, hinweg aus meinen Augen!"

Dorner's erkünstelte Ruhe war dahin. Er stampfte mit dem Fuße auf und knirschte mit den Zähnen.

„Jetzt aus einem andern Ton!" rief er. „Geberde Dich, wie Du willst, ich gebe Dich nicht frei. Ich habe ein Recht auf Deine Hand, und kein Mensch und kein Gott soll mir dieses Recht streitig machen."

„Und worauf gründen Sie Ihren Anspruch?"

„Auf unser jahrelanges und aller Welt bekanntes Verhältniß. Ich bin nicht der Mann, der sich vor aller Welt beschimpfen läßt. Ich gründe es auf Dein mir freiwillig gegebenes Wort. Ich werde Dich vor der Schmach eines schimpflichen Wortbruchs bewahren!"

„Gut," entgegnete Amalie mit blitzenden Augen. „Aber vielleicht entsinnen Sie sich, daß ich mein Wort von einer Bedingung abhängig machte."

Dorner erbleichte, aber trotzig entgegnete er: „Ich habe sie erfüllt."

„Erfüllt, indem Sie mir ein Spielzeug — kauften."

„Wohl ein Spielzeug! Aber daß die Erfindung nicht brauchbar war, haben Sie mir damals nicht zum Vorwurf gemacht, wie ich es Ihnen nicht verschwiegen habe."

„Sie scheinen mich nicht verstehen zu wollen. Also kurz und bündig: haben Sie dieses Modell selbst erfunden?"

„Wie kommen Sie zu dieser Frage?"

„Weichen Sie nicht aus! Haben Sie dieses Modell selbst erfunden?"

„Ich habe es Ihnen gesagt, daß es meine Erfindung ist."

„Und beharren Sie bei dieser Behauptung?"

„Ja, ich beharre dabei."

„Wenn ich Ihnen nun aber sage, daß der wahre Erfinder ein einfacher Arbeiter ist, Rollmann mit Namen?"

„Derselbe, den wir in der Ausstellung gesehen haben? Der ist ein eitler Narr, ein Gernegroß, der,

weil er selbst nichts erreicht hat, auch Anderen ihre Erfolge nicht gönnt. Ich beneide Sie nicht um Ihre Bundesgenossenschaft, meine Gnädigste! Es ist unter meiner Würde, mich gegen die Verleumdung dieses Menschen zu vertheidigen."

Amalie schauderte. Diese Frechheit hätte sie Dorner doch nicht zugetraut. Aber sie beherrschte sich und entgegnete ruhig:

„Mir persönlich ist das Zeugniß jedes Ehrenmannes vollgiltig, mag er ein einfacher Arbeiter oder ein Fürst sein. Um Ihretwillen aber freue ich mich auf das Zeugniß Rollmann's allein nicht angewiesen zu sein."

Sie nahm Libauer's Erklärung vom Schreibtische und überreichte ihm das Blatt. „Lesen Sie!"

Dorner las und war wie vom Schlage gerührt. „Schurke," murmelte er. „Verräther!"

Amalie maß ihn mit einem vernichtenden Blicke. „Jetzt sind Sie hoffentlich überführt," sagte sie, und dann, ihm einen Schritt näher tretend, fuhr sie fort:

„Sie haben in einer Sache, die ich hoch und heilig hielt, Ihren Spott mit mir getrieben. Ich brachte Ihnen Vertrauen entgegen, Sie haben dieses Vertrauen mit Lüge und Betrug belohnt. Und nicht genug damit, sich die Verdienste Anderer angemaßt zu haben, haben Sie die verdienstvolle Arbeit des

armen Rollmann heruntergerissen. Ich beklage es bitter, meinen Namen mit demjenigen eines Unwürdigen vereinigt zu haben, und es ist die geringste Genugthuung, die ich mir verschaffen kann, daß ich mich von Ihnen trenne. Gehen Sie!"

Dorner war entlarvt, aber noch nicht vernichtet. Er fiel vor Amalie auf die Knie und flehte mit aufgehobenen Händen:

„Amalie, habe Erbarmen mit mir! Ja, ich bin schuldig, aber die Liebe zu Dir war es, die mich verführte. Dich mußte ich besitzen, und wenn ich meine Seele hätte verkaufen sollen. 'Du hast mich berauscht, ich war meiner Sinne nicht mächtig. Verstoße mich nicht, wenn Du mich nicht wahnsinnig machen willst. Verzeihe mir um meiner Liebe willen!"

Amalie achtete nicht darauf. Sie nahm ein großes, versiegeltes Couvert vom Tische und reichte es ihm mit abgewandtem Gesicht. „Sie haben um meinetwillen Ausgaben gehabt. Es ist billig, daß ich Ihnen eine angemessene Entschädigung dafür gebe. Ich wollte Ihnen den Brief durch die Post übersenden, nun überheben Sie mich wohl dieser Mühe."

Dorner erkannte, daß Alles verloren war. Er sprang auf, ergriff den Brief und steckte ihn ein. Dann richtete er sich hochmüthig auf und rief:

„Also Sie entscheiden sich für den Doctor, Frau

Amalie? Nun, ich will die undankbare Arbeit, Ihren Geschmack zu bilden, nicht fortsetzen. Leben Sie wohl!" Und in unsäglich verächtlicher Haltung ging er zur Thür hinaus.

„Frei!" rief Amalie, indem sie die Hände faltete, „frei und glücklich!" — — —

Es war Abend geworden. Die Einfahrtshalle des Anhalter Bahnhofes war taghell erleuchtet. Die von der riesigen Wölbung herabhängenden elektrischen Lampen waren es, welche gleich kleinen Sonnen das Licht ausstrahlten und die imposante Halle mit bläulichem Scheine erfüllten. Die Perrons waren von Reisenden belebt, aus- und einfahrende Züge erregten ein dumpfes Geräusch, das hohl von der hohen Wölbung widerhallte, und dazwischen ertönten die Rufe der Packetträger und die Signalpfeifen der Beamten.

Anna und Trudchen, die letztere Karlchen an der Hand führend, kamen Arm in Arm durch eine der Thüren, welche das Treppenhaus des Bahnhofes mit der Einfahrtshalle verbinden. Gustav mit dem leichten Handgepäck Anna's folgte ihnen. Sie betraten den mittleren Bahnsteig, wo der Zug, welcher Anna weiterführen sollte, schon bereit stand.

Trudchen, die jetzt wirklich ihr Sonntagskleid

trug, machte ein sehr glückliches Gesicht. Sie war seit gestern Abend merklich jünger und schöner geworden. Dann und wann sah sie sich nach Gustav um, sich zu überzeugen, daß er ihr auch nicht verloren gegangen war.

„Sieh' ihm nur ins Gesicht!" flüsterte sie Anna zu. „Wie unschuldig er aussieht! Kann man ihm eine so schreckliche That zutrauen? Ich würde es nicht glauben, wenn er es mir nicht selbst erzählt hätte. Von jetzt ab aber will ich ihn behüten wie meinen Augapfel, das kann ich Dir heilig versprechen."

„Tante Anna," rief Karlchen, „wann wirst Du denn wiederkommen?"

„Das weiß ich nicht, mein Kind. Sobald wird's nicht werden."

„Der Junge!" rief Trudchen bewundernd. „Ich glaube, er versteht es, was wir alle Dir zu danken haben. Und ich habe ihm kein Wort davon gesagt."

Sie wandte sich zu Karlchen. „Du hast wohl Tante Anna sehr lieb?" fragte sie.

Karlchen antwortete: „Ja, und die Zuckerdüte!"

Alle drei lachten. „Es ist doch ein gutes Kind," flüsterte Trudchen. „So oder so, er hat's in sich. Wenn er nur kein Erfinder wird!"

In diesem Augenblick betrat Frau von Breidenbach die Einfahrtshalle. Anna hatte sich bereits von

ihr verabschiedet, um so größer war bei Allen die freudige Ueberraschung. Anna ging ihr entgegen und streckte ihr freudig die Hand entgegen.

„Ich konnte es nicht übers Herz bringen," sagte Frau von Breidenbach, „Dich ohne mein Geleit ziehen zu lassen. Du gute Seele, Du hast uns einen Segen mitgebracht, der lebenslang dauern wird. Kranke Herzen trafst Du an, und glückliche läßt Du zurück."

„Dafür bin ich Diakonissin," entgegnete Anna lächelnd.

„Leider verbietet es mir Dein Beruf, Dir meine Liebe und Dankbarkeit in entsprechender Form auszudrücken," fuhr Amalie fort. „Ich werde für die Familie Rollmann sorgen, als ob sie die Deinigen wären. Ich weiß, daß Dich das freuen wird. Und Du, nimm dies!"

Sie reichte ihr einen kleinen Strauß, der aus den prächtigsten Rosenknospen, Levkojen und Reseda zusammengesetzt war.

„Einsteigen!" erscholl jetzt der Ruf, und Alles drängte zu den Wagen. Frau von Breidenbach umarmte Anna in großer Bewegung, küßte sie wiederholt auf Mund und Wange und sagte mit Thränen in den Augen: „Sei glücklich, Anna, so glücklich, wie Du mich gemacht hast!"

Anna umarmte und küßte Trudchen und Karlchen

und reichte Gustav zum Abschiede die Hand. Dann stieg sie ein, und Gustav reichte ihr das Gepäck zum Wagen hinein.

Noch einige Worte wurden durch das Wagenfenster gewechselt. Dann ertönte der Pfiff des Vorstehers, dem das Pfeifen der Locomotive antwortete. Die Maschine athmete in mächtigen Stößen dicke Rauchwolken aus; stöhnend setzte sich der Zug in Bewegung. Noch ein freundliches Nicken, ein Wink mit der Hand, und Anna war den Blicken der Freunde entschwunden.

Doctor Kemnitz war in der Folge redlich bemüht, Rollmann's Erfindung zur Geltung zu bringen. Gustav hatte sein Werk noch dadurch vervollkommnet, daß er statt der Hebelwelle einen einfachen Hebel in Form einer Stange konstruirte, die von dem Arbeiter auf der Schulter getragen werden konnte, und mit welcher, wenn man man sie in ihrem verschiebbaren Lager auf den Pufferhals legte, die Kuppelung schnell und sicher vollzogen werden konnte. Dadurch wurde die Hebelvorrichtung an jedem einzelnen Wagen unnöthig gemacht und der Herstellungspreis beträchtlich verringert. Doctor Kemnitz wandte sich mit einem neuen Gesuch an den Minister, das zunächst die Beantwortung fand, daß die Angelegenheit untersucht werden solle.

Seinem Einflusse gelang es, das Interesse für Gustav's Erfindung höchsten Ortes zu erregen. Aber

das Mißtrauen, welches Dorner's Gutachten in den maßgebenden Kreisen hervorgerufen hatte, war schwer zu beseitigen, und wenn dem Doctor auch bei dem Wohlwollen, welches er gefunden hatte, der endliche Sieg der guten Sache unzweifelhaft war, so erkannte er doch, daß es zur Erreichung dieses Zieles noch langer, rastloser Arbeit bedürfen würde.

„Muth und Geduld, mein lieber Herr Rollmann," rief er Gustav gelegentlich zu. „Mit diesen Bundestruppen schlagen wir den Feind gewiß aus dem Felde."

Inzwischen hatte Gustav seine neue Stellung in der Sander'schen Maschinenfabrik übernommen und seinem alten Ruf, einer der stärksten und gewissenhaftesten Arbeiter zu sein, entsprochen. Seine Wohnung hatte er nach der Müllerstraße im Norden der Stadt verlegt, wo Trudchen ihr Wäschgeschäft zur Zufriedenheit ihrer Kunden nach wie vor betreibt.

Eines Tages erhielt Gustav von Doctor Kemnitz einen Brief. Dieser zeigte ihm und seiner Frau seine Verbindung mit Amalie von Breidenbach an. „Glücklich, wie wir sind," hieß es darin, „möchten wir gern auch Andere glücklich sehen, vor allem Diejenigen, die durch die Ereignisse der Vergangenheit unseren Herzen besonders nahe getreten sind. Ich bitte Sie deshalb, lieber Herr Rollmann, das anliegende Blatt als ein

Gedenkblatt zu unserer Hochzeit freundlich annehmen zu wollen."

Das anliegende Blatt war der Schuldschein Gustav's über die empfangenen sechshundert Mark mit der Quittung von Amalien's Hand:

„Dankend erhalten."

Trudchen hatte bereits für die Zurückzahlung eine nicht unbedeutende Summe gespart. „Das kommt in die Sparkasse," sagte sie glücklich.

Als Gustav eines Abends von der Arbeit kam, sah er auf der Straße einen Menschenauflauf. Er ging hinzu und fragte:

„Was giebt's denn?"

„Auf der Stettiner Bahn ist ein Kuppler verunglückt. Zwischen den Puffern — der Brustkorb zerquetscht. Vater von vier Kindern. Die Armen!"

Gustav stockte das Blut. Er wurde bleich, und wie er sich wandte und weiter ging, stürzten ihm plötzlich die Thränen aus den Augen.

Das geflügelte Rad hatte wieder ein Opfer gefordert.

Aber nicht lange beherrschte ihn das schmerzliche Gefühl. Seine Hoffnung zeigte ihm die Anerkennung und Einführung seiner Kuppelung in naher Zukunft. Seine Augen glänzten und schauten zum klaren Abendhimmel empor, der im Glanze der Millionen von

Sternen erstrahlte, und leise flüsterten seine Lippen:

„So fest wie ihr da oben steht meine Hoffnung!“

Druck: H. Klöppel, Ballenstedt